

Realität und Konstruktion: erkenntnistheoretische Grundlagen einer Methodologie der empirischen Sozialforschung

Meinefeld, Werner

Veröffentlichungsversion / Published Version

Monographie / monograph

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Meinefeld, W. (1995). *Realität und Konstruktion: erkenntnistheoretische Grundlagen einer Methodologie der empirischen Sozialforschung*. Opladen: Leske u. Budrich. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-15717>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY-NC-ND Lizenz (Namensnennung-Nicht-kommerziell-Keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu den CC-Lizenzen finden Sie hier: <https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0/deed.de>

Terms of use:

This document is made available under a CC BY-NC-ND Licence (Attribution-Non Commercial-NoDerivatives). For more information see: <https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0>

Werner Meinefeld

Realität und Konstruktion

Erkenntnistheoretische Grundlagen
einer Methodologie der
empirischen Sozialforschung

Leske + Budrich, Opladen 1995

ISBN: 3-8100-1421-4

© 1995 by Leske + Budrich, Opladen

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Satz: Leske + Budrich

Druck: Druck Partner Rübelmann, Hemsbach

Printed in Germany

Da angesichts umfangreicher Bücher der Stoßzeufzer „Wer soll das denn lesen?“ unvermeidlich scheint, sei eine *Lesehilfe* erlaubt:

- wer nur die *wissenschaftstheoretische Kontroverse* um „Erklären oder Verstehen“ verfolgen will, mag sich mit der Lektüre von Teil I und Kapitel III/3 zufriedengeben;
- wer nur an der *Analyse des Erkenntnisprozesses* interessiert ist, sei auf Teil II und Kapitel III/1 verwiesen;
- ganz eilige Leserinnen und Leser, die sich nur mit den *methodologischen Implikationen der erkenntnistheoretischen Analyse* auseinandersetzen möchten, können sich auf Teil III konzentrieren;
- wer allerdings nachvollziehen möchte, in welcher Weise die *erkenntnistheoretische Analyse Basis für die Begründung einer Methodologie der Sozialforschung* werden kann, wird die Lektüre des gesamten Buches auf sich nehmen müssen.

Für sehr selektive Leseinteressen sei schließlich auf das kommentierte Inhaltsverzeichnis verwiesen, das eine schnelle Orientierung innerhalb des Textes ermöglicht.

Inhaltsübersicht

Einleitung		21
I	Die Kontroverse um eine eigenständige Methodologie der Sozialwissenschaften	29
1.	Die wissenschaftstheoretischen Grundpositionen	31
1.1	„Verstehen“ als Nachvollzug sinnhafter Handlungen: die Begründung einer eigenständigen geistes- und sozialwissenschaftlichen Methodologie	31
1.2	Die These von der Einheit der wissenschaftlichen Methodologie als Argument gegen eine eigenständige geistes- und sozialwissenschaftliche Methodologie	36
2.	Zwei theoretische Entwürfe vom „Gegenstand“ soziologischer Forschung und die begrenzte Tragfähigkeit der auf ihnen gründenden Methodologien	48
2.1	Zwei klassische Konzeptionen des Gegenstandes soziologischer Forschung	49
2.2	Grenzen der Tragfähigkeit der beiden Methodologien	54
2.3	Vorschläge zur Aufhebung des methodologischen Schismas	67
3.	Erklären und Verstehen: eine erste Synthese	83
II.	Beiträge zu einer Analyse des Erkenntnisprozesses	95
1.	Erkenntnisorgan und Erkenntnis	98
1.1	Erkenntnis als Konstruktion eines kognitiven Systems	99
1.2	Erkenntnis als Produkt eines evolutionären Anpassungsprozesses an die Realität	111
1.3	Erkenntnis: Konstruktion oder Korrespondenz?	122
2.	Erkenntnis, Handeln und Subjekt	127
2.1	Die Eliminierung des Subjektes im Radikalen Konstruktivismus und in der Evolutionären Erkenntnistheorie	127

2.2	Erkenntnis als Leistung eines handelnden Subjektes	130
2.3	Zur Begründung eines konstruktiven Realismus	136
3.	Erkenntnis als soziale Hervorbringung	145
3.1	Die anthropologische Verfaßtheit des Menschen als Basis der Genese von Erkenntnis	145
3.2	Ausbildung der Erkenntniskategorien im Interaktionsprozeß	152
3.3	Die Rolle der Sprache im Erkenntnisprozeß	162
3.4	Die soziale Beeinflussung kognitiver Prozesse	185
III.	Der Erkenntnisprozeß und die Methodologie sozialwissenschaftlichen Handelns	241
1.	Das Erkennen der Welt als realistische Konstruktion	244
2.	Wissenschaftstheoretische Konsequenzen dieses Konzeptes von Erkenntnis	255
2.1	Gegenstandskonstitution und konstruktiver Realismus	256
2.2	Die Objektivität wissenschaftlicher Erkenntnis	261
3.	Erklären und Verstehen im Prozeß soziologischer Erkenntnis	275
3.1	Die Ausklammerung der Konstitutionsleistung des Forschers in der einheitswissenschaftlichen Methodologie	277
3.2	„Verstehen“ im Prozeß soziologischer Erkenntnis	281
3.3	Die Ausklammerung der Konstitutionsleistung des Forschers in der qualitativen Methodologie	287
3.4	Erklären und Verstehen im Prozeß soziologischer Erkenntnis	294
	Schlußbemerkung	301
	Literaturverzeichnis	309
	Personenverzeichnis	324
	Sachverzeichnis	328

Kommentiertes Inhaltsverzeichnis

Einleitung	21
<i>Der Stellenwert der Erklären-Verstehen-Kontroverse und die Begründung der hier gewählten Vorgehensweise: fachwissenschaftliche Forschungsergebnisse sollen die wissenschaftstheoretisch festgefahrene Diskussion aufbrechen – Skizze der Vorgehensweise</i>	
I Die Kontroverse um eine eigenständige Methodologie der Sozialwissenschaften	29
1. Die wissenschaftstheoretischen Grundpositionen	31
1.1 ‚Verstehen‘ als Nachvollzug sinnhafter Handlungen: die Begründung einer eigenständigen geistes- und sozialwissenschaftlichen Methodologie	31
<i>Diltheys Begründung der Methodik des Verstehens aus der besonderen Beschaffenheit des geistes- und sozialwissenschaftlichen Gegenstandes und die daraus resultierende Überlegenheit dieses Vorgehens über eine den Naturwissenschaften entlehnte Methodik – Diltheys Begründung der Objektivität dieser Methodik</i>	
1.2 Die These von der Einheit der wissenschaftlichen Methodologie als Argument gegen eine eigenständige geistes- und sozialwissenschaftliche Methodologie	36
<i>Die Physik als Vorbild der Wissenschaften im Logischen Empirismus – Das hypothetisch-deduktive Verfahren als gemeinsames Vorgehen aller Wissenschaften – Die Mängel der verstehenden Methode: die Begrenzung auf die Entdeckung von Hypothesen; die unerkannte Theoriegeladenheit des Verstehens und der Wahrnehmung; die Erklärungsbedürftigkeit des Verstehensprozesses; die Unzuverlässigkeit der Introspektion; der Verlust der kritischen Distanz zur gesellschaftlichen Interpretation – Ein wissenschaftssoziologischer Exkurs beleuchtet das Problem der Fremdwahrnehmung in der wissenschaftstheoretischen Diskussion</i>	

2.	Zwei Entwürfe vom ‚Gegenstand‘ soziologischer Forschung und die begrenzte Tragfähigkeit der auf ihnen gründenden Methodologien	48
2.1	Zwei klassische Konzeptionen des Gegenstandes soziologischer Forschung	49
2.1.1	Die Konstitution der „faits sociaux“ bei Emile Durkheim <i>Soziale Tatbestände sind vom Individuum unabhängig, sie sind für es obligatorisch und allgemein verbreitet; als „Realität sui generis“ müssen sie daher auch unabhängig von den Vorstellungen der Individuen analysiert werden</i>	49
2.1.2	Die Konstitution sozialen Handelns bei Alfred Schütz <i>Soziale Phänomene beruhen auf sinnhaftem Handeln von Individuen, die sich an einem sozial konstituierten Sinnzusammenhang orientieren – Die soziologische Analyse muß von diesem subjektiven Sinn ihren Ausgang nehmen</i>	52
2.2	Grenzen der Tragfähigkeit der beiden Methodologien	54
2.2.1	Das Konzept des Verstehens bei Durkheim und Schütz <i>Die Beziehung der beiden theoretischen Positionen zum Verstehenskonzept</i>	
2.2.2	Das Ungenügen des Verstehenskonzeptes in der nomologischen Methodologie <i>‚Verstehen‘ ist nicht individualpsychologisch auf Introspektion zu reduzieren, sondern nur von seiner sozialen Basis her angemessen zu begreifen – Alberts Behandlung des Verstehensproblems ist in sich widersprüchlich und inkonsequent</i>	55
2.2.3	Das Ungenügen der Methodologie des Verstehens bei Schütz und seinen Nachfolgern <i>Schütz' Versuche, das Verstehenskonzept zu objektivieren, können eine empirische Forschung nicht ausreichend anleiten – Cicourel weist zwar die Mängel einer standardisierten Methodik auf, doch löst auch seine Verankerung des Verstehens in einer Theorie sozialen Handelns das methodologische Problem nicht: er verengt vielmehr die soziologische Perspektive auf die Frage der Bedeutungskonstitution und verpaßt die Gelegenheit, selbst-reflexiv die Einsicht in die Methodenabhängigkeit von Erkenntnis auf die eigene Vorgehensweise anzuwenden – Auch Douglas' Kritik an Durkheim weist diese Schwächen auf, auch er verschiebt die inhaltliche Fragestellung, kann aber das methodische Problem nicht lösen</i>	59

2.3	Vorschläge zur Aufhebung des methodologischen Schismas	67
-----	--------------------------------------------------------	----

Forschungspragmatische Vorschläge, die ein reines Nebeneinander von Erklären und Verstehen vertreten, lösen das methodologische Problem nicht – Ein theoretisch fruchtbarer Vorschlag ist auf ethnomethodologischer Basis von Wilson gemacht worden, doch ist hier die strukturtheoretische Seite nicht genügend ausformuliert – Markovic' Vorschlag eines differentiellen Einsatzes von Erklären und Verstehen je nach dem Verdinglichungsgrad der sozialen Phänomene verbleibt auf der forschungspragmatischen Ebene – Essers Versuch, in einer Neuinterpretation des Schützischen Werkes das Verstehenskonzept in die Logik des deduktiv-nomologischen Modells einzugliedern, erkennt in mehreren Punkten Essentials des Schützischen Entwurfes und des Verstehenskonzeptes

3.	Erklären und Verstehen: eine erste Synthese	83
----	---------------------------------------------	----

Die Bedeutung von Objektivität in den beiden methodologischen Positionen – Unterscheidung von vier Modellen des Verhältnisses von Erklären und Verstehen und Begründung der Entscheidung für das Modell, das das Verstehen als ‚Basishandlung‘ sozialwissenschaftlicher Forschung konzipiert – Das Verhältnis von alltagsweltlichem Vorverständnis und wissenschaftlicher Analyse bei Schütz und im Kritischen Rationalismus und die Konstitution des soziologischen Gegenstandes – Die Einbettung der Frage nach Erklären und Verstehen in einen erkenntnistheoretischen Zusammenhang

II.	Beiträge zu einer Analyse des Erkenntnisprozesses	95
-----	---------------------------------------------------	----

1.	Erkenntnisorgan und Erkenntnis	98
----	--------------------------------	----

1.1	Erkenntnis als Konstruktion eines kognitiven Systems	99
-----	------------------------------------------------------	----

Für den Radikalen Konstruktivismus reflektiert unsere Erkenntnis nicht die Beschaffenheit der Welt, sondern die Struktur unseres Erkenntnisorgans – Begründet wird dies mit der operationalen und informationellen Abgeschlossenheit des Gehirns, das sich selbst organisiert und nur auf seine eigenen Zustände Bezug nimmt – Dies bedeutet einen radikalen Perspektivenwechsel in bezug auf die Konzepte der Gültigkeit, des Wissens und der Objektivität – Jede Konstruktion ist nur eine „passende“ Interpretation der Welt, sicher ist nur das Scheitern an der Welt – Kommunikation besteht im wechselseitigen „Unterschieben“ von Bedeutungen – Dieses Modell wird der Widerständigkeit der Realität und der sozialen Formung des Wissens nicht gerecht; es beschreibt den physiologischen Prozeß, nicht aber die Genese der Inhalte von Erkenntnis

1.2	Erkenntnis als Produkt eines evolutionären Anpassungsprozesses an die Realität	111
	<i>Evolutionäre Erkenntnistheoretiker folgern aus dem Überleben des Menschen eine zumindest grundlegende realistische Entsprechung zwischen dem Erkenntnisapparat des Menschen und der Beschaffenheit der Realität – Dies stelle eine biologische Erklärung für Kants apriorische Kategorien dar – Eingliederung dieses Modells in Poppers „Kritischen Realismus“: der Nachweis der Möglichkeit objektiver Erkenntnis sei damit erbracht – Beschränkung dieser These auf den „Mesokosmos“ und die Erklärung der Fähigkeit zur Erkenntnis, nicht jedoch der Inhalte der Erkenntnis – Kritische Einwände gegen Vollmers erkenntnistheoretische Ansprüche: das Überlebenskriterium genügt nicht für den Nachweis richtiger Erkenntnis; es fehlt ein unabhängiges Kriterium für die Entscheidung über die „Passung“ zwischen evolutionär bewährtem Erkenntnisapparat und der Realität; die evolutionäre Bewährung bezieht sich auf den Mesokosmos, hier aber sind Fehlwahrnehmungen nachgewiesen, während die theoretische Erkenntnis diese Bewährung nicht beanspruchen kann – Engels' „Rettungsversuch“ für Vollmers Position erliegt denselben Mängeln wie dieser, ihre Auflösung des Objektivitätskonzeptes wirft eigene Probleme auf, ohne die alten zu lösen</i>	
1.3	Erkenntnis: Konstruktion oder Korrespondenz?	122
	<i>Der erkenntnistheoretische Beitrag der Evolutionären Erkenntnistheorie kommt über eine globale Begründung des erkenntnistheoretischen Realismus nicht hinaus – Der wegen seines Bezuges auf empirische Ergebnisse gegen den Radikalen Konstruktivismus erhobene Vorwurf der Selbstwiderlegung ist zwar mit gutem Grund zurückzuweisen, doch setzt auch der Radikale Konstruktivismus eine ontologische Prämisse: die der Unstrukturiertheit der Realität – Insbesondere bleibt die Frage offen, ob diese Prämisse erforderlich ist, ob nicht trotz Selbstreferentialität des erkennenden Systems eine Abstimmung mit existenten Strukturen der Realität möglich ist – dies aber stellt die beanspruchte Radikalität: die Unabhängigkeit der Erkenntnis von realen Strukturen, in Frage</i>	
2.	Erkenntnis, Handeln und Subjekt	127
2.1	Die Eliminierung des Subjektes im Radikalen Konstruktivismus und in der Evolutionären Erkenntnistheorie	127
	<i>Radikaler Konstruktivismus und Evolutionäre Erkenntnistheorie betreiben eine Erkenntnistheorie ohne erkennendes Subjekt;</i>	

beide binden, in unterschiedlicher Weise, die Erkenntnis an das Erkenntnisorgan – Das von ihnen entwickelte Konzept des „Beobachters“ bzw. die Differenzierung von Erkenntnisarten können aber das mit dieser Gleichsetzung von Erkenntnis und physiologischem Prozeß bedingte Problem der Selbstreflexion des Erkenntnisträgers nicht lösen

2.2 Erkenntnis als Leistung eines handelnden Subjektes 130

Piagets „genetische Epistemologie“ unterscheidet sich bei aller Gemeinsamkeit in einem wesentlichen Punkt vom Radikalen Konstruktivismus: sie macht das Erkennen am aktiven Handeln des Subjektes fest und stellt damit auch eine Bindung an die Realität her – Im Wechsel zwischen Assimilation und Akkommodation entwickelt das Kind seine kognitiven Schemata aus seinen im Handeln gewonnenen Erfahrungen mit der Welt, wobei der Gegenstandsbezug und die kognitive Konstitution untrennbar verwoben sind

2.3 Zur Begründung eines konstruktiven Realismus 136

Piagets Wahl des handelnden Subjektes als Ausgangspunkt seiner Erkenntnistheorie öffnet den Blick für das Wechselverhältnis von Weiterfahrung und Kognitionsbildung – Piaget gewinnt damit einen Zugang zu dem zugleich realistischen und konstruktivistischen Charakter von Erkenntnis: die Widerständigkeit der Realität äußert sich nicht nur als blindes Scheitern, sondern gibt auch Informationen über die Struktur der Realität – Dieser Vorrang der praktischen Manipulation von Welt für die Kognitionsbildung wird auch durch empirische Belege aus der Gehirnforschung bestätigt, und es bestehen aufschlußreiche Parallelen zwischen der dort beschriebenen Phasierung der neuronalen Prozesse und den von Piaget beobachteten kindlichen Entwicklungsstadien – Dies spricht gegen die radikal-konstruktivistische These von der Irrelevanz der Strukturen der Realität für die Erkenntnis und legt es nahe, Erkenntnis als einen konstruktiven Prozeß auf realistischer Basis zu konzipieren – Piaget hat das Subjekt in den Erkenntnisprozeß integriert, aber er hat es als einen einsamen Handelnden begriffen, ohne sozialen und kulturellen Kontext

3. Erkenntnis als soziale Hervorbringung 145

3.1 Die anthropologische Verfaßtheit des Menschen als Basis der Genese von Erkenntnis 145

Auch Neissers Kognitive Psychologie verbindet das Handeln des Kindes mit der Weiterentwicklung seiner (angeborenen) kognitiven Schemata – Ausgehend von den Annahmen der philosophischen Anthropologie entwickelt Dux eine erkenntnistheoreti-

sche Perspektive, die nicht von angeborenen kognitiven Schemata ihren Ausgang nimmt, sondern die die Ausbildung dieser Schemata aus einer sozialen Grundbeziehung erklärt: das Kind entwickelt seine Grundkategorien in aktiver Auseinandersetzung mit der Objektwelt, wobei das „primäre Objekt“ ein Subjekt, nämlich die Bezugsperson, ist – Aus der Universalität dieser sozialen Konstellation folgert Dux die Universalität dieses kognitiven Grundmusters, das seine weitere Ausarbeitung dann in Abhängigkeit vom Entwicklungsstand seiner Gesellschaft erfährt – Empirische Belege bestätigen diese soziale Formung der kognitiven Kategorien, doch kann Dux im Rahmen dieses Ansatzes nicht zeigen, wie eine spezifische Bedeutung aufgebaut wird

3.2 Die Ausbildung der Erkenntniskategorien im Interaktionsprozeß 152

Den Prozeß der Genese einer Bedeutung aus der Interaktion zweier Personen zeigt Mead auf: aus einer „Geste“ wird durch die Reaktion eines anderen ein „signifikantes Symbol“, das geteilte Bedeutung verkörpert und zur Rollenübernahme befähigt – Die Anwendbarkeit dieses Modells auf Sozialisationsbeziehungen und auf die Schöpfung neuer Bedeutungen – In diesem Prozeß wird Handlungen ebenso wie Objekten (Personen ebenso wie Dingen) ein Sinn zugeschrieben – Auch die Objektwahrnehmung erfolgt nach dem Muster der (sozialen) Rollenübernahme, und beiden unterliegt die Erfahrung des Widerstandes in der „Kontakterfahrung“ – Auch die Identitätsbildung beruht auf dem Prozeß der Rollenübernahme: Differenzierung von „I“ und „me“, in denen konstruktive und realistische Elemente des Handelns in der Welt umfaßt sind – Diese soziale Fundierung der Erkenntnis ‚der anderen‘, der Objekte und der eigenen Person ist der solipsistischen Konstruktion im Radikalen Konstruktivismus und in der Evolutionären Erkenntnistheorie überlegen – Meads Ansatz beschränkt sich auf den Nachweis der sozialen Genese eines ‚Objektes an sich‘, er umfaßt nicht den Aufbau spezifischer gesellschaftlicher Vorstellungen

3.3 Die Rolle der Sprache im Erkenntnisprozeß 162

3.3.1 Sprache als Gestalterin von Wirklichkeit 162

Das „Prinzip der linguistischen Relativität“: die verfügbare Sprache strukturiert mittels des Vokabulars und der Grammatik die Wahrnehmung der Welt und orientiert das Handeln in ihr – Empirische Belege aus der kulturen- und sprachanthropologischen Forschung wie auch aus der Sprachforschung Weisgerbers unterstützen diese These – Die starke und die schwache Version dieser These: Determination oder wechselseitiger Einfluß – Erschütterung dieser These durch kulturvergleichende Farbstudien sowie durch neuere Analysen der Hopi-Sprache – Unein-

deutigkeit der empirischen Belege – Auch neuere Studien sprechen für eine Beeinflussung der Weltaufordnung durch die Sprache

3.3.2 Erkennen, Denken und Sprechen und die Begrenztheit der Sprachanalyse 173

Sprache als Voraussetzung für Denken – Die Sprachanalyse setzt jedoch zu spät an: eine vorsprachliche Aneignung der Welt im Handeln und eine damit verbundene Ausbildung kognitiver Konzepte geht dem Spracherwerb voraus (Piaget); Furths Studien mit Gehörlosen bestätigen diese Analyse – Die isolierte Analyse der Sprache übersieht zudem die Tatsache, daß diese Teil der Kultur einer Gesellschaft ist, ihr also nicht als externer Einflußfaktor gegenübersteht, sondern sich in einem engen Wechselverhältnis zu anderen kulturellen Elementen befindet

3.3.3 Sprache und Erkenntnis: was verbleibt vom linguistischen Relativitätsprinzip? 180

Als kollektives Symbolsystem ist die Sprache Produkt der Auseinandersetzung einer Gesellschaft mit ihrer Umwelt und damit durch Objektbezug und soziale Konstruktion zugleich geprägt – Im Aufbau einer kognitiven Organisation der Welt durch das Kind verdrängt die sozial sanktionierte Sprache auf Dauer die individuellen kognitiven Hervorbringungen des Kindes, sie werden allerdings vom Kind an diese assimiliert; beide sind realistisch fundiert – Für den einzelnen kristallisiert sich in der Sprache die historisch entwickelte, nun verfestigte, selbstverständlich gewordene und sozial abgesicherte Deutung der Welt, auf deren Vermittlungsfunktion das erkennende Subjekt aber nicht prinzipiell angewiesen ist – Sprache ist weder neutrales Medium noch alleiniger Bestimmungsgrund von Erkenntnis, sie spielt allerdings eine wichtige Rolle in der Ausbildung des Weltbildes und ist daher in der sozialwissenschaftlichen Forschung entsprechend zu berücksichtigen

3.4 Die soziale Beeinflussung kognitiver Prozesse 185

Kognitive Verunsicherung als Folge der Existenz widersprüchlicher Weltdeutungen in einer Gesellschaft – Die Herausbildung der Wissenssoziologie aus dieser Erfahrung und ihre erkenntnistheoretische Relevanz

3.4.1 Die These von der Seinsgebundenheit des Denkens 187

Von der Ideologiekritik zur Wissenssoziologie: Mannheims Begriff der „totalen Ideologie“ – Die Unbestimmtheit seines Konzeptes der „Seinsgebundenheit“ – Die Ausbildung der „Denkweisen“ in Abhängigkeit von den Lebensbedingungen, ohne daß eine kausale Determination zu unterstellen wäre – Erkenntnistheoretische Implikationen der Mannheimschen Wissenssoziologie: die Nicht-

Einbeziehung der Naturwissenschaften und der Mathematik; die Selbstbezüglichkeit der Wissenssoziologie und das Relativismusproblem: Mannheims Festhalten am Wahrheitsideal; die realistische Basis des Mannheimschen Relationismus; die Wissenssoziologie als Integration alternativer Weltauslegungen und damit als Möglichkeit, sich von der Seinsgebundenheit zu befreien – Die Herausforderung der Wissenschaftstheorie durch diese Position – Die Radikalisierung der Mannheimschen Theorie in der neueren Wissenschaftssoziologie

3.4.2 Wissenschaftliches Wissen: Sonderform des Wissens oder soziales Produkt? 200

Phasen der Entwicklung der Wissenschaftssoziologie und die Einbeziehung wissenschaftlichen Wissens als Gegenstand der wissenssoziologischen Analyse – Die Erschütterung der Vorstellung einer kumulativen Entwicklung der Naturwissenschaften durch Kuhns wissenschaftshistorische Studien – Forschungsansätze innerhalb der „Soziologie wissenschaftlichen Wissens“ – Der Anspruch des „strong programme“, jedes Wissen wissenssoziologisch erklären zu können: Begründungen und empirische Belege – Ungeklärtheiten dieses Forschungsprogramms: die partielle Zurücknahme dieses Anspruches; der ungenügende Kausalitätsnachweis; die Reduktion wissenschaftlichen Handelns auf soziale Interessen; die fehlende Bewältigung der Probleme der Selbstreflexivität und des (Geltungs)Relativismus – Die Perspektive ethnographischer Laborstudien: wissenschaftliches Handeln als kontextabhängige Folge praktischer Entscheidungen in sozial strukturierten Situationen – Die handwerkliche Dimension wissenschaftlicher Forschung – Die konstruktivistische Position Knorr-Cetinas und die Grenze der ethnographischen Methode – Der falsche Gegensatz struktureller und mikrosoziologischer Analyse und die Vernachlässigung des Rahmens wissenschaftlichen Handelns: die (selbstverständliche) Orientierung der Forscher an Theorien und Methodologien

3.4.3 Soziale Bedingtheit und Geltung: das Verhältnis von Wissenschaftssoziologie und Wissenschaftstheorie 229

Zielsetzung und Mängel der Soziologie wissenschaftlichen Wissens – Soziale Bedingtheit und Geltung in der Wissenschaftstheorie und in der Soziologie wissenschaftlichen Wissens: beide verfolgen eine Strategie der partiellen Ausblendung – Das Problem der Selbstreflexivität wissenssoziologischer Analyse und die Verschlebung der Geltungsfrage – Die „rhetorische Wende“ in der Soziologie wissenschaftlichen Wissens und die Unausweichlichkeit realistischer Bezüge – Die fehlende Differenzierung von Realität und Wirklichkeit und das auf begriffliches Lernen verkürzte Konzept der Auseinandersetzung mit der Realität

III. Der Erkenntnisprozeß und die Methodologie sozialwissenschaftlichen Handelns 241

1. Das Erkennen der Welt als realitätsgebundene Konstruktion 244

„Erkennen“ ist Teil der Auseinandersetzung des Menschen mit der Realität – Die menschliche Befähigung zum Erkennen beruht auf genetisch verankerten Dispositionen – Das erkennende System entwickelt sich in einem selbstreferentiellen Prozeß – Der Aufbau erster Erkenntniskategorien erfolgt in der handelnden Aneignung der Welt – Im Handeln erfährt der Mensch die Eigenständigkeit der Realität; im Erkenntnisprozeß verbinden sich konstruktive Elemente mit der Realitätsbindung der Erkenntniskategorien – Das Grundmuster des Erkenntnisprozesses besteht in einem beständigen Wechsel von Assimilation und Akkomodation – Erkenntnis ist also das Produkt eines epigenetischen Prozesses – Die Auseinandersetzung mit der Realität ist sozial geprägt – In der Interaktion mit anderen Menschen werden Deutungen der Realität aufgebaut und verändert – Mit dem Erlernen einer Sprache erfolgt eine soziale Überformung kognitiver Konzepte – Bei vollsozialisierten Mitgliedern einer Gemeinschaft ist jede Wahrnehmung in die gesellschaftliche Weltdeutung eingebettet – Gesellschaftliche Einflüsse wirken auch in die wissenschaftliche Erkenntnis hinein – Zusammenfassende Bemerkungen zum Konzept von Erkenntnis

2. Wissenschaftstheoretische Konsequenzen dieses Konzeptes von Erkenntnis 255

2.1 Gegenstandskonstitution und konstruktiver Realismus 256

Naiver Realismus und Radikaler Konstruktivismus sind mit dem hier entwickelten Erkenntnis-konzept nicht vereinbar – Die hypostasierende Rede vom „Gegenstand“ wissenschaftlicher Disziplinen verdeckt die in der Wissenschaftskonstitution enthaltene Konstruktionsleistung – Die Voraussetzung der Existenz einer vom Betrachter unabhängigen Realität ist grundlegend für wissenschaftliches Handeln, sie muß aber von der Frage der Erkennbarkeit dieser Realität getrennt werden

2.2 Die Objektivität wissenschaftlicher Erkenntnis 261

Die Konzipierung von „Objektivität“ als intersubjektivität beziehungsweise als autonome Existenz von Ideen (Poppers Welt 3) erweist sich im Lichte der obigen Erkenntnisanalyse als begrenzt beziehungsweise als unhaltbar: ersteres verschiebt nur das Problem des Objektbezuges in die Methodik, letzteres beruht auf einem unzureichenden Konzept der Sinnhaftigkeit von

Erkenntnis: Erkenntnis ist nicht ohne Bezug auf Sinnzusammenhänge schaffende Subjekte möglich – Demgegenüber wird „Objektivität“ als ein Konzept entwickelt, das den Forschungsprozeß auf die unabhängig von ihm existierende Realität ausrichtet, ohne jedoch die Gewinnung „wahrer“ Erkenntnis zu implizieren – Die konstruktivistische Alternative der Konzentration auf Darstellung und Akzeptanz wissenschaftlicher Ergebnisse wird als Scheinlösung durch Problemverschiebung zurückgewiesen

3. Erklären und Verstehen im Prozeß soziologischer Erkenntnis 275

Die wesentlichen Differenzen zwischen der einheitswissenschaftlichen und der eigenständig-sozialwissenschaftlichen Methodologie und ihre je begrenzte Reichweite

3.1 277

*Die Ausklammerung der Konstitutionsleistung des Forschers in der einheitswissenschaftlichen Methodologie
Ein grundlegendes Problem der einheitswissenschaftlichen Position liegt in der Trennung von Entdeckungs- und Begründungszusammenhang: Reichenbachs „context of justification“ wurde von der ursprünglichen „Erkenntnisrechtfertigung“ in das Konzept einer „methodischen Kontrollierbarkeit“ umgedeutet; das Modell hypothesengeleiteter Forschung beschreibt und leitet nicht die Forschungspraxis, und es verstellt den Blick auf die Gegenstandskonstitution durch den Forscher*

3.2 281

Als Besonderheit der Sozialforschung kommt hinzu, daß nicht nur der Wissenschaftler, sondern auch die Handelnden selbst Erkenntnisleistungen erbringen, also kognitive Vorstellungen von der Realität aufbauen – Wegen der konstitutiven Funktion dieser Vorstellungen für das soziale Handeln ist ihre Erfassung für den Sozialforscher unverzichtbar: es stellt sich das Problem des Fremdverstehens – Auf der Basis der in der Erkenntnisanalyse gewonnenen Einsicht in die Voraussetzungen dieser Rekonstruktion der Weltansicht der Handelnden läßt sich ein Konzept von ‚Verstehen‘ entwickeln, das weder das Verstehen als Selbstverständlichkeit im Forschungsprozeß voraussetzt noch auf Introspektion und innerem Nacherleben beruht

3.3 287

In der kategorialen Absetzung von der hypothesen-testenden Methodologie verwandelt sich die relativ größere Offenheit qualitativer Methoden hinsichtlich der Erfassung der Weltansicht der Handelnden in die un-vermittelte Erfassung sozialer Realität und verstellt so die Einsicht in die notwendige Konstitution

tät und verstellt so die Einsicht in die notwendige Konstitution des Gegenstandes für jede Erkenntnisleistung

3.4 Erklären und Verstehen im Prozeß soziologischer Erkenntnis 294

Der Soziologe muß und kann eine Perspektive einnehmen, die ihn unabhängig von der Weltsicht der Handelnden macht – Dazu bedarf es einer Methodologie, die die Konstitutionsleistung des Forschers ebenso umfaßt wie seine Verstehensleistung und seine eigenständig-soziologische Analyse – Zu bedenken ist allerdings, ob angesichts der bestehenden Polarisierung die Grundlage für diese Methodologie eher in der empirischen Forschung als in der methodologischen Diskussion gelegt werden kann

Schlußbemerkung 301

Über den Ertrag eines Versuches, die festgefahrenen wissenschaftstheoretischen Fronten in der Kontroverse „Erklären oder Verstehen“ durch den Rekurs auf den Erkenntnisprozeß und den Entwurf eines Konzeptes von „Erkenntnis“ sowie die Diskussion der daraus zu ziehenden wissenschaftstheoretischen Konsequenzen aufzubrechen

Literaturverzeichnis xxx

Personenverzeichnis xxx

Sachverzeichnis xxx

Einige Bemerkungen zu der in dieser Arbeit verwendeten Symbolik:

- um Zitate und metaphorische Ausdrücke zu unterscheiden, werden erstere in doppelte Anführungszeichen gesetzt: „...“, letztere in einfache: „...“;
- in Zitaten werden Auslassungen und Einschübe durch eckige Klammern gekennzeichnet: [...];
- soweit nicht anders vermerkt, sind Hervorhebungen in Zitaten von den Autoren selbst vorgenommen worden;
- folgen mehrere Zitate aufeinander, dann gilt der Textverweis des letzten auch für die vorangehenden.

Einleitung

Die Entwicklung einer jeden Wissenschaft ist von Reflexionen über die angemessene Art ihrer Vorgehensweise begleitet. Vom Beginn ihrer Etablierung als wissenschaftlicher Disziplin an war diese Reflexion in den Sozialwissenschaften charakterisiert durch eine Orientierung an den Erfahrungen, die in der Praxis wissenschaftlicher Forschung gemacht worden waren – und hier besonders in derjenigen Disziplin, deren Wissenschaftlichkeit als am weitesten entwickelt galt: in der Physik. Scheint dieses Bemühen um einen Anschluß an bewährte Erfahrungen zunächst naheliegend und unproblematisch, so folgte daraus doch eine der heftigsten und langwierigsten Auseinandersetzungen, die die Bemühungen um die Begründung einer sozialwissenschaftlichen Methodologie begleitet hat: die sogenannte „Erklären-Verstehen-Kontroverse“. In dieser Kontroverse geht es im wesentlichen um die Fragestellung, ob die Sozialwissenschaften einer eigenständigen Methodologie bedürfen, oder ob die in den Naturwissenschaften bewährte Methodologie auch in ihnen Anwendung finden kann – an dieser Kontroverse lassen sich zentrale Differenzen über die Vorstellung, wie soziologische Forschung zu betreiben sei (und, grundsätzlichlicher noch: was eigentlich ‚den Gegenstand‘ soziologischer Analyse ausmache), erkennen.

Immer wieder einmal ist auch das „Ende der Debatte“ verkündet worden – sei es, weil eine der beiden Positionen nachweislich nicht zu halten sei, sei es, weil nun eine „endgültige“ Integration gelungen und die scheinbaren Gegensätze aufgehoben worden seien. Forschungspraktisch gilt es dabei längst als ausgemacht, daß die Extrempositionen dieser Debatte nicht umsetzbar sind, hier hat sich seit langem eine Strategie des „Methoden-Mix“ durchgesetzt, die Elemente beider Methodologien zu kombinieren sucht. In der methodologischen Diskussion besteht ebenfalls Konsens darüber, daß die Aufrechterhaltung dieses Schismas unfruchtbar ist, doch zeichnet sich eine entsprechende Übereinkunft über die Art seiner Aufhebung noch nicht ab.

Nun mag man unter Verweis auf eine These der Kuhn'schen Wissenschaftsforschung anmerken, daß ein solcher Konsens auch schwerlich zu erwarten sei, daß ein Paradigmenwechsel auf breiter Front nur mit einem Generationswechsel einhergehen könne und daß zwischenzeitlich der ‚fortgeschrittene‘ Teil der Profession seine Lösung so weit wie möglich durchsetzen und deren Fruchtbarkeit demonstrieren möge, doch unterschätzt dies einerseits die Rationalität der wissenschaftlichen Auseinandersetzung und läuft zum

anderen Gefahr, zugunsten des methodologischen Ideals eines einheitlichen Ansatzes die in der Kontroverse zum Ausdruck kommenden unterschiedlichen Konstitutionen sozialwissenschaftlichen Handelns vorschnell zu verschütten. Kuhn hat anhand seiner historischen Forschungen eben nicht nur das Phänomen konservativen Beharrens auf überholten Positionen aufzeigen können, sondern auch deutlich gemacht, daß neue Theorien nicht unbedingt die bislang untersuchten Probleme lösen, sondern daß sie neue Perspektiven eröffnen, in denen die alten Fragestellungen oft keinen Platz mehr finden¹ – zur Diskussion steht damit, ob auf die tradierten Perspektiven mit ihrer spezifischen Konstitution sozialer Wirklichkeit und soziologischer Problemformulierung zu verzichten ist. Zwar entscheidet sich eine jede Kontroverse erst in ihrer historischen Entwicklung, doch kann eine Stellungnahme nicht ‚der Wissenschaftsgeschichte‘ aufgebürdet werden (zumal jedes Handeln diese Geschichte selbst beeinflusst); es ist daher sorgfältig zu prüfen, ob die angebotenen Alternativen die zugrundeliegenden Divergenzen tatsächlich aufheben oder sie nur zur Seite schieben – und ob letzteres gegebenenfalls in Kauf genommen werden soll.

Die bisherige Diskussion speiste sich vor allem aus zwei Quellen: Vertreter einer einheitswissenschaftlichen Methodologie orientierten sich an einer für alle Disziplinen verbindlichen *Logik der Forschung*, die ihre Argumente insbesondere aus wissenschaftstheoretischen Überlegungen zur Sicherung bestimmter Gütekriterien (wie Widerspruchsfreiheit, Gültigkeit, Präzision, Intersubjektivität und Kontrollierbarkeit) gewannen, während Verfechter einer eigenständigen sozialwissenschaftlichen Methodologie vor allem auf die *Besonderheit des Gegenstandsbereiches* dieser Disziplinen verwiesen, die ein spezifisches methodisches Vorgehen erforderlich mache. Von beiden Seiten liegt mittlerweile eine fast nicht mehr zu überschauende Fülle an Veröffentlichungen vor, doch scheint sich die Diskussion inhaltlich auf der Stelle zu bewegen, und die Forschungspraxis nimmt kaum noch von ihr Notiz.

In dieser Arbeit möchte ich einen anderen Weg einschlagen. Unverzichtbar ist es, zunächst die in dieser Kontroverse bezogenen Grundpositionen zu rekonstruieren, doch werde ich mich auf diese Grundpositionen beschränken und die zahlreichen Verästelungen, die die Diskussion im Laufe ihrer Entwicklung erfahren hat, nur in einigen mir wichtig erscheinenden Aspekten aufnehmen. Ausdrücklich sei auf die weitgehende Ausklammerung von zwei Diskussionstraditionen aus der weiteren Betrachtung verwiesen. Als relativ unproblematisch dürfte der Verzicht auf die Verfolgung des ‚pragmatischen‘ Argumentationsstranges angesehen werden, wie er vor allem durch Forschungspraktiker immer wieder verfolgt worden ist, da von ihm eine systematische Klärung der anstehenden Probleme nicht zu erwarten ist (und auch

1 Thomas S. Kuhn, *Die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen*, Frankfurt: Suhrkamp 1967 (1962), 199ff, 148f.

nicht angestrebt wird).² Schwerwiegender ist dagegen die weitgehende Ausblendung der philosophisch ausgerichteten Tradition, die lange Zeit die Erkenntnistheorie beherrscht hat.³ Aufgrund ihrer Komplexität und Spezifizierung würde eine Auseinandersetzung mit ihnen ein solches Eigengewicht gewinnen, daß für die hier angestrebte neue Betrachtungsweise kein Raum mehr bliebe: es wäre eine andere Arbeit, die dann (von einer anderen Person) zu einer anderen Themenstellung zu leisten wäre.⁴ An dieser Tradition möchte ich daher nicht anknüpfen, sondern mich von einer anderen Seite dem Problem nähern. Setzen die bisherigen Beiträge zur Erklären-Verstehen-Kontroverse vor allem auf der Ebene einer wissenschaftstheoretischen Reflexion über ‚richtiges wissenschaftliches Vorgehen‘⁵ oder auf der Ebene einer theoretischen Reflexion über die ‚Beschaffenheit sozialer Phänomene‘ an, so soll hier an ihre Stelle eine Auseinandersetzung mit Ergebnissen aus der Forschung über den Prozeß des Erkennens treten, die zum Teil erst in den letzten Jahren, zum Teil aber auch schon vor Jahrzehnten in verschiedenen Fachwissenschaften gewonnen wurden. Damit soll der Versuch gemacht werden, durch eine Erweiterung der Perspektive um die erkenntnistheoretische Dimension die – scheinbar alternative – Gegenüberstellung zweier Teilaspekte aufzubrechen und damit aus der Sackgasse einer theoretisch-normativen Reflexion über die Voraussetzungen empirischer Forschung durch die

- 2 Siehe z.B. *George A. Lundberg*, Quantitative Methods in Social Psychology, in: *American Sociological Review*, 1, 1936, 38-54; *Allan H. Barton/Paul F. Lazarsfeld*, Einige Funktionen von qualitativer Analyse in der Sozialforschung (1955), in: *Christel Hopf/Elmar Weingarten* (Hrsg.), *Qualitative Sozialforschung*, Stuttgart: Klett-Cotta 1979, 41-89; *Erwin K. Scheuch/Dietrich Rüchemeyer*, Soziologie und Statistik. Über den Einfluß der modernen Wissenschaftslehre auf ihr gegenseitiges Verhältnis, in: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, 8, 1956, 272-291.
- 3 Stellvertretend für viele sei hier nur auf *Georg Henrik von Wright*, *Erklären und Verstehen*, Frankfurt: Athenäum Fischer 1974 (1971), und *Karl-Otto Apel*, *Die Erklären-Verstehen-Kontroverse in transzendental-pragmatischer Sicht*, Frankfurt: Suhrkamp 1979, verwiesen.
- 4 An dieser Stelle ist eine weitere Anmerkung zur gewählten Darstellungsform angebracht. Zur Begründung meiner Argumentation ist eine textexegetische Erörterung immer wieder unverzichtbar, doch soll diese nicht im Vordergrund stehen. So muß das Eingehen auf Differenzen, die z.B. zwischen den Frühschriften und dem Spätwerk eines Autors bestehen mögen, hinter einer problembezogenen Diskussion zurückstehen: es würde von der Grundüberlegung wegführen, wenn etwa das Argument des ‚Durkheim der Regeln‘ zwangsläufig einen Vergleich mit dem des ‚Durkheim der Elementarformen des religiösen Lebens‘ nach sich ziehen müßte.
- 5 Auf den normativen Gehalt der Wissenschaftstheorie weist mit großen Nachdruck *Wolfgang Stegmüller* hin: *Evolutionäre Erkenntnistheorie, Realismus und Wissenschaftstheorie*, in: *Robert Spaemann u.a.* (Hrsg.), *Evolutionstheorie und menschliches Selbstverständnis*. Zur philosophischen Kritik eines Paradigmas moderner Wissenschaft, Weinheim: Acta humaniora 1984, 5-34, hier: 10ff; ebenso *Gerard Radnitzky*, *Wissenschaftstheorie, Methodologie*, in: *Helmut Seiffert/Gerard Radnitzky* (Hrsg.), *Handlexikon zur Wissenschaftstheorie*, München: Ehrenwirth 1989, 463-472, v.a. 467ff.

Heranziehung von Ergebnissen eben solcher empirischer Forschung hinauszuführen.

Allerdings ist vor der Illusion zu warnen, mit der Untersuchung der erkenntnistheoretischen Voraussetzungen einen Raum voraussetzungsfreier Forschung gefunden zu haben. Auch die empirische Forschung über den Prozeß des Erkennens beruht auf philosophisch-theoretischen Annahmen, die ihr Ergebnis in bestimmter Weise prägen. Diesem Wechselverhältnis von Vorannahme und Beobachtung ist nicht zu entkommen, es ist aber – wenn man sich der Tatsache des Aufeinander-Verwiesen-Seins von Erfahrung und Deutung erst einmal bewußt ist – fruchtbar zu machen auch für die vorliegende erkenntnistheoretische Fragestellung. Die Einsicht in dieses Wechselverhältnis ist im übrigen nicht neu. Schon Wilhelm Dilthey hatte die Möglichkeiten erkannt, die in einer „Erweiterung“ der Philosophie um fachwissenschaftliche Erkenntnisse stecken; auch Karl Mannheim verwies auf die gegenseitige Abhängigkeit, in der die philosophische Erkenntnistheorie und die Einzelwissenschaften stünden und betonte die „befruchtende“ Wirkung „der Empirie“ für die erstere wie auch die „Unentbehrlichkeit“ der „fundierenden Überlegungen“ der Philosophie. Einen Schritt noch weiter ging Jean Piaget: er wandte sich explizit von einer philosophischen Erörterung erkenntnistheoretischer Fragen ab und der Entwicklung einer empirisch begründeten „genetischen Erkenntnistheorie“ zu.

Die Reaktion auf solche „Naturalisierungsbemühungen“ der Erkenntnistheorie war und ist ambivalent. In seiner „Logik der Forschung“ lehnte Karl R. Popper sie als wissenschaftstheoretisch unreflektiert und dogmatisch ab, da sie die Voraussetzungen ihres eigenen Handelns nicht reflektierten. Positiver äußerte sich dagegen in neuerer Zeit Hans Albert, der in seiner „Kritik an der reinen Erkenntnislehre“ das im „Vakuum“ betriebene Bemühen, die Erkenntnistheorie als Fundament einzelwissenschaftlicher Forschung zu begründen, kritisiert: er setzt (nun) seine Hoffnungen in die „Evolutionäre Erkenntnistheorie“, die die Erkenntnistheorie eben nicht als Metatheorie begreife, sondern als eine auf den Ergebnissen einer Einzelwissenschaft (der Biologie) beruhende „Erklärung des Erkenntnisgeschehens“.⁶ Im folgenden

6 Otto Friedrich Bollnow, Dilthey, Eine Einführung in seine Philosophie, Stuttgart: Kohlhammer 1955, 220 (Fußnote 1); Karl Mannheim, Wissenssoziologie, in: Alfred Vierkandt (Hrsg.), Handwörterbuch der Soziologie, Stuttgart: Enke 1931 (im folgenden als „Mannheim, Wissenssoziologie, 1931“ zitiert), 659-680, hier: 667ff; Karl R. Popper, Logik der Forschung, Tübingen: Mohr (Siebeck), 5. Auflage 1973 (1934), 23ff; Jean Piaget, Weisheit und Illusionen der Philosophie, Frankfurt: Suhrkamp 1974 (1965); Hans Albert, Die Möglichkeit der Erkenntnis. Zur Kritik der reinen Erkenntnislehre im Lichte des kritischen Rationalismus, in: Kurt Salamun (Hrsg.), Karl R. Popper und die Philosophie des Kritischen Rationalismus. Zum 85. Geburtstag von Karl R. Popper, Amsterdam/Atlanta, GA: Rodopi 1989, 3-18, hier: 9ff; desgleichen in Hans Albert, Kritik der reinen Erkenntnislehre. Das Erkenntnisproblem in realistischer Perspektive, Tübingen: Mohr (Siebeck) 1987, 34, 52. (Zum Erklärungsanspruch der Evolutionären Erkenntnistheorie sei auf Abschnitt II/1.2 und II/1.3 der vorliegenden Arbeit verwiesen).

kann es nicht darum gehen, die Wissenschaftstheorie durch eine ‚Empirie des Erkenntnisprozesses‘ zu ersetzen, doch soll der Versuch gemacht werden, Postulate über das methodologisch ‚richtige‘ Vorgehen in einer bestimmten wissenschaftlichen Disziplin: in den Gesellschaftswissenschaften, einer Prüfung im Lichte empirischer Befunde zu unterziehen. Bei diesem Vorhaben ist zwar der Warnung zu gedenken, daß der philosophischen Problemstellung durch einen Rückgriff auf die Erfahrung nicht zu entgehen sei, daß wir „immer wieder damit enden, daß wir genau dort anlangen, wovor wir geflohen sind: bei der Philosophie“⁷, doch ist angesichts des oben angesprochenen Wechselverhältnisses zu hoffen, daß wir dann über einen besseren Kenntnisstand über diejenige Tätigkeit verfügen, der Philosophie und empirische Forschung in gleicher Weise dienen: über ‚das Erkennen‘.⁸

Ebenso, wie diese Fragestellung systematisch in ihrer Beziehung zu ihrem wissenschaftstheoretischen Umfeld zu verorten ist, könnte man noch einen Schritt weitergehen und selbstreflexiv die Frage aufzunehmen, in welcher Weise sich diese wissenschaftstheoretische Entgegensetzung von Erklären und Verstehen im Kontext der Herausbildung des gegenwärtigen Wissenschaftsverständnisses überhaupt als ein Problem der sozialwissenschaftlichen Methodologie etabliert hat. Offensichtlich ist diese Kontroverse in die umfassendere Diskussion um die Möglichkeit der Erkenntnis der Realität eingebettet und in dieser Ausrichtung der Fragestellung wie auch der dabei eingeschlagenen Lösungswege ein charakteristisches Produkt unseres Kulturkreises. Die zur Behandlung dieser weitergehenden Frage erforderliche wissenssoziologische Analyse würde über eine rein deskriptive Rekonstruktion dieser Entwicklung hinausgehen und versuchen müssen, aus einer anderen Perspektive die Bedingungen dieser für unser Realitätsverständnis so charakteristischen Betrachtungsweise zu bestimmen. Hier würde sich eine Perspektive anbieten, die aus dem Grundverständnis eines anderen Kulturkreises überhaupt erst einmal eine Distanzierung zu den uns geläufigen Selbstverständlichkeiten eröffnen könnte. Den Möglichkeiten, die sich aus einer solchen exmanenten Betrachtungsweise für die Behandlung dieses Problems ergeben,⁹ kann ich in dieser Arbeit jedoch nicht nachgehen – ich werde mich im

7 Kurt Hübner, Kritik der wissenschaftlichen Vernunft, Freiburg/München: Alber 1978, 163f.

Wie wir später noch sehen werden, ist dieses Bild aber auch umzukehren: wir kommen immer wieder dorthin zurück, von wo die Philosophie ihren Ausgang genommen hat: zur Erfahrung der Realität.

8 Erst nach Abschluß dieser Arbeit bin ich auf einen Aufsatz gestoßen, in dem Hans J. Schneider aus philosophischer Sicht in einem wesentlichen Punkt (wie bereits im Titel deutlich wird) zu einer ganz ähnlichen Überlegung kommt, wie sie hier vorgetragen werden soll – Die Situiertheit des Denkens, Wissens und Sprechens im Handeln. Perspektiven der Spätphilosophie Wittgensteins, in: Deutsche Zeitschrift für Philosophie, 41, 1993, 727-739.

9 Siehe hierzu die Arbeiten von Joachim Matthes, insbesondere: Erfahrung durch Konstrukte. Empirische Sozialforschung als Kommunikationsproblem, in: Manfred Rühl

folgenden darauf beschränken müssen, eine Analyse dieser methodologischen Kontroverse im Rahmen dieses Grundverständnisses vorzunehmen.

Im ersten Teil soll es zunächst darum gehen, aus der Auseinandersetzung mit den in dieser Kontroverse vorgetragenen Positionen zu einer eigenständigen Bestimmung des Stellenwertes zu gelangen, der dem Verstehen in einem soziologisch reflektierten Konzept des Forschungsprozesses zukommen kann. Zu beginnen ist mit einer Rekonstruktion der wissenschaftstheoretischen Grundpositionen, wie sie sich insbesondere in der Philosophie Wilhelm Diltheys einerseits und in dem einheitswissenschaftlichen Modell wissenschaftlicher Erklärung andererseits gegenüberstehen. Nach einem Exkurs über die Struktur der hier geführten Diskussion ist dann zu prüfen, in welcher Weise diese methodologische Kontroverse eine Begründung in unterschiedlichen Vorstellungen darüber findet, wie der Gegenstand der Soziologie konstituiert ist und was folglich Aufgabe soziologischer Forschung sein kann. Unter diesem Gesichtspunkt werden die durch Emile Durkheim und Alfred Schütz begründeten Theorietraditionen miteinander verglichen und in ihren methodologischen Implikationen diskutiert. Es folgt eine Kritik vorliegender Vorschläge zu einer Auflösung der Erklären-Verstehen-Kontroverse, denen abschließend ein eigener Entwurf der Bedeutung des Verstehens im soziologischen Forschungsprozeß entgegengestellt wird.

Ausgangspunkt des zweiten Teiles ist die Prüfung der Erklärungsleistung zweier naturwissenschaftlicher Ansätze mit erkenntnistheoretischem Anspruch: des Radikalen Konstruktivismus und der Evolutionären Erkenntnistheorie. Hier zeigt sich allerdings, daß der von ihnen vertretene radikal-konstruktivistische beziehungsweise realistische Erkenntnisanspruch erhebliche Mängel in der Begründung aufweist. Im Anschluß an die genetische Erkenntnistheorie Jean Piagets läßt sich dagegen eine erkenntnistheoretische Position formulieren, in der die konstruktive Leistung des erkennenden Subjektes mit der realistischen Anbindung der Erkenntnis an ihren Gegenstand zu integrieren ist. Piagets Konzentration auf das erkennende Subjekt sowie auf entwicklungs-theoretische Aspekte des Erkenntnisprozesses gilt es in einem weiteren Schritt um dessen soziale Ausformung und um seine inhaltliche Ausprägung zu ergänzen. Ausgehend von der anthropologischen Verfaßtheit des Menschen, die ihn in eine spezifische Beziehung zu seiner Umwelt stellt, finden wir in der Theorie der Genese von Bedeutungen von George H. Mead ein

(Hrsg.), Kommunikation und Erfahrung. Wege anwendungsbezogener Kommunikationsforschung, Nürnberg: Verlag der Kommunikationswissenschaftlichen Forschungsvereingung 1987, 115-131; The Operation Called „Vergleichen“, in: ders., Zwischen den Kulturen? Die Sozialwissenschaften vor dem Problem des Kulturvergleichs, Göttingen: Schwartz 1992 (Soziale Welt, Sonderband 8), 75-99; Über das Erfahren von Erfahrung (oder: Von den Schwierigkeiten des erfahrungswissenschaftlich orientierten Soziologen, mit gesellschaftlicher Erfahrung umzugehen), in: Hans Julius Schneider/Rüdiger Inhetveen (Hrsg.), Enteignen uns die Wissenschaften? Zum Verhältnis zwischen Erfahrung und Empirie, München: Fink 1993, 101-123.

Modell, das diesen Prozeß der Erkenntnis von Welt in seinen verschiedenen Komponenten: in seinem Konstruktionscharakter ebenso wie in seiner Anbindung an die Realität, in seiner subjektiven Ausgestaltung ebenso wie in seiner sozialen Formung, zu konzipieren erlaubt.

Nach dieser Analyse des *Prozesses* des Erkennens wollen wir uns der Frage zuwenden, von welchen Faktoren das *Ergebnis* dieses Erkenntnisprozesses beeinflusst wird. Besondere Aufmerksamkeit ist hier der Rolle der Sprache zuzuwenden, da diese das Zeichensystem darstellt, in dem wissenschaftliche Erkenntnis gefaßt und kommuniziert wird. Insbesondere ist in der Diskussion der „linguistischen Relativitätstheorie“ zu prüfen, inwieweit die Erkenntnis der Realität durch die Spezifika einer Sprache determiniert wird. In einem weiteren Schritt wollen wir uns mit der wissenssoziologischen These von der „Seinsgebundenheit des Denkens“ auseinandersetzen und hier sowohl die realistischen als auch die relativistischen Implikationen der Theorie Karl Mannheims diskutieren. Die größte Herausforderung aber erfährt – in Weiterführung des Mannheimschen Denkens – die klassische Wissenschaftstheorie in den neueren Studien der „Soziologie wissenschaftlichen Wissens“, die auch die wissenschaftliche Erkenntnis auf die sozialen Bedingungen ihrer Genese (und zwar in Abhängigkeit von gesamtgesellschaftlichen Überzeugungen und Interessen wie auch von wissenschaftsspezifischen Kontexten) zurückzuführen versucht. Auf dem Hintergrund dieser Studien und ihrer erkenntnistheoretischen Interpretation ist zum Abschluß von Teil II die Frage nach dem Verhältnis von Genese und Geltung von Erkenntnis aufzunehmen – und damit auch die Frage nach der Selbstreflexivität wissenschaftlichen Wissens.

Im abschließenden dritten Teil sollen die beiden Problembereiche: die Kontroverse um eine eigenständige Methodologie der Sozialwissenschaften und die Analyse des Erkenntnisprozesses, zusammengebracht werden. Hier beginne ich mit einer Skizze des Erkenntnisprozesses, der die wesentlichen Ergebnisse der Diskussion der in Teil II herangezogenen Ansätze zu einem zusammenhängenden Entwurf des Erkenntnisprozesses verbindet. Nachfolgend sind Konsequenzen zu erörtern, die sich aus diesem Konzept von Erkenntnis für ausgewählte wissenschaftstheoretische Grundprobleme ergeben – besondere Bedeutung kommt dabei der Frage nach der Notwendigkeit einer konstruktivistischen Auflösung des Realitätsbezuges wissenschaftlicher Forschung und dem Problem der Objektivität von Erkenntnis zu. Abschließend möchte ich dann zum Ausgangspunkt unserer Überlegungen über eine spezifische Methodologie der Sozialforschung zurückkehren und mich der Frage zuwenden, in welcher Weise die Kontroverse um Erklären und Verstehen durch die Analyse des Erkenntnisprozesses aus einer neuen Perspektive betrachtet werden kann, die „Erklären“ und „Verstehen“ als notwendige Strategien des soziologischen Forschungshandelns auszuweisen vermag.

Wie jedes Handeln, so hat auch das Verfassen dieser Arbeit eine Geschichte und eine soziale Einbettung. Die Auseinandersetzung mit der in dieser Arbeit behandelten Thematik geht auf Diskussionen zurück, die über Jahre hinweg am Institut für Soziologie der Universität Erlangen-Nürnberg hinsichtlich der methodologischen Begründbarkeit unterschiedlicher methodischer Vorgehensweisen in der empirischen Sozialforschung geführt worden sind. Besonders danken möchte ich Joachim Matthes, dessen beharrlicher Verweis auf kulturelle Bedingtheiten mancher Selbstverständlichkeiten der empirischen Sozialforschung eine hilfreiche Distanz zu deren Alltagsbetrieb eröffnete. Notwendige Ermunterung erfuhr ich auch von Michael von Engelhardt, dem ich wesentliche Anregungen verdanke und dessen Unterstützung die Arbeit sehr gefördert hat. Dank schulde ich auch Gert Schmidt, der – obwohl erst in der Schlußphase mit dieser Arbeit ‚konfrontiert‘ – sich ihrer engagiert angenommen und wertvolle Hinweise für ihre Überarbeitung gegeben hat. Nicht zuletzt bedanke ich mich ‚en gros‘ bei all denen, die mich während dieser sensiblen Arbeitsphase in vielfältiger Weise entlasteten und ermutigten.

Die Freistellung für die Abfassung dieser Arbeit wurde durch ein zweijähriges Forschungsstipendium der Deutschen Forschungsgemeinschaft möglich. Mein Dank gilt den Gutachtern, die durch ihr Vertrauen in die Realisierbarkeit eines hochgesteckten Ziels die Voraussetzung für seine zumindest partielle Realisierung schafften.

I Die Kontroverse um eine eigenständige Methodologie der Sozialwissenschaften

1. Die wissenschaftstheoretischen Grundpositionen

1.1 ‚Verstehen‘ als Nachvollzug sinnhafter Handlungen: die Begründung einer eigenständigen geistes- und sozialwissenschaftlichen Methodologie

Der Anspruch der Geisteswissenschaften auf eine eigenständige, von der Methodologie der Naturwissenschaften unabhängige Vorgehensweise wird in der Regel bis auf den preußischen Historiker Johann Gustav Droysen zurückgeführt. In seinem 1858 erschienenen „Grundriß der Historik“ versuchte Droysen, die „Unmöglichkeit aufzuzeigen, mit naturwissenschaftsanalogen Methoden Geschichtswissenschaft zu betreiben“¹; die damit implizierte Ableitung historischer Ereignisse aus allgemeinen Gesetzen oder aus früheren Geschehnissen werde der „Freiheit und Verantwortung“, dem „sittlichen Gehalt“ historischen Handelns nicht gerecht: „Die historische Forschung will nicht erklären“.²

Wenn damit auch die spätere Frontstellung der Erklären-Verstehen-Kontroverse: die erklärende Subsumtion von Einzelphänomenen unter allgemeine Sätze im Gegensatz zu dem verstehenden Nachvollzug sinnhafter Handlungen, bereits benannt war, so blieb die Ausformulierung dieser Entgegensetzung und ihre programmatische Begründung doch der Lebensphilosophie Wilhelm Diltheys vorbehalten. Dieser hat in mehreren Beiträgen seit seiner 1883 erschienenen „Einleitung in die Geisteswissenschaften“ die Grundlinien einer Auseinandersetzung entworfen, die auch heute noch immer wieder die Diskussion bestimmen.

Sehr klar und knapp entwickelt Dilthey 1894 in einer kritischen Auseinandersetzung mit der Übernahme des spezifisch naturwissenschaftlichen Konzeptes der Hypothese in die Psychologie das entscheidende Argument dieser Gegenüberstellung: das der grundsätzlichen Andersartigkeit der Gegenstände, die dementsprechend auch ein je eigenes methodisches Vorgehen erforderlich mache.³ Während es der Naturwissenschaftler mit ihm äußerli-

1 Walther Ch. Zimmerli, Wissenschaftsgeschichte: Geisteswissenschaften, in: Seiffert/Radnitzky, Handlexikon zur Wissenschaftstheorie, 1989, 413-424, hier: 420.

2 Johann Gustav Droysen, Grundriß der Historik, 1858/68, §37, zitiert nach Apel, Die Erklären-Verstehen-Problematik in transzendental-pragmatischer Sicht, 17.

3 Wilhelm Dilthey, Ideen über eine beschreibende und zergliedernde Psychologie (1894), in: Wilhelm Diltheys Gesammelte Schriften, V. Band: Die geistige Welt. Einleitung in die Philosophie des Lebens. Erste Hälfte: Abhandlungen zur Grundlegung der Geisteswissenschaften, Leipzig/Berlin: Teubner 1924, 139-240.

chen Tatbeständen zu tun habe, die er erst in seiner Forschungstätigkeit mittels Hypothesen in einen Zusammenhang bringen müsse, habe es der Psychologe mit Phänomenen zu tun, die als seine innere Realität existierten, die schon „als ein lebendiger Zusammenhang originaliter auftreten“.⁴ Der Zusammenhang, den der eine in der Außenwelt mühselig erst herstellen müsse, sei für den anderen „unmittelbar“, als „erlebte Realität“, bereits gegeben. Den „unermeßlichen Vorteilen“, die den Naturwissenschaften „in dem Standhalten der Objekte, in dem freien Gebrauch des Experiments, in der Meßbarkeit der räumlichen Welt“ erwüchsen,⁵ korrespondierte auf Seiten der Psychologie die direkte Zugänglichkeit der eigenen inneren Zustände.⁶ Die methodologischen Konsequenzen aus seinen Überlegungen zur Unterschiedlichkeit der Gegenstandsbereiche faßt Dilthey in dem vielzitierten Diktum zusammen: „Die Natur erklären wir, das Seelenleben verstehen wir.“⁷

Dies aber erfordere eine spezifische Vorgehensweise: eine Methodologie, die wegen ihrer Anpassung an ihren Gegenstand der auf Hypothesen beruhenden Methodik der „erklärenden Psychologie“ überlegen sei.⁸ „Nicht dadurch erweisen wir uns als echte Schüler der großen naturwissenschaftlichen Denker, daß wir die von ihnen erfundenen Methoden auf unser Gebiet übertragen, sondern dadurch, daß unser Erkennen sich der Natur unserer Objekte anschmiegt und wir uns so zu diesem ganz so verhalten, wie sie zu dem ihrigen.“⁹ Eine Konkretisierung der spezifisch geisteswissenschaftlichen Vorgehensweise des Verstehens findet sich allerdings in den 1894 veröffentlichten „Ideen über eine beschreibende und zergliedernde Psychologie“ noch nicht. Dilthey beschränkt sich hier auf die Begründung des Anspruches selbst.

Eine wesentliche Ausarbeitung hat das Konzept des Verstehens jedoch in den nachfolgenden Jahren erfahren. Ohne allzu sehr in die Einzelheiten gehen zu wollen, seien einige zentrale Aspekte im folgenden kurz dargestellt. Wesentlich ist Diltheys Unterscheidung zwischen dem „elementaren“ und dem „höheren Verstehen“. Während es sich beim ersteren um „die Deutung einer einzelnen Lebensäußerung“ (des Alltagslebens) handelt, bezieht Dilthey das höhere Verstehen auf die Interpretation des „Ganzen des Lebenszusammenhangs“.¹⁰ Das elementare Verstehen ist unverzichtbarer Bestandteil

4 Dilthey, Ideen über eine beschreibende und zergliedernde Psychologie, 143.

5 Dilthey, Ideen über eine beschreibende und zergliedernde Psychologie, 142; siehe auch Wilhelm Dilthey, Die Entstehung der Hermeneutik (1900), in: Wilhelm Diltheys Gesammelte Schriften, V. Band: Die geistige Welt, 1924, 317-331 (unter diesem Titel werden auch die „Zusätze aus den Handschriften“, a.a.O., 332-338, zitiert), hier: 333.

6 Dilthey, Ideen über eine beschreibende und zergliedernde Psychologie, 143, 151f, 170, 198.

7 Dilthey, Ideen über eine beschreibende und zergliedernde Psychologie, 144.

8 Dilthey, Ideen über eine beschreibende und zergliedernde Psychologie, 142ff, 193.

9 Dilthey, Ideen über eine beschreibende und zergliedernde Psychologie, 143.

10 Wilhelm Dilthey, Plan der Fortsetzung zum Aufbau der geschichtlichen Welt in den Geisteswissenschaften, in: Wilhelm Diltheys Gesammelte Schriften, VII. Band: Der Aufbau der geschichtlichen Welt in den Geisteswissenschaften, Leipzig/Berlin: Teubner 1942

des alltäglichen Lebens: nur indem ich den Handlungsausdruck anderer Personen spontan in seiner Bedeutung nachvollziehen kann, ist gemeinsames Handeln überhaupt möglich. Wird dieses elementare Verstehen gestört, erweisen sich also Interpretationen von Äußerungen und Handlungen anderer als nicht zutreffend, so setzt das höhere Verstehen ein: man interpretiert eine Handlung nicht mehr als singulären Ausdruck, sondern setzt ihn zu anderen Handlungen, zu dem Lebenszusammenhang insgesamt in Beziehung, um aus diesem Kontext Anhaltspunkte für eine angemessene Deutung zu gewinnen.¹¹

An dieser Stelle: an der Interpretation als einem „höheren Verstehen“, beginnt – in Anlehnung an Schleiermacher – Diltheys Ausarbeitung der Hermeneutik als einer „Kunstlehre des Verstehens“. An ihrem Ursprung steht die „persönliche geniale Virtuosität des Philologen“: indem dieser „seine eigene Lebendigkeit gleichsam probierend in ein historisches Milieu versetzt, vermag er [...] so eine Nachbildung fremden Lebens in sich herbeizuführen“.¹² Dabei ist sich Dilthey sehr wohl der „Mängel dieses Vorgangs“ bewußt: daß wir nämlich unser Gegenüber immer nur von außen wahrnehmen können, daß diese Nachbildung also „nur durch Übertragung unseres eigenen Seelenlebens“ möglich ist.¹³

Bevor wir uns der Frage zuwenden, wie dies möglich ist, ohne der Belieblichkeit subjektiver Deutungen zu erliegen, sind zwei wichtige Einschränkungen des Geltungsbereichs des hermeneutischen Programms zu nennen, die Dilthey nicht in der notwendigen Systematik und hinsichtlich ihrer Konsequenzen für das Konzept des Verstehens allgemein ausgearbeitet hat.¹⁴ Ausdrücklich und wiederholt begrenzt er zum einen den Anwendungsbereich der Hermeneutik auf die Deutung „fixierter Lebensäußerungen“, spezifischer noch: auf die „Auslegung von Schriftendenkmälen“.¹⁵ Zum anderen unterscheidet er zwischen den Äußerungen des „praktischen Lebens“, die von dessen Interessen beeinflusst sind und daher in die Irre führen können, und den Manifestationen der Kunst, die „immer nur der wahre Ausdruck seines [ihres

(1927), 191-291, hier: 207ff bzw. 210ff. (Es handelt sich hier um ein posthum veröffentlichtes Manuskript, das Teil des Versuchs einer Bilanzierung seines Werkes darstellt.)

11 Für eine knappe Darstellung dieser Überlegungen Diltheys siehe *Bollnow*, Dilthey, 192ff.

12 Dilthey, Die Entstehung der Hermeneutik, 320, 330.

13 Dilthey, Ideen über eine beschreibende und zergliedernde Psychologie, 198.

14 Hinsichtlich einiger Brüche, die zwischen den verschiedenen Entwicklungsschritten von Diltheys Philosophie bestehen, siehe *Bollnow*, Dilthey, 189ff, 198ff. In seinem „Vorbericht des Herausgebers“ zum V. Band von Diltheys Gesammelten Schriften verweist *Georg Misch* darauf, daß Dilthey seinen ursprünglichen Plan einer integrierenden Ausarbeitung der zu verschiedenen Zeiten entstandenen Teilstücke, auf die ich mich hier beziehe, nicht mehr verwirklichen konnte (in: Wilhelm Diltheys Gesammelte Schriften, V. Band: Die geistige Welt, 1924, VII-CXVII, hier VIII).

15 Dilthey, Die Entstehung der Hermeneutik, 319f, 329, 331, 333. Allerdings finden sich auch Hinweise auf die Interpretation anderer Kunstwerke (so a.a.O., 318f), doch genießen die „sprachlichen Werke“ hier „Vorrang“: *Bollnow*, Dilthey, 210f.

Schöpfers] Seelenlebens sein“ können.¹⁶ Das heißt also: die Hermeneutik bezieht sich nicht auf das spontane Verstehen alltäglicher Handlungen (dieses ist als „elementares Verstehen“ vielmehr ihre Voraussetzung), sondern sie stellt eine bewußt durchgeführte, reflektierte Interpretation von fixierten Lebensäußerungen dar, die unter kritischer Heranziehung alles verfügbaren Wissens vorgenommen wird.¹⁷

Was nun ermöglicht die „objektive Erkenntnis“ „durch solche Nachbildung“?¹⁸ Zwei Gründe sind es, die sich in den Schriften Diltheys finden lassen, und er hat sie zu unterschiedlichen Zeitpunkten der Entwicklung seines Werkes gegeben. In den Arbeiten, auf die wir uns bisher bezogen haben (also etwa bis 1900), gründet Dilthey die Möglichkeit des Verstehens vor allem darin, daß alle Menschen „über denselben menschlichen Geist“ verfügen, daß „dieselben Funktionen und Bestandteile [...] in allen Individualitäten“ sind, daß zwischen dem Werk und dem (genialen) Interpreten eine „Verwandtschaft, gesteigert durch eingehendes Leben mit dem Autor“,¹⁹ besteht. Kurz: Dilthey geht hier von einer vorab gegebenen Übereinstimmung zwischen den Einzelmenschen aus, die in den einzelnen selbst verankert ist und die das Verständnis der geistigen Äußerungen möglich macht. Genau umgekehrt stellt sich diese Beziehung dagegen in seinen späteren Arbeiten dar, in denen er – unter expliziter Übernahme des Hegelschen Konzeptes des „objektiven Geistes“ – die geistige Gemeinsamkeit als vorgängig und unabhängig vom einzelnen existierend postuliert: da die Menschen das „allgemeine Welt- und Lebensverständnis“ teilen, in das sie von Geburt an „hineingetaucht“ sind, ist das Verstehen des anderen möglich.²⁰

Wenn Dilthey auch die Methodik der Naturwissenschaften ablehnt und eine eigenständige Vorgehensweise der Geisteswissenschaften fordert, so ist dies nicht gleichbedeutend mit einer Absage an das Ziel objektiver Erkenntnis. Im Gegenteil: wie Droysen, dessen Bemühen unter anderem auch der „Abwehr spekulativer Geschichtskonzeptionen“ galt,²¹ bezeichnet er als die „Hauptaufgabe“ der Hermeneutik, „gegenüber dem beständigen Einbruch romantischer Willkür und skeptischer Subjektivität in das Gebiet der Geschichte die Allgemeingültigkeit der Interpretation theoretisch [zu] begründen, auf welcher alle Sicherheit der Geschichte beruht“.²² Nicht das Ziel gesicherter wissenschaftlicher Erkenntnis wird also von ihm in Frage gestellt („das erkenntnistheoretische Problem ist überall dasselbe: allgemeingültiges Wissen

16 Dilthey, Die Entstehung der Hermeneutik, 319f; s.a. Bollnow, Dilthey, 187ff.

17 Dilthey, Die Entstehung der Hermeneutik, 320, 330, 332f.

18 Dilthey, Die Entstehung der Hermeneutik, 318.

19 Dilthey, Die Entstehung der Hermeneutik, 319, 334, 332.

20 Dilthey, Plan der Fortsetzung zum Aufbau der geschichtlichen Welt in den Geisteswissenschaften, 208ff; vgl. Bollnow, Dilthey, 194ff: „als das Ursprüngliche wird hier die Gemeinschaft angesetzt; erst aus ihr sondert sich das Individuum aus“ – a.a.O. 196.

21 Zimmerli, Wissenschaftsgeschichte: Geisteswissenschaften, 420.

22 Dilthey, Die Entstehung der Hermeneutik, 331, s.a. 317.

aus Erfahrungen“ zu gewinnen), sondern es geht ihm um die auf dem Weg dorthin einzusetzenden Mittel – und diese dürfen eben nicht in Orientierung an den Methoden anderer Wissenschaften festgelegt werden, sondern sie müssen der „Natur von Erfahrungen in den Geisteswissenschaften“ angepaßt sein, wenn überhaupt die Möglichkeit bestehen soll, dieses Ziel zu erreichen. „Es sind selbstverständlich [...] dieselben elementaren logischen Operationen, die in den Geistes- und Naturwissenschaften auftreten. Induktion, Analysis, Konstruktion, Vergleichung. Aber darum handelt es sich nun, welche besondere Form sie innerhalb des Erfahrungsgebiets der Geisteswissenschaften annehmen.“²³ Nicht die Entscheidung für eine eigenständige Methodologie gefährdet für Dilthey dieses Ziel, sondern die ungerechtfertigte Übernahme unangepaßter Methoden.²⁴

Auch wenn man Dilthey bis hierher gefolgt ist, stellt sich die Frage, ob das von ihm entwickelte Konzept des Verstehens als einer Nachbildung fremden Erlebens (auf welcher der beiden oben genannten Grundlagen auch immer) ein geeignetes Instrument für die Erreichung dieses Zieles ist – und für viele bleibt die Frage, ob die von ihm hier begründete Besonderheit des Gegenstandes für seine wissenschaftliche Erforschung überhaupt von Bedeutung ist.

23 Dilthey, Die Entstehung der Hermeneutik, 334.

24 Damit formuliert Dilthey eine Kritik, die in der Auseinandersetzung um eine standardisierende Sozialforschung in den siebziger Jahren eine tragende Rolle gespielt hat: gerade die fehlende Einsicht in die Notwendigkeit des Verstehens sei es, die zu subjektiven Verzerrungen führe (s.a. Ideen über eine beschreibende und zergliedernde Psychologie, 149, 195), und der „erklärenden Psychologie“ prophezeit er, sie könne aus eben diesem Grund „für alle Zeiten eine objektive Erkenntnis der psychischen Erscheinungen nicht herbeiführen“ (a.a.O., 193).

1.2 Die These von der Einheit der wissenschaftlichen Methodologie als Argument gegen eine eigenständige geistes- und sozialwissenschaftliche Methodologie

Ein explizites Gegenstück zu Diltheys Begründung einer eigenständigen Methodologie der Geistes- und Sozialwissenschaften und eine vehemente Ablehnung eines dualistischen Wissenschaftskonzeptes finden wir im logischen Empirismus des Wiener Kreises, zum Beispiel bei Otto Neurath. In seinem 1931 erschienenen Programm einer „Empirischen Soziologie“ weist er die – auf einer „theologischen Trennung“, auf dem Bestreben, „dem Menschen eine Sonderstellung unter allen anderen Wesen einzuräumen“, beruhende – polare Gegenüberstellung von Natur und Mensch kategorisch zurück.²⁵ Indem er als legitimen Gegenstand der Soziologie nur noch „dies Verhalten der Menschen, das man wissenschaftlich beobachten, ‚photographieren‘ kann“, zuläßt, nur noch „räumlich-zeitliche Vorgänge“, orientiert er die Soziologie kompromißlos an der Physik – sie wird „wie jede Realwissenschaft ein Teil des physikalischen Gebäudes“.²⁶ Wenn auch der Gegenstand der verschiedenen Wissenschaften ein je anderer ist und gewisse Unterschiede zwischen ihnen von Neurath eingeräumt werden,²⁷ so sei die wissenschaftliche Vorgehensweise doch immer dieselbe, so daß von ihm zur Bezeichnung dieses „einheitlichen Bereiches“ der menschlichen Erkenntnis „der Name *Einheitswissenschaft* vorgeschlagen [wird]. Will man betonen, daß auf diese Weise eigentlich alles zu Physik wird, so mag man von *Physikalismus* sprechen.“²⁸ Es liegt auf der Hand, daß in einer so auf das Beobachtbare reduzierten Soziologie Bewußtseinsvorgänge keinen Platz finden, daß für eine Methode des „Verstehens“ und der „Einfühlung“ hier keine Verwendung besteht: „Alle solche Wendungen stammen aus metaphysischer Denkweise“, sie sind „sinnleer“.²⁹

Das positivistische Programm des Wiener Kreises war in der wissenschaftstheoretischen Diskussion der Folgezeit bekanntlich nicht aufrechtzuerhalten, doch behielten auch die Kritiker des Positivismus die Idee der einheitswissenschaftlichen Methodologie bei und vertraten sie weiterhin gegen den Anspruch einer autonomen Methodologie der Geistes- und Sozialwissenschaften. Allerdings wurde die nachfolgende Diskussion nur noch um die

25 Otto Neurath, *Empirische Soziologie – Der wissenschaftliche Gehalt der Geschichte und Nationalökonomie*, Wien 1931, zitiert nach: ders., *Wissenschaftliche Weltauffassung, Sozialismus und Logischer Empirismus*, Frankfurt: Suhrkamp 1979, 145-234, hier: 145, 152.

26 Neurath, *Empirische Soziologie*, 152, 148.

27 Neurath, *Empirische Soziologie*, 155.

28 Neurath, *Empirische Soziologie*, 146.

29 Neurath, *Empirische Soziologie*, 152, 145.

„Einheit der Methode“ geführt, während die von Neurath ebenfalls implizierte Reduktion auch der Inhalte der Sozialwissenschaften auf naturwissenschaftliche Theorien nur noch am Rande weiter verfolgt wurde.³⁰

Zu den Verfechtern des Programms einer einheitswissenschaftlichen Methodologie gehört auch Karl R. Popper, der zwar in der bundesrepublikanischen Diskussion fälschlich immer wieder mit dem Etikett des Positivisten versehen worden ist, dessen Arbeit jedoch wesentlich gerade dazu beitrug, den wissenschaftstheoretischen Anspruch des logischen Empirismus zurückzuweisen.³¹ Obwohl Popper, in Anlehnung an Friedrich A. von Hayek, eine szientistische Ausrichtung der Sozialwissenschaften (als „sklavische Nachahmung der Methode und Sprache der Naturwissenschaft“) explizit ablehnt,³² insistiert er doch nachdrücklich auf der grundsätzlichen Gleichheit der Me-

30 So z.B. von *Paul Oppenheim* und *Hillary Putnam*, die den Glauben an die „Möglichkeit, daß alle Wissenschaft eines Tages auf Mikrophysik reduziert werden könne“, aufgrund der bisherigen Erfolge in dieser Richtung für gerechtfertigt halten – Einheit der Wissenschaft als Arbeitshypothese (1958), in: *Lorenz Krüger* (Hrsg.), *Erkenntnisprobleme der Naturwissenschaften. Texte zur Einführung in die Philosophie der Wissenschaft*, Köln: Kiepenheuer & Witsch 1970, 339-371, hier: 361. Aber auch bei *Hans Albert* scheint diese Idee wieder auf, wenn er von dem inhaltlichen Anschluß der „theoretischen Wissenschaften vom Menschen [...] an die Realwissenschaften“ spricht, wie er sich im immer deutlicher werdenden „Zusammenhang von Biologie, Psychologie und Linguistik“ zeige – Hermeneutik und Realwissenschaft. Die Sinnproblematik und die Frage der theoretischen Erkenntnis, in: ders. (Hrsg.), *Sozialtheorie und soziale Praxis*. Eduard Baumgarten zum 70. Geburtstag, Meisenheim am Glan: Hain 1971, 42-77, hier: 70. Als neuere Bestandsaufnahme der zu diesem Thema entwickelten Vorschläge sei auf die Veröffentlichung von *Bernd Gräfrath*, *Renate Huber* und *Brigitte Uhlemann* verwiesen: Einheit, Interdisziplinarität, Komplementarität: Orientierungsprobleme der Wissenschaft heute, Berlin/New York: de Gruyter 1991.

31 Zur Entwicklung von Poppers Stellung zur Idee der Einheitswissenschaft siehe auch *Dragan Jakowljewitsch*, Die Frage nach dem methodologischen Dualismus der Natur- und Sozialwissenschaften und der Standpunkt Kritischer Rationalisten, in: *Salamun, Karl R.* Popper und die Philosophie des Kritischen Rationalismus, 1989, 109-124, hier: 110ff. Unter Bezug auf Albert kritisiert Jakowljewitsch Poppers spätere (wenn auch implizit bleibende) Aufgabe dieses Postulats, da s.E. die höhere Leistungsfähigkeit einer hypothetisch-deduktiven Methodologie durchaus nachzuweisen, der Verzicht auf diesen Anspruch also überflüssig sei.

32 *Karl R. Popper*, Das Elend des Historizismus, Tübingen: Mohr (Siebeck) 1965, 83 (in ihren Grundzügen wurde diese Arbeit zwischen 1920 und 1936 verfaßt und 1944/45 erstmals teilweise veröffentlicht). Über dieses Mißverständnis der naturwissenschaftlichen Vorgehensweise durch die Sozialwissenschaftler – mögen sie sich nun an ihr orientieren oder sie ablehnen – mokiert *Karl R. Popper* sich noch Jahrzehnte später – Objektive Erkenntnis. Ein evolutionärer Entwurf, Hamburg: Hoffmann und Campe, 4. verbesserte und ergänzte Auflage 1984 (1972), 191. In ihrem Vorschlag, die Gegenüberstellung von Natur- und Geisteswissenschaften durch die hierzu quer verlaufende Unterscheidung von „exakten“ und „inexakten“ Wissenschaften zu ersetzen, verweisen auch *Olaf Helmer* und *Nicolas Rescher* auf diese populären, aber falschen Vorstellungen von „der“ exakten Vorgehensweise „der“ Naturwissenschaften – Exact vs. Inexact Sciences: A More Instructive Dichotomy? (1959), in: *Leonard I. Krimerman* (Hrsg.), *The Nature & Scope of Social Science: A Critical Anthology*, New York: Appleton-Century-Crofts 1969, 181-203.

thoden in allen Wissenschaften: sie „bestehen immer in der Aufstellung deduktiver Kausalerklärungen und ihrer Überprüfung“, das heißt: es handele sich immer um ein „hypothetisch-deduktives“ Vorgehen.³³ Graduelle Differenzen – zum Beispiel hinsichtlich ihrer Quantifizierbarkeit – werden von ihm eingeräumt, doch seien sie nicht „essentiell“.³⁴ Auch die „intuitive Vertrautheit“ mit seinem Gegenstandsbereich, über die der Sozialwissenschaftler im Unterschied zum Naturwissenschaftler verfügt, sei für die wissenschaftliche Methodik „irrelevant“: sie könne nur einen Beitrag zur Gewinnung der Hypothesen leisten, wissenschaftlich relevant dagegen sei allein die Phase der Prüfung dieser Hypothesen – und dieser Prozeß sei in allen Wissenschaften derselbe, er folge einheitlichen Regeln.³⁵

Während Popper hier die Einheitlichkeit der Methode positiv aus der Gemeinsamkeit grundlegender Forschungsoperationen abzuleiten versucht, haben sich andere Wissenschaftstheoretiker vornehmlich kritisch mit dem vorgeschlagenen Alternativentwurf einer eigenständigen geistes- beziehungsweise sozialwissenschaftlichen Methodologie auseinandergesetzt. Wiederholt wurde dabei bemängelt, daß die Methode des Verstehens hinsichtlich ihrer Voraussetzungen, ihrer Logik und ihrer Anwendungsmöglichkeiten noch nie so systematisch entwickelt worden sei, daß ihre Leistungsfähigkeit überhaupt sicher beurteilt werden könne. Zwar werde immer wieder die Besonderheit dieses Verfahrens betont, die Möglichkeit „einer höheren, tieferen oder auch gewisseren Erkenntnis [damit] verbunden“, beanspruche man eine „Unmittelbarkeit“ der Erkenntnis,³⁶ doch bleibe völlig offen, auf welcher Grundlage und in welcher Weise diese besondere Leistungsfähigkeit in der konkreten Forschung eigentlich erreicht werden könne.³⁷

In dem Versuch, eine Klärung dieses Konzeptes herbeizuführen, kommt Theodore Abel in seinem vielzitierten Aufsatz, der bis heute die Leitlinien der Kritik am Verstehenskonzept vorgegeben hat, nach der Analyse von drei Beispielen für die Anwendung der „Operation Called Verstehen“ zu dem Ergebnis, diese Leistungsfähigkeit hänge in besonderer Weise von der Übertragung persönlicher Erfahrungen des Forschers auf die untersuchten Personen ab, vor allem aber beruhe sie auf der Anwendung einer allgemeinen „Verhaltensmaxime“ auf einen singulären Beobachtungsfall. Dies aber bedeute nichts anderes, als daß der Forscher bereits über eine – wie weit oder wenig

33 Popper, Das Elend des Historizismus, 103.

34 Popper, Das Elend des Historizismus, 110.

35 Popper, Das Elend des Historizismus, 106ff.

36 Hans Albert, Traktat über kritische Vernunft, Tübingen: Mohr (Siebeck), 3., erweiterte Auflage 1975 (1968), 135.

37 Theodore Abel, The Operation Called Verstehen (1948), in: Hans Albert (Hrsg.), Theorie und Realität. Ausgewählte Aufsätze zur Wissenschaftslehre der Sozialwissenschaften, Tübingen: Mohr (Siebeck) 1. Auflage 1964, 177-188, hier: 179; Albert, Traktat über kritische Vernunft, 136; Albert, Hermeneutik und Realwissenschaft, 62; noch 1987 wird dieser Vorwurf von ihm wiederholt: Albert, Kritik der reinen Erkenntnislehre, 124.

weit auch immer ausformulierte und explizierte – Theorie verfügen müsse, um diesen Fall zu deuten. Daher sei die Methode des Verstehens gar nicht geeignet, Neues zu entdecken, sie könne „bestenfalls bestätigen, was wir schon wissen“.³⁸ Zudem erlaube der Verstehensakt als solcher nicht, über die Geltung alternativer Deutungen zu befinden: er identifiziere nur „mögliche Interpretationen“, zwischen denen dann erst unter Heranziehung „objektiver Beobachtungsmethoden“ eine Entscheidung herbeizuführen sei. Das Verstehen liefere nur „Ahnungen“, aus denen Hypothesen gewonnen werden könnten – da es jedoch nicht zur „Verifikation“ geeignet sei, scheide es als Methode der wissenschaftlichen Analyse aus.³⁹

Der Nachweis eines unvermeidlichen Rückgriffs auf allgemeine Annahmen über menschliches Verhalten steht auch im Zentrum einer kritischen Auseinandersetzung von Carl G. Hempel mit der Logik historischer Erklärungen, wie sie insbesondere von William Dray als Alternative zum Modell hypothetisch-deduktiven Vorgehens für die Geschichtswissenschaften entwickelt worden ist.⁴⁰ In einer ausführlichen Analyse der Argumentationsweise in verschiedenen historischen Darstellungen zeigt er auf, daß selbst in der „genetischen“ und in der „rationalen“ Rekonstruktion historischer Ereignisse (die als diesem Modell besonders fernstehend begriffen werden) immer theoretische Annahmen enthalten sind, von deren Richtigkeit die Gültigkeit der jeweiligen Rekonstruktion abhängt, die aber nicht näher expliziert werden. Es zeigt sich also, daß auch die verstehende Methode unentwegt – aber unkontrolliert – auf allgemeine Annahmen über menschliches Verhalten zurückgreifen müsse, um konkrete Verhaltensweisen und Ereignisse „verständlich“ werden zu lassen. Entgegen den programmatischen Ausführungen zum Beispiel Drays erweise sich also in der Praxis der historischen Forschung die Richtigkeit der Annahme einer „methodologischen Einheit der Erfahrungswissenschaft“, da sich zeigen lasse, daß die historischen Erklärungen „im wesentlichen dem einen oder anderen Basistyp wissenschaftlicher Erklärungen entsprechen“.⁴¹

38 Abel, *The Operation Called Verstehen*, 185.

39 Abel, *The Operation Called Verstehen*, 186ff.

Diesen „Totengesang“ auf die Methode des Verstehens mildert Abel in der Erwiderung auf die Kritik von Wax an seinem Aufsatz zwar ab, indem er das Verstehen als ein „unverzichtbares Werkzeug der Hypothesengenerierung“ bezeichnet, doch hält er daran fest, sie in diesen Vorhof der wissenschaftlichen Forschung zu verweisen: *Theodore Abel, A Reply to Professor Wax*, in: *Sociology and Social Research*, 51, 1966/67, 334–336, hier: 335f; *Murray L. Wax, On Misunderstanding Verstehen: A Reply to Abel*, in: *Sociology and Social Research*, 51, 1966/67, 323–333.

40 Carl G. Hempel, *Wissenschaftliche und historische Erklärungen* (1966), in: Hans Albert (Hrsg.), *Theorie und Realität. Ausgewählte Aufsätze zur Wissenschaftslehre der Sozialwissenschaften*, Tübingen: Mohr (Siebeck), 2., veränderte Auflage 1972, 237–261.

41 Hempel, *Wissenschaftliche und historische Erklärungen*, 261; s.a. Albert, *Hermeneutik und Realwissenschaft*, 72ff.

War es Abel und Hempel darum gegangen nachzuweisen, daß implizite (Alltags)Theorien die Basis der Verstehensleistung sind, daß also jedes Verstehen sozialwissenschaftlich relevanter Phänomene theoretische Voraussetzungen machen muß, so geht Hans Albert noch einen Schritt weiter, wenn er auf die „Deutungskomponente“ verweist, die vorgängig bereits in jeder Einzelwahrnehmung enthalten ist.⁴² Die hermeneutischen Positionen ignorierten hier sowohl die Ergebnisse der Wahrnehmungspsychologie, die diesen Tatbestand belegten, als auch die in der Kritik des logischen Empirismus gewonnene Erkenntnis, daß es eine theoriefreie, unmittelbare Erfahrung nicht geben könne. Damit aber verstellten sie sich den Zugang zu einem Verständnis ihres eigenen Vorgehens. Insbesondere an die Adresse einer Hermeneutik gerichtet, die sich an Martin Heidegger oder an Hans-Georg Gadamer beziehungsweise an der sprachanalytischen Philosophie im Anschluß an (den ‚späten‘) Ludwig Wittgenstein orientiert, kritisiert er das Festhalten an der Vorstellung der Erfäßbarkeit eines „unmittelbar Gegebenen“, das letztlich zu einem „hermeneutischen Positivismus“ führe.⁴³ Wegen dieses Postulats der Möglichkeit direkten Verstehens erkenne man daher nicht die Notwendigkeit, jeder Deutung des Forschers nur den Charakter einer Hypothese zuzugestehen und sie daher einer (selbst)kritischen und methodisch kontrollierten Prüfung zuzuführen.

Die postulierte Sonderstellung des Verstehens gegenüber der üblichen Sinneswahrnehmung (die auch Albert in der theologisch legitimierten Sonderstellung des Menschen im Kosmos verankert sieht) verstelle auch den Blick dafür, „daß das Verstehen selbst ein erklärungsbedürftiger Tatbestand ist, das heißt, ein Tatbestand, der theoretisch durchleuchtet zu werden verdient, und zwar unter Verwendung von Theorien, wie wir sie auch in den Naturwissenschaften finden“.⁴⁴ Das Verstehen sei nicht eine unmittelbare Erkenntnis, die sich von selbst und völlig unproblematisch einstellt, sondern sie beruhe auf bestimmten Techniken und inhaltlichen Annahmen, die es explizit zu machen und in ihren Konsequenzen zu kontrollieren gelte. Dilthey selbst habe, indem er die Hermeneutik als eine Kunstlehre – und also auf allgemeinen Regeln beruhend – konzipierte, die nomologische Fundierung der Hermeneutik angestrebt. Die dazu erforderliche allgemeine Theorie aber sei nur im Rahmen einer „nomologischen Realwissenschaft“ zu entwickeln.⁴⁵ Da es demnach möglich sei, „das allgemeine Verstehensproblem technologisch in den Griff [zu] bekommen“ und eine nomologische „Erklärung des

42 Hans Albert, *Theorie, Verstehen und Geschichte. Zur Kritik des methodologischen Autonomieanspruchs in den sogenannten Geisteswissenschaften*, in: *Zeitschrift für allgemeine Wissenschaftstheorie*, 1, 1970, 3-23, hier: 10; Albert, *Hermeneutik und Realwissenschaft*, 64f; Hans Albert, *Die Wissenschaft und die Fehlbarkeit der Vernunft*, Tübingen: Mohr (Siebeck) 1982, 19f; Albert, *Kritik der reinen Erkenntnislehre*, 54ff.

43 Albert, *Traktat über kritische Vernunft*, 133f, 149.

44 Albert, *Theorie, Verstehen und Geschichte*, 11.

45 Albert, *Hermeneutik und Realwissenschaft*, 60f.

Verstehens“ zu entwickeln – Ansatzpunkte hierzu sieht Albert in neueren Entwicklungen der „theoretischen Sprachwissenschaft“ – hat sich für ihn der methodologische Autonomieanspruch der Geisteswissenschaften endgültig „als illusorisch erwiesen“.⁴⁶

Fragen der methodischen Gültigkeit hat dagegen Ernest Nagel im Blick, wenn er die Notwendigkeit einer eigenständigen sozialwissenschaftlichen Vorgehensweise mit dem Argument zurückweist, daß wir nicht „die psychischen Erlebnisse anderer Menschen nachvollziehen müssen, um zu wissen, daß sie sie haben“: aus dem beobachtbaren Verhalten seien in der „gleichen Weise [...] diese Dinge [...] zu erkennen und zu wissen“, wie wir unsere Erkenntnisse über natürliche Vorgänge gewinnen.⁴⁷ Der innere Nachvollzug psychischer Vorgänge bei anderen beinhalte ganz im Gegenteil immer die Gefahr, daß unkontrolliert die begrenzte eigene Erfahrungswelt auf diese übertragen werde. Weder könnten wir durch „Introspektion“ zu zuverlässigen Aussagen über die Motivation anderer gelangen, noch seien die Aussagen der Handelnden selbst ‚für bare Münze‘ zu nehmen. Die einzige sichere Basis, über die der Sozialwissenschaftler verfüge, bestehe in der Beobachtung des Verhaltens von außen – und das heißt: er befinde sich in genau derselben Situation wie der Naturwissenschaftler.⁴⁸

Neben den bisher genannten inhaltlichen Einwänden gegen bestimmte Ausprägungen der neueren Hermeneutik findet sich bei Albert zudem der Verweis auf eine nach seinem Verständnis der Aufgabe der Philosophie unerwünschte Konsequenz dieser Art der Vorgehensweise: in der dort zu beobachtenden Verabsolutierung der Sinnproblematik, die sich nur noch in einer Rekonstruktion der verschiedenen Lebensformen aus sich selbst heraus erschöpfe, gehe die (gesellschafts)kritische Dimension der Philosophie verloren.⁴⁹ Indem man die Suche nach allgemeinen Gesetzmäßigkeiten von vornherein ablehne, müsse man sich auf Deutungen des Gegebenen beschränken, die jedoch im Rahmen der jeweiligen Lebensformen gefangen bleiben müßten. Damit aber gehe man des kritischen Potentials verlustig, das sich dadurch erst eröffne, daß man eine Position unabhängig von den Deutungen der Handelnden einzunehmen in der Lage sei. Die für diese Unabhängigkeit erforderliche methodologische Basis habe man im Kritischen Rationalismus

46 Albert, *Die Wissenschaft und die Fehlbarkeit der Vernunft*, 23f; Albert, *Kritik der reinen Erkenntnislehre*, 127f.

47 Ernest Nagel, *Probleme der Begriffs- und Theoriebildung in den Sozialwissenschaften* (1952), in: Albert, *Theorie und Realität*, 1972, 67-85, hier: 78.

48 Nagel, *Probleme der Begriffs- und Theoriebildung in den Sozialwissenschaften*, 80ff.

49 Inwieweit in der Auseinandersetzung mit der Kritischen Theorie der Frankfurter Schule die besondere Herausarbeitung gerade dieses Punktes auch durch die Freude an dem Zurückspielen dieses gegen ihn selbst erhobenen Argumentes gefördert worden sein mag, kann hier dahingestellt bleiben. Auch die Frage der Zulässigkeit und der Zweckmäßigkeit der Vermischung von Kritischer Theorie und Hermeneutik (die durch die vorrangige Orientierung an Jürgen Habermas gefördert wurde) soll hier nicht weiter verfolgt werden.

gewonnen, dessen Vertreter sich der Vorstrukturierung des Gegenstandsreiches durch den Forscher sehr wohl bewußt seien und die diese Vorstrukturierung durch eine systematische Überprüfung der aus ihr gewonnenen Hypothesen zu kontrollieren versuchten. In der Hermeneutik aber werde diese Gefahr nicht gesehen, in ihr werde die Philosophie zur „Magd der Theologie“, ihrem Programm zu folgen sei gleichbedeutend mit einer „Fortsetzung der Theologie mit anderen Mitteln“.⁵⁰

Wenn also auch die meisten Kritiker einer eigenständigen Methodologie der Geistes- und Sozialwissenschaften einräumen, daß diese Wissenschaften mit Besonderheiten ihres Gegenstandes zu tun haben, die in den Naturwissenschaften nicht vorliegen und die in der Sinnhaftigkeit menschlichen Handelns begründet sind, so kommen sie doch zu dem Schluß, daß dies zwar spezifische *Forschungstechniken* erforderlich mache, nicht dagegen einen *methodologischen* Sonderweg rechtfertigen könne: dieser sei nicht notwendig, da die allgemeine wissenschaftliche Methodologie durchaus auf die Sozialwissenschaften zu übertragen sei; er sei nicht möglich, da die angeblich spezifischen Methoden auf nicht-explizierten nomologischen Verfahren beruhen und ihrerseits erklärungsbedürftig seien; und er sei problematisch, da er die Gefahr unkontrollierbarer Fehlschlüsse beinhalte und unerwünschte ideologische Folgen nach sich ziehe.

Exkurs: Fremdbilder in der wissenschaftstheoretischen Diskussion: ‚Streben nach wissenschaftlicher Respektabilität‘ beziehungsweise ‚ideologische Verblendung‘ als wechselseitige Verstehensleistungen

Angesichts des Exklusivitätsanspruches, mit dem beide Seiten in dieser Kontroverse angetreten sind, blieb es nicht aus, daß sie auch Erklärungen für die Position der jeweils anderen Seite suchten – Erklärungen allerdings, die vorzugsweise die eigene Position zum Maßstab der Bewertung der anderen machte. Nicht selten setzten diese Fremd-Erklärungen auch weniger am inhaltlichen Verständnis der Gegenargumente an: zur Erklärung der abweichenden Haltung der anderen verwiesen sie vielmehr (als folgten sie einer Anleitung aus dem wissenschaftssoziologischen Lehrbuch⁵¹) auf außerwis-

50 Albert, Traktat über kritische Vernunft, 132, 157; s.a. Albert, Hermeneutik und Realwissenschaft, 42ff, 76f.

51 Siehe insbesondere die ausführliche Darstellung solcher Rechtfertigungsstrategien bei G. Nigel Gilbert/Michael Mulkay, Die Rechtfertigung wissenschaftlicher Überzeugungen

senschaftliche Faktoren, die „die anderen“ zu ihrer inhaltlich so offensichtlich unbegründeten Auffassung bewogen haben.

So scheint es für die jüngeren Verfechter einer spezifisch sozialwissenschaftlichen Methodologie eine ausgemachte Sache zu sein, daß das Postulat einer einheitlichen wissenschaftlichen Methodologie vor allem strategische Gründe hat: im Ringen um wissenschaftliche Reputation und in der Konkurrenz um Forschungsressourcen habe es sich gerade für die Sozialwissenschaften angeboten, durch die Übernahme naturwissenschaftlicher Methodologie und Methodik ihre Übereinstimmung mit anerkannten Kriterien der Wissenschaftlichkeit unter Beweis zu stellen und insbesondere den Makel des Subjektivismus, der dem intuitiven Nachvollziehen psychischer und sozialer Phänomene anhaftete, abzustreifen.⁵²

Belege für diese Behauptung werden sowohl für einzelne Forschungsbereiche als auch für eine allgemeine Tendenz in der Entwicklung der empirischen Sozialforschung vorgelegt.

- In der Einstellungsforschung habe die Konzentration auf das leicht operationalisierbare Konzept „Einstellung“ in Verbindung mit standardisierten Methoden zu Beginn dieses Jahrhunderts nicht nur wesentlich dazu beigetragen, die Leistungsfähigkeit der (sozial)psychologischen Forschung nach außen hin zu dokumentieren (und auch dazu, dieses Konzept über die engere Sozialpsychologie hinaus als ein fast universales Mittel der empirischen Sozialforschung durchzusetzen) – die sich hier manifestierende Dominanz einer exakten Methodik hat nach Meinung vieler Kritiker auch zu einer Vernachlässigung von Gültigkeits- und Relevanzabwägungen zugunsten technisch-methodischer Aspekte geführt.⁵³
- Jack D. Douglas versuchte, an der paradigmatischen empirischen Studie der standardisierten Forschungstradition: an Emile Durkheims „Der Selbstmord“, nachzuweisen, daß die hier verwendete „Rhetorik“ der „hypothetisch-statistischen Methode“ zum einen gar nicht zu Durkheims Gesamtwerk passe (in seinen anderen Arbeiten verwende er historische, philosophische und ethnographische Methoden), zum anderen auch gar nicht die von ihm vorgetragene Interpretation abzusichern vermöge – die von ihm hier gewählte Vorgehensweise sei vielmehr vorrangig durch

(1982), in: Wolfgang Bonß/Heinz Hartmann (Hrsg.), *Entzauberte Wissenschaft. Zur Relativität und Geltung soziologischer Forschung*, Göttingen: Schwartz & Co. (Soziale Welt, Sonderband 3) 1985, 207-227.

52 Wenn auch mit einer anderen Zielrichtung, so ist die Tatsache dieser Orientierung der Sozialwissenschaften an den (vermeintlichen) Methoden der Naturwissenschaften ja auch Gegenstand von Poppers kritischer Auseinandersetzung mit dem Historizismus.

53 Siehe z.B. *Irwin Deutscher, What We Say/What We Do. Sentiments & Acts*, Glenview/Brighton: Scott, Foresman and Company, 1973, 34f, 106ff; *Donald Fleming, Attitude: The History of a Concept*, in: *Perspectives in American History*, 1, 1967, 287-365, hier: 339f.

sein wissenschaftspolitisches Ziel motiviert gewesen, die Soziologie in der akademischen Landschaft Frankreichs als eine eigenständige Disziplin zu etablieren.⁵⁴

- In einer empirischen Analyse des Wandels des „Präsentationsstils soziologischer Forschung“ weist James L. McCartney zumindest die zeitliche Übereinstimmung zwischen wissenschaftsexternen Faktoren (vor allem der Vergabe von Forschungsmitteln) und zunehmender Verwendung statistischer Analysemethoden auf, und die zahlreichen Hinweise auch anderer Autoren legen die Vermutung nahe, daß es sich bei dem Verweis auf den Einfluß externer Faktoren nicht nur um ein – instrumentell eingesetztes – Vor- oder Fehlurteil, sondern (zumindest auch) um eine kollektive Erfahrung der Forschungsbedingungen handelt.⁵⁵

Auf der anderen Seite wurde bereits 1936 von Lundberg in seinem engagiert-polemischen Plädoyer für „Quantitative Methoden in der Sozialpsychologie“ der Verdacht geäußert, daß die Ablehnung dieser neuen Methoden in einem inakzeptablen Festhalten am gewohnten literarischen Stil und in der Furcht vor der Diskreditierung des von ihnen verwendeten common-sense-Wissens durch diese neuen Methoden begründet sei: „critics of the better quantitative methods“ wollten lediglich an ihren impressionistischen Vorurteilen festhalten.⁵⁶ Insbesondere von Ernst Topitsch ist in späteren Jahren der – vor allem gegen die Vertreter einer dialektischen Methode gerichtete – Vorwurf erhoben worden, die Zurückweisung der These einer einheitlichen wissenschaftlichen Methodologie sei nur ideologisch motiviert. In seinen philosophiegeschichtlichen Rückblicken kommt er unter anderem zu dem Ergebnis, der Dualismus von Natur- und Geisteswissenschaft speise sich aus überholten metaphysischen Ansichten über die Beschaffenheit von Natur und Gesellschaft, spiegele heute aber vor allem die gerade bei den deutschen Intellektu-

54 Jack D. Douglas, *The Sociological Analysis of Social Meanings of Suicide* (1966), in: Anthony Giddens (Hrsg.), *The Sociology of Suicide. A Selection of Readings*, London/Tonbridge: Frank Cass & Co. 1971, 121-151; Jack D. Douglas, *The Rhetoric of Science and the Origins of Statistical Social Thought: The Case of Durkheim's Suicide*, in: Edward A. Tiryakin (Hrsg.), *The Phenomenon of Sociology. A Reader in the Sociology of Sociology*, New York 1971, 44-57.

55 James L. McCartney, *On Being Scientific: Changing Styles of Presentation of Sociological Research*, in: *The American Sociologist*, 5, 1970, 30-35. Weitere Hinweise in diese Richtung finden sich z.B. bei Aaron V. Cicourel, *Methode und Messung in der Soziologie*, Frankfurt: Suhrkamp 1970 (1964), 58ff, 70; Neil J. Smelser, *Die Beharrlichkeit des Positivismus in der amerikanischen Soziologie*, in: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, 38, 1986, 133-150; Andrew J. Weigert, *The Immoral Rhetoric of Scientific Sociology*, in: *American Sociologist*, 5, 1970, 111-119. Für die Bedeutung, die der Rhetorik einer Arbeit für ihre Akzeptanz durch die „scientific community“ zukommt, siehe z.B. Murray S. Davis, *„That's Classic!“ The Phenomenology and Rhetoric of Successful Social Theories*, in: *Philosophy of the Social Sciences*, 16, 1986, 285-301.

56 Lundberg, *Quantitative Methods in Social Psychology*, 43, 52f.

ellen verbreitete Aversion gegen Naturwissenschaft und Technik wieder.⁵⁷ Auch bei Albert findet sich der Hinweis auf ideologische Momente in der Begründung einer spezifisch sozialwissenschaftlichen Methodologie, auch er verweist auf das konservative Festhalten am Vertrauten als Motiv hermeneutischer Forschung.⁵⁸ Beliebte ist darüber hinaus – wie wir sahen – auch der Verweis auf das theologisch-dogmatische Moment hermeneutischer Verfahren, durch das eine erfahrungswissenschaftliche Orientierung ihrer Vertreter implizit oder explizit in Frage gestellt wird.⁵⁹

Die hier skizzierte Gegenüberstellung der Methodologien ist insofern von einer deutlichen Asymmetrie gekennzeichnet, als, spätestens zu Beginn der sechziger Jahre, die faktische Dominanz einer standardisierten Sozialwissenschaft nach dem methodologischen Vorbild der Naturwissenschaften etabliert war⁶⁰ – eine Dominanz, die Konsequenzen auch für die Struktur der Diskussion hatte. In einer solchen Situation ist jeder Kritiker in der Rolle des Herausforderers einer bewährten Tradition, der sich daher nicht nur mit dem Nachweis von Schwächen und Fehlern dieser Tradition zufrieden geben kann, sondern dem auch eine ‚Bringschuld‘ auferlegt ist: zusätzlich zur Kritik an der dominanten Position muß er Argumente darbieten, die positiv die Leistungsfähigkeit der von ihm favorisierten Alternative begründen können.⁶¹ Aus diesem Grunde finden wir in den Beiträgen der Vertreter einer spezifisch sozialwissenschaftlichen Methodologie immer auch zumindest allgemeine Postulate für die Leistungsfähigkeit dieser Methodologie, während – besonders deutlich bei Topitsch, aber auch bei Albert, Hempel und Nagel – die ‚Verteidiger‘ einer wissenschaftlichen Einheitsmethodologie sich in der Regel damit zufriedengeben zu zeigen, daß die von den anderen beanspruchte Besonderheit des methodischen Vorgehens gar nicht bestehe beziehungsweise wissenschaftstheoretisch nicht zu halten sei, ohne daß sie sich dem Legitimationszwang ausgesetzt fühlen zu belegen, daß die von ihnen selbst vertretene einheitswissenschaftliche Methodologie tatsächlich für die Analyse so-

57 Ernst Topitsch, Das Verhältnis zwischen Sozial- und Naturwissenschaften. Eine methodologisch-ideologiekritische Untersuchung (1963), in: ders. (Hrsg.), Logik der Sozialwissenschaften, Köln/Berlin: Kiepenheuer & Witsch 1970, 57-71; Ernst Topitsch, Zum Gesetzesbegriff in den Sozialwissenschaften (1966), in: Albert, Theorie und Realität, 1972, 317-330.

58 Albert, Traktat über kritische Vernunft, 145, 148; Albert, Theorie, Verstehen und Geschichte, 8; Albert, Hermeneutik und Realwissenschaft, 76f.

59 Albert, Traktat über kritische Vernunft, passim; Albert, Hermeneutik und Realwissenschaft, 1971, 42ff, 59; Neurath, Empirische Soziologie, 145.

60 Heinz Sahner, Theorie und Forschung. Zur paradigmatischen Struktur der westdeutschen Soziologie und zu ihrem Einfluß auf die Forschung, Opladen: Westdeutscher Verlag 1982, 134ff.

61 Wie bereits erwähnt wurde, führt dies zu einem konservativen Element in der Wissenschaft, da dieser Nachweis zu Beginn einer Veränderungsphase in der Regel bestenfalls in Ansätzen erbracht werden kann – es sichert allerdings auch eine Kontinuität der Bemühungen und erschwert die Verfolgung kurzatmiger Moden.

zialwissenschaftlicher Phänomene geeignet ist – dies setzen sie als offensichtlich gegeben voraus. Im vorliegenden Fall mag die Ungleichheit im inhaltlich-theoretischen Gehalt der Argumentationen noch dadurch verstärkt worden sein, daß die Vertreter einer einheitswissenschaftlichen Methodologie vor allem in den Reihen der Wissenschaftstheoretiker zu finden sind, während es sich bei den (jüngeren) Vertretern einer spezifisch sozialwissenschaftlichen Methodologie überwiegend um Sozialwissenschaftler handelt. Es liegt auf der Hand, daß eine solch asymmetrische Diskussionsstruktur ihren Teil zur Unfruchtbarkeit und Unentschiedenheit der Kontroverse beiträgt, indem sie ein wechselseitiges Ausweichen in der Argumentation erleichtert.

Die von beiden Seiten vorgebrachten wissenschaftssoziologischen Argumente mögen im Idealfall das Umfeld der Diskussion erhellen, oft erweisen sie sich aber auch nur als mehr oder weniger feine Instrumente der Auseinandersetzung selbst – keineswegs stellen sie systematische Begründungen für die eine oder für die andere Position dar. Insofern würde es auch nicht weiterführen, an dieser Stelle die Berechtigung der jeweiligen Fremdbilder zu diskutieren – für eine klärende Fortsetzung der Diskussion ist vielmehr eine inhaltliche Auseinandersetzung erforderlich. Eine Möglichkeit einer solchen Fortführung könnte in einer genaueren Prüfung und inhaltlichen Diskussion der beiden Positionen bestehen: die jeweiligen Ansprüche sind genauer zu identifizieren, Mißverständnisse auszuräumen, Gemeinsamkeiten zu bestimmen und verbleibende Diskrepanzen herauszuarbeiten. Ohne daß der Nutzen eines solchen Vorgehens bestritten werden kann und soll, zeigt jedoch der Blick in die Geschichte dieser Kontroverse, daß genau dies bereits geschehen ist: es hat begriffliche Klärungen gegeben, die beiden Positionen sind je für sich weiter ausgearbeitet, wissenschaftstheoretisch fundiert und methodisch verfeinert worden, man hat auch versucht, einzelne Komponenten zu kombinieren – als Ergebnis sind aber lediglich einseitig verkündete Meldungen über das „Ende der Diskussion“, über die „allgemeine Anerkennung“ einer Position beziehungsweise über „gelungene“ Integrationen auszumachen, während eine konsensfähige Aufhebung ihrer widerstreitenden Geltungsansprüche weiterhin aussteht.⁶²

62 Ein Teil des Problems dieser Kontroverse liegt auch darin, daß zwar der eine Teil des Begriffspaares: das Konzept „Erklären“, weitgehend mit der deduktiv-hypothetischen Methodologie gleichgesetzt wird (wie sie insbesondere mit dem Hempel-Oppenheim-Schema und durch die Popperschen Ausführungen präzisiert ist), während das Konzept des „Verstehens“ mit einer großen Unbestimmtheit und Vieldeutigkeit belastet ist. Dies zeigt sich bereits, wie die detaillierte Begriffsanalyse von *Alwin Diemer* deutlich macht, in dem Problem der Bestimmung des Bedeutungsfeldes dieses Begriffes, und es verstärkt sich in seiner unterschiedlichen Verwendung als ein Element sozialwissenschaftlicher Analyse – Die Trias Beschreiben, Erklären, Verstehen in historischem und systematischem Zusammenhang (Ein orientierender Überblick), in: ders. (Hrsg.), *Der Methoden- und Theorienpluralismus in den Wissenschaften*, Meisenheim am Glan: Hain 1971, 5-26). (Zum Schluß dieses Kapitels werden wir auf diesen Aspekt zurückkommen.)

Wie in der Einleitung bereits dargelegt wurde, soll in dieser Arbeit eine andere Strategie eingeschlagen werden. Bevor wir uns aber den empirischen Erkenntnissen über den Erkenntnisprozeß zuwenden können, ist – nach der wissenschaftstheoretischen – zunächst noch die zweite traditionelle Argumentationslinie der Kontroverse: die Reflexion auf die Beschaffenheit des Forschungsgegenstandes, auf ihren Beitrag zur Lösung der methodologischen Streitfrage zu prüfen. Wie bereits erwähnt wurde, dominieren zu diesem Aspekt die Ausführungen von Vertretern einer spezifisch sozialwissenschaftlichen Methodologie. Charakteristisch für die geringe Bedeutsamkeit dieses Diskussionsstranges für die Wissenschaftstheoretiker ist die Tatsache, daß Poppers „Logik der Forschung“ ursprünglich den Untertitel „Zur Erkenntnistheorie der modernen Naturwissenschaften“ trug – Popper entwickelte seine Methodologie, indem er diesen spezifischen Gegenstandsbereich (und nur ihn) vor Augen hatte: „Ich habe allen Grund zu der Annahme, daß meine Interpretation der wissenschaftlichen Methoden ursprünglich durch keinerlei Kenntnis der Methoden der Sozialwissenschaften beeinflusst war, denn als ich diese Auffassung konzipierte, dachte ich nur an die Naturwissenschaften und wußte fast nichts von den Sozialwissenschaften.“⁶³ Ein solcher Bezug auf einen Gegenstand ist für die Entwicklung einer Methodologie in der Tat unumgänglich und als solcher nicht zu kritisieren. Eine Methodologie ist nicht im luftleeren Raum zu konzipieren, da jede Reflexion über eine spezifische Methodik den Einsatzbereich dieser Methodik im Auge haben muß: es gibt keine Methode ‚an und für sich‘, sondern nur eine Methode in bezug auf die Erreichung eines konkreten Ziels. Wenn wir uns hier auf die Diskussion dieses Gegenstandsbezuges einlassen, so präjudiziert dies daher keineswegs als Ergebnis unserer Überlegungen, daß ein jeder Gegenstand seine eigene Methodologie erfordere. Eine Entscheidung hierüber bleibt dem Prüfprozeß selbst vorbehalten – umgekehrt jedoch würde ein Festhalten an dem Prinzip einer einheitlichen wissenschaftlichen Methode ohne vorangegangene Auseinandersetzung auch mit diesem Diskussionsstrang das Ergebnis zugunsten einer formal-methodologischen Betrachtungsweise vorwegnehmen. Auch geht es im folgenden nicht um eine Entscheidung über die ‚tatsächliche‘ Beschaffenheit sozialer Phänomene, sondern um die Diskussion der Vorstellungen, die die Forscher davon haben, und um die methodologischen Konsequenzen, die daraus gefolgert wurden.

2. Zwei theoretische Entwürfe vom ‚Gegenstand‘ soziologischer Forschung und die begrenzte Tragfähigkeit der auf ihnen gründenden Methodologien¹

Jeder Entscheidung über die zu verfolgende wissenschaftliche Vorgehensweise geht eine zumindest vage Vorstellung über den zu erforschenden Gegenstand und die Korrespondenz zwischen beiden voraus. Wie oben gezeigt werden konnte, finden wir bei den Vertretern einer einheitswissenschaftlichen Methodologie allerdings nur wenig explizite Ausführungen hierzu. Albert konzidiert zwar den Geistes- und Sozialwissenschaften die „Eigenart ihrer Objektbereiche“ und den damit verbundenen „besonderen Charakter der für sie geeigneten Forschungstechniken“, arbeitet diesen Aspekt aber nicht weiter aus, da dies für ihn ja gerade nicht die Notwendigkeit einer „gänzlich anderen allgemeinen Methodologie“ begründet.² Etwas anders stellt sich die Situation naheliegenderweise bei den Befürwortern einer eigenständigen sozialwissenschaftlichen Methodologie dar, die ja gerade auf dieser Besonderheit des Gegenstandsbereiches ihr Argument gründen, doch bleibt auch hier die Darstellung oft sehr allgemein und zudem von einer Einseitigkeit, auf die noch näher einzugehen sein wird.

Finden sich also in der engeren wissenschaftstheoretischen Diskussion nur wenige beziehungsweise wenig ausgeführte Darlegungen des Konzeptes des Gegenstandsbereiches, für dessen Analyse eine geeignete Methodologie zu entwickeln und zu begründen ist, so sind doch beide Seiten – bei aller internen Diversifikation – in deutlich gegeneinander abgegrenzten Traditionen mit je eigenen Klassikern und paradigmatischen Arbeiten verankert. Wenn ich mich im folgenden in der Rekonstruktion der unterschiedlichen Konzepte ‚des Sozialen‘ auf je einen klassischen Vertreter beschränke, so soll dies nicht eine künstliche Harmonisierung (beziehungsweise Polarisierung) bewirken, es soll lediglich pragmatisch der Notwendigkeit entheben, auf in diesem Zusammenhang nachrangige Differenzen eingehen zu müssen.

1 Um die vorliegende Problematik durch den Bezug auf verschiedene Disziplinen nicht unnötig zu komplizieren, werde ich für die weitere Analyse den Begriff der „Sozialwissenschaften“ aufgeben und mich allein auf die Soziologie konzentrieren – inwieweit die hier angestellten Überlegungen auch für andere Disziplinen Geltung beanspruchen können, ist an dieser Stelle nicht zu diskutieren.

2 Albert, *Theorie, Verstehen und Geschichte*, 8.

2.1 Zwei klassische Konzeptionen des Gegenstandes soziologischer Forschung

2.1.1 Die Konstitution der „faits sociaux“ bei Emile Durkheim

Als Vertreter einer an den Naturwissenschaften orientierten Position, der zudem selber seinen gar nicht zu überschätzenden Beitrag zur Bestimmung des Gegenstandes soziologischer Analyse geleistet hat, bietet sich Emile Durkheim an. In expliziter Bezugnahme auf die Naturwissenschaften war es Durkheims zentrales wissenschaftspolitisches Anliegen, die Soziologie als eine in ihrer Objektivität den ersteren ebenbürtige Wissenschaft zu etablieren.³ Damit befindet er sich in direkter Nachfolge von Auguste Comte und Alphonse Quetelet, denen trotz aller Meinungsverschiedenheiten über den einzuschlagenden Weg das Ziel gemeinsam war, die wissenschaftliche Erforschung sozialer Phänomene als „physique social“ zu begründen.⁴

Durkheim hatte seit 1896 die eigens für ihn eingerichtete erste – und für lange Zeit einzige – Professur für Sozialwissenschaft in Frankreich inne, und noch 1914 „gab es [in Frankreich] keinen einzigen Lehrstuhl, der sich ‚Soziologie‘ nannte“.⁵ Sollte sich die Soziologie als eigenständige Wissenschaft durchsetzen, so konnte dies nach Durkheims Überzeugung nur gelingen, wenn nachzuweisen war, daß sie einen Gegenstandsbereich bearbeitete, der von den bereits etablierten Disziplinen (vor allem der Psychologie, der Geschichte und der Ökonomie, aber auch der Biologie) nicht abgedeckt wurde. „In Wahrheit gibt es in jeder Gesellschaft eine fest umgrenzte Gruppe von Erscheinungen, die sich deutlich von all denen unterscheiden, welche die übrigen [!] Naturwissenschaften erforschen.“⁶

3 Emile Durkheim, *Regeln der soziologischen Methode*, Neuwied/Berlin: Luchterhand 1965 (1895), 117, 218.

Diese Zielsetzung ist – ebenso wie der vehemente Widerstand eines großen Teils seiner zeitgenössischen sozialwissenschaftlichen Kollegen – in einer wohl einzigartig ausführlichen Weise dokumentiert: vgl. diverse Beiträge in *Wolf Lepenies* (Hrsg.), *Geschichte der Soziologie. Studien zur kognitiven, sozialen und historischen Identität einer Disziplin*, Frankfurt: Suhrkamp 1981 (4 Bände); *Wolf Lepenies*, *Die drei Kulturen. Soziologie zwischen Kultur und Wissenschaft*, München u.a.: Hanser 1985.

4 Setzte sich Comte v.a. mit theoretischen und methodologischen Aspekten dieses Unternehmens auseinander, so war für Quetelet die Übernahme naturwissenschaftlicher – und das hieß für ihn statistischer – Methoden unbezweifelte Basis für die Bestimmung der moralischen Regelmäßigkeiten einer Gesellschaft. (Zu dem hier schon früh angelegten Auseinanderfallen von theoretischer und empirischer Forschung vgl. *Horst Kern*, *Empirische Sozialforschung. Ursprünge, Ansätze, Entwicklungslinien*, München: Beck 1982, 46f.)

5 *Terry N. Clark*, *Die Durkheim-Schule und die Universität*, in: *Lepenies*, *Geschichte der Soziologie*, Bd. 2, 1981, 157-205, hier: 162f, 159.

6 *Durkheim*, *Regeln der soziologischen Methode*, 105; s.a. *Emile Durkheim*, *Der Selbstmord*, Neuwied/Berlin: Luchterhand 1973 (1897), 20f.

Insbesondere in den „Regeln der soziologischen Methode“, aber auch in seiner empirischen Studie über den „Selbstmord“ wandte Durkheim daher erhebliche Mühen auf, eben diesen Gegenstand als einen spezifischen, bisher nicht erschlossenen Bereich zu begründen. Seine zentrale Kategorie ist dabei die der „faits sociaux“, der „soziologischen Tatbestände“ (in René Königs Übersetzung). Von einem „fait social“ ist es nach Durkheim dann gerechtfertigt zu sprechen, wenn die drei folgenden Bedingungen erfüllt sind:

1. die „sozialen Erscheinungen“ sind unabhängig vom Individuum, sie sind ihm „exterior“;
2. sie drängen sich dem einzelnen mit „gebieterischer Macht“ auf und üben Zwang auf ihn aus, „er mag wollen oder nicht“;
3. sie sind allgemein, das heißt „wenigstens der Mehrzahl“ der Gesellschaftsmitglieder gemeinsam.⁷

Letzteres stellt lediglich ein abgeleitetes Kriterium dar – vorrangig ist für Durkheim die Tatsache der Äußerlichkeit, der Unabhängigkeit der sozialen Erscheinungen von ihren individuellen Manifestationen, und ihr obligatorischer Charakter. Das Soziale sei dem Individuellen zeitlich vorgeordnet und „moralisch überlegen“, es durchdringe die individuelle Motivation und die individuellen Vorstellungen, es übe auf den einzelnen einen Zwang aus, dem er sich nicht nur nicht zu entziehen vermöge, sondern dessen er sich zumeist auch gar nicht bewußt sei: es sei eine „Realität sui generis“.⁸

Aus dieser Bestimmung des Sozialen folgte Durkheim seine berühmte Forderung: „Die erste und grundlegendste Regel besteht darin, die soziologischen Tatbestände wie Dinge zu betrachten.“⁹ Diese Regel impliziert keineswegs, daß damit für Durkheim die „faits sociaux“ tatsächlich Dinge *sind*, vergleichbar naturwissenschaftlichen Gegenständen, daß also Durkheim bereits in der Logik seiner Argumentation den Fehler der Reifizierung sozialer Phänomene begeht.¹⁰ Vielmehr fordert er lediglich, sie „wie Dinge zu be-

7 Durkheim, Regeln der soziologischen Methode, 105ff.

8 Durkheims Konzept durchlief verschiedene Stadien der Entwicklung, insbesondere auch in bezug auf die hier angesprochene Beziehung zwischen Gesellschaft und Individuum, zwischen kollektivem und individuellem Bewußtsein – vgl. hierzu etwa René König, Einleitung, in: Durkheim, Regeln der soziologischen Methode, 1965, 21-82.

9 Durkheim, Regeln der soziologischen Methode, 115.

10 Zwar ist Durkheim selber der Gefahr einer Verdinglichung seines Konzepts von „Gesellschaft“ stellenweise erlegen (vgl. die harschen Kritiken von Theodor W. Adorno, Einleitung, in: Emile Durkheim, Soziologie und Philosophie, Frankfurt: Suhrkamp 1967, 7-44, und Friedrich H. Tenbruck, Emile Durkheim oder die Geburt der Gesellschaft aus dem Geist der Soziologie, in: Zeitschrift für Soziologie, 10, 1981, 333-350), doch ist diese Auslegung seines Programms keineswegs zwingend, was auch König nachdrücklich betont. Königs Interpretation ihrerseits ist allerdings nicht nur wohlwollend, sondern glättet auch rückblickend Ambivalenzen, die in Durkheims Ausführungen noch angelegt sind. Dies zeigt z.B. die Übersetzung der „faits sociaux“ als „soziologischer“ statt „sozialer“ Tatbestände (und damit als Aussagen über soziale Phänomene), während Durkheim diesen

trachten“, das heißt, sie als Forscher in ihrer Unabhängigkeit vom Individuum ernst zu nehmen: „faits sociaux“ offenbaren sich dem Betrachter eben nicht in ihren individuellen Erscheinungsformen, sondern gerade unabhängig von diesen: in Recht, Sitte, Dogmen, Organisationsformen, Statistiken und ähnlichem.¹¹

Die Dinghaftigkeit des Sozialen hat für Durkheim also zwei Aspekte: zum einen tritt es *dem einzelnen* in gleicher Weise von außen und als Faktum entgegen, wie dies Naturgegebenheiten auch tun – zum anderen hat diese Tatsache *für den Soziologen* zur Folge, daß er es in gleicher Weise analysieren muß, wie der Naturwissenschaftler seinem Gegenstand entgegentritt.¹² So schließt Durkheim konsequent an die oben zitierte Regel die nachdrückliche Forderung an, von den Vorstellungen der Menschen selbst grundsätzlich abzugehen, gerade nicht von den „Ideen“ auszugehen und diese zu interpretieren, sondern nach dem Vorbild der Naturwissenschaften eine „objektive“ Wissenschaft zu betreiben. Das konkrete wissenschaftliche Vorgehen umfaßt für ihn die Ausschaltung aller „Vorbegriffe“, es erfordert eine eigenständige soziologische Definition, die sich an den „äußeren gemeinsamen Merkmalen“ festzumachen habe, und die Vermeidung von subjektiven Wahrnehmungsverzerrungen des einzelnen Forschers.¹³

Durkheims Konzeption des Sozialen als Gegenstand wissenschaftlicher Forschung gründet also auf einer Vorstellung der sozialen Phänomene als unabhängig von individuellem Wollen und individueller Sinnggebung – der analytische Zugriff des Wissenschaftlers kann für ihn erst dann objektive Qualität erreichen, wenn dieser sich von den „Vorbegriffen“, die in der Gesellschaft selbst unterhalten werden, frei macht und nach eigenen Kriterien und methodischen Regeln den Gegenstand erschließt.

Begriff durchaus noch in beiden Bedeutungen verwendete und die Trennung von „sozial“ und „soziologisch“ gerade noch nicht vollzogen hatte – Einleitung, 46ff.

11 Durkheim, Regeln der soziologischen Methode, 107, 127, 138ff.

12 Zwar taucht auch bei Durkheim vereinzelt ein Hinweis auf den Konstruktionscharakter sozialer Phänomene auf (etwa in seiner Kritik der Statistiken über die Motive von Selbstmördern – Der Selbstmord, 157ff), doch wird dies lediglich als Einwand gegen das methodische Vorgehen anderer Forscher begriffen, es bleibt für sein theoretisches und methodologisches Konzept ebenso wie für seine eigene Interpretation der Selbstmordstatistiken ohne Konsequenzen.

13 Durkheim, Regeln der soziologischen Methode, 117ff, 128ff, 220.

Keineswegs bedeutet dies, daß Durkheim die Sinnhaftigkeit sozialer Phänomene *für die Handelnden* in Frage stellen würde – dies wäre angesichts der für ihn zentralen Bedeutung von Moral und Religion im gesellschaftlichen Leben völlig unhaltbar. Seine „Regeln“ sind lediglich die *methodologische* Konsequenz seiner Betonung der Eigenständigkeit sozialer Phänomene gegenüber den individuellen Sinnzuschreibungen.

2.1.2 Die Konstitution sozialen Handelns bei Alfred Schütz¹⁴

Charakteristischerweise wird von Durkheim der Begriff des „Handelnden“ nicht verwendet: er spricht von „Individuen“, „Menschen“, „ich“ oder „man“ oder bezieht sich auf Klassifikationsbegriffe, die für die konkrete Argumentation jeweils relevant sind: „Frauen“, „Protestanten“, „Offiziere“ und ähnliches, vermeidet dabei aber jeglichen Anklang an Begrifflichkeiten, die den einzelnen als einen aktiv und kreativ Handelnden zum Thema machen. Liegt der Schwerpunkt seiner Analyse in den Folgen des Handelns unter institutionell gegebenen Bedingungen, so stellt Alfred Schütz gerade die Kategorie „sinnhaften sozialen Handelns“ in das Zentrum seiner Überlegungen. Schütz' Ausgangspunkt ist die Welt des alltäglichen Erlebens, in der der Handelnde unter Rückgriff auf seinen „verfügbaren Wissensvorrat“ den von ihm wahrgenommenen Elementen der Welt eine Bedeutung zuschreibt. Diese Interpretationen erfolgen sowohl in selektiver als auch in perspektivischer Weise: in Orientierung an seinem eigenen Relevanzrahmen nimmt der Handelnde nur bestimmte Aspekte der Welt wahr, und diese werden in einer durch seine „einzigartige biographische Situation“ geprägten Weise interpretiert. Auf der Grundlage dieser Bedeutungszuschreibungen und seiner jeweiligen Motivlage entwirft der einzelne einen Handlungsplan, an dem er sein nachfolgendes Handeln ausrichtet. Diese Wechselbeziehung zwischen interessegeleiteter interpretierender Wahrnehmung, biographischer Situation, Handlungsplan und tatsächlichem Handeln gilt auch für routinisierte Handlungsvollzüge, in denen für einen externen Beobachter ein Reiz-Reaktions-Muster abzulaufen scheint.¹⁵

Dieser Prozeß ist zwar beim einzelnen Handelnden verankert, er ist aber keinesfalls als ein individualistischer zu begreifen. Das individuell verfügbare Wissen speist sich aus einem kollektiven Wissensbestand, aus dem dem Individuum – in Abhängigkeit von seiner gesellschaftlichen Position – bestimmte Ausschnitte im Sozialisationsprozeß vermittelt worden sind. Dieses Wissen erfährt somit zwar seine spezifische individuelle Ausprägung (und nur in dieser kann es handlungsrelevant werden), doch ruht es auf der Basis

14 In vielen Zusammenhängen wird – nicht nur der größeren zeitlichen Nähe wegen – Max Weber als direkter „Gegenpart“ Durkheims herangezogen. Da aber Alfred Schütz in die Debatte um eine an den Naturwissenschaften ausgerichtete Methodologie in den Sozialwissenschaften selbst eingegriffen hat (vgl. „Begriffs- und Theoriebildung in den Sozialwissenschaften“ (1954), wiederabgedruckt in: *Gesammelte Aufsätze*, I: *Das Problem der sozialen Wirklichkeit*, Den Haag: Nijhoff 1971, 55-76) und spätere Diskussionsbeiträge, auf die noch näher einzugehen sein wird, sich explizit auf Schütz berufen, möchte ich mich an dieser Stelle nur auf ihn beziehen. In welcher Weise Schütz seinerseits an Max Webers Entwurf einer verstehenden Soziologie anknüpft, wird in seiner Arbeit „Der sinnhafte Aufbau der sozialen Welt. Eine Einleitung in die verstehende Soziologie“, Frankfurt: Suhrkamp 1974 (1932), deutlich.

15 Siehe die Darstellung in Schütz, *Gesammelte Aufsätze* I, 3-54.

einer sozial geteilten Wirklichkeitssicht auf. Dabei folgt der „intersubjektive Charakter des Alltagswissens“ für Schütz aus der „Reziprozität der Perspektiven“, dem „sozialen Ursprung des Wissens“ und seiner „sozialen Verteilung“: obwohl sich die Menschen der Unterschiedlichkeit ihrer Standorte bewußt sind, gehen sie von ihrer prinzipiellen Vertauschbarkeit und damit ihrer potentiellen Übereinstimmung in ihren Interpretationen aus; den größten Teil seines verfügbaren Wissens hat der einzelne von anderen übernommen, er teilt ihn also mit anderen, wobei allerdings der „gesellschaftliche Wissensvorrat“ insgesamt sehr unterschiedlich über die Individuen verteilt ist.¹⁶ In der Genese dieser sozialen Wirklichkeit kommt der Sprache eine zentrale Rolle zu: in ihr sind grundlegende Muster der Weltaufordnung und -interpretation geronnen, über sie läuft die Kommunikation zwischen den Mitgliedern einer sozialen Gruppe, in ihr einigt man sich über das „was“ und „warum“ der Alltagswelt. So ist der individuelle Interpretations- und Handlungsakt für Schütz nur denkbar in dieser sozialen Einbettung – eine Fundierung, die eine solipsistische Deutung dieses Handlungskonzeptes verbietet.¹⁷

Aus dieser Verankerung des Handelns in einem sozial begründeten und individuell interpretierten Bedeutungsrahmen folgt für Schütz als methodologische Konsequenz die Notwendigkeit des Rückbezugs des Handelns auf den „subjektiv gemeinten Sinn“, an dem es orientiert ist. Eine angemessene Interpretation des Handelns durch den Forscher ist nur möglich, wenn er es in diesem Rahmen verorten kann: er muß das „Um-zu-Motiv“ des Handelnden kennen, dessentwegen dieser sein Handeln geplant und realisiert hat.¹⁸ Anders als die Welt des Naturwissenschaftlers, der seine eigenen Relevanzstrukturen auf seinen Gegenstand übertragen kann und diesem kein eigenes Handlungsbewußtsein unterstellen muß, ist die Welt des Sozialforschers also in zweifacher Weise sinnhaft strukturiert: zunächst durch die Konstruktionen, die die Handelnden selbst über ihr Handeln und ihre Alltagswelt entwickelt haben, und zusätzlich – aber erst in einem zweiten Schritt – durch seine eigenen sozialwissenschaftlichen Konstruktionen. Diese müssen, will der Forscher nicht die Gefahr einer groben Fehlinterpretation des Handelns auf sich nehmen, auf den ersteren aufbauen: sie sind „Konstruktionen zweiten Grades“.¹⁹

Hatte also Durkheim eine Berücksichtigung der Motive und Interpretationen der Individuen für die Analyse sozialer Phänomene gerade programmatisch ausgeschlossen, so werden diese für Schütz zum unverzichtbaren

16 Schütz, *Gesammelte Aufsätze I*, 11 ff.

17 Nicht zu übersehen ist allerdings, daß Schütz selber den Prozeß der Genese dieses gemeinsamen Wissens nicht analysiert, daß er dieses vielmehr als gegeben voraussetzt – für diesen Aspekt werden wir in Teil II auf die Sozialtheorie George H. Meads zurückgreifen müssen.

18 Schütz, *Gesammelte Aufsätze I*, 27.

19 Schütz, *Gesammelte Aufsätze I*, 6 ff.

Ausgangspunkt der Analyse sozialen Handelns – und damit jeder soziologischen Fragestellung, da alle sozialen Phänomene auf das Handeln von Personen zurückzuführen sind.

2.2 Grenzen der Tragfähigkeit der beiden Methodologien

2.2.1 *Das Konzept des Verstehens bei Durkheim und Schütz*

Mit den Konzepten von Durkheim und Schütz liegen uns zwei inhaltliche Bestimmungen des Gegenstandes soziologischer Analyse vor, die sich sowohl hinsichtlich ihrer Bezugnahme auf die Naturwissenschaften wie auch hinsichtlich ihrer methodologischen Schlußfolgerungen zumindest auf den ersten Blick diametral gegenüberstehen. Inhaltlich kann nicht ernsthaft der Versuch gemacht werden, der einen oder der anderen Konzeption ihre Legitimation als soziologische Theorie abzusprechen – hier könnte es bestenfalls um den Nachweis von Defiziten gehen, doch würde uns diese Diskussion in unserem Verständnis der methodologischen Kontroverse nicht weiterführen.

In der methodologischen Dimension lassen sich die Differenzen auf jenen Punkt zurückführen, an dem sich auch die wissenschaftstheoretische Kontroverse festmachte: an dem Verständnis des Konzeptes „Verstehen“. Bei Durkheim selbst findet sich das Konzept zwar nicht explizit, doch wendet er sich – entsprechend der Diskussionslage seiner Zeit – gegen die Methode der „Introspektion“, die er als „rein ideologisch“ klassifiziert und in Übereinstimmung mit seiner oben dargestellten Konstitution des Sozialen als für die Analyse sozialer Phänomene völlig ungeeignet ablehnt.²⁰ Für Introspektion ist in Durkheims Forschungsprogramm ebensowenig Raum wie für ein Forschen nach den Handlungsmotiven der Menschen. Hinsichtlich der Analyse des Selbstmordes etwa lehnt er dies – nicht nur aus themenspezifischen Gründen – nachdrücklich ab.²¹ Den Gegenstand einer soziologischen Untersuchung können für Durkheim nicht Motive darstellen, sondern nur Phänomene, die eine von individuellen Bezügen deutlich unterschiedene „Einheitlichkeit und Besonderheit“ besitzen. Bereits diese Konstitution des Gegenstandes führt Durkheim weit von der Betrachtung des einzelnen und seiner Interpretationen fort: „wir [lassen] also zu diesem Zweck das Individuum als Individuum beseite“. Zudem verweist er nachdrücklich auf die große Unzuverlässigkeit, die individuellen Motivzuschreibungen zukommt.²²

20 *Durkheim*, Regeln der soziologischen Methode, 90, 126f.

21 *Durkheim*, Der Selbstmord, 30ff, 157ff.

22 *Durkheim*, Der Selbstmord, 161; 157ff, 30ff.

Ein differenzierteres und vor allem ein in seiner sozialen Fundierung ausgearbeitetes Konzept des Verstehens finden wir dagegen bei Schütz. Er unterscheidet zwischen dem Verstehen als „der Erfahrungsweise des Alltagsverstandes“, als „einem epistemologischen Problem“ und als „einer den Sozialwissenschaften eigentümlichen Methode“.²³ Das alltagsweltliche Verstehen beruht auf der oben dargestellten Intersubjektivität der Alltagswirklichkeit – das Gelingen dieses Verstehensaktes ist Voraussetzung dafür, daß diese Alltagswirklichkeit aufrechterhalten werden kann.²⁴ Dieses Verhältnis begründet für Schütz auch erkenntnistheoretisch die Möglichkeit des sinnhaften Verstehens des Handelns anderer, da jeder Mensch von Kindheit an diese Leistung habe erbringen müssen. Als sozialwissenschaftliche Methode sei es unverzichtbar, da die sozialwissenschaftliche Konstruktbildung notwendig auf den bereits vorhandenen Konstrukten der Handelnden aufbauen müsse. Explizit setzt er sich damit von der oben angeführten Bestimmung des Verstehens ab: „Verstehen hat mit Introspektion nichts zu tun; es ist ebenso das Ergebnis von Lernprozessen oder von Akkulturation wie die alltägliche Erfahrung der sogenannten natürlichen Welt“ – es ist „keineswegs eine private Angelegenheit“.²⁵ Der Verstehensakt wird damit von einem psychologischen zu einem soziologischen Phänomen.

2.2.2 Das Ungenügen des Verstehenskonzeptes in der nomologischen Methodologie

Wenn Durkheim, Nagel oder andere von Introspektion oder Verstehen sprachen, dann bezogen sie alle sich nicht auf diesen von Schütz hier analysierten Teil des Erkenntnisprozesses: auf die Konstitution des Gegenstandes beim Handelnden und auf deren Rekonstruktion durch den Forscher. Indem sie den Verstehensakt individualpsychologisch verkürzten, unterblieb ihrerseits eine Reflexion auf das problematische Verhältnis zwischen der Konstitution der Wirklichkeit durch den Handelnden selbst und dem Vorverständnis des Forschers – der mögliche Unterschied in der Konstitution des Gegenstandes bei Handelndem und Forscher wurde nicht thematisiert, die Fähigkeit des letzteren zur Sinninterpretation des Handelns wurde als unproblematisch vorausgesetzt oder als wissenschaftstheoretisch irrelevant ausgeklammert.

Erkenntnistheoretisch ist diese Position nicht aufrechtzuerhalten. Ihr Mangel wird nur solange nicht augenfällig, wie der Forscher sich innerhalb seiner eigenen Kultur bewegt und hier unter Rückgriff auf seine eigene Alltagskompetenz als Handelnder (unbewußt, aber auch unkontrolliert) inter-

23 Schütz, Gesammelte Aufsätze I, 65.

24 Die Parallele zu Diltheys „elementarem Verstehen“ ist nicht zu übersehen.

25 Schütz, Gesammelte Aufsätze I, 64, 65ff.

pretierend die Lücken schließen kann, die seine wissenschaftliche Methode gelassen hat. Für die kulturanthropologische Forschung ist diese Erkenntnis längst selbstverständlich, und ein Blick in die neuere methodologische Selbstreflexion der Soziologie zeigt die Wirkung von mehr als 20 Jahren insbesondere ethnomethodologischer und wissenschaftssoziologischer Forschung deutlich auf.²⁶ In dieser Vernachlässigung der sinnhaften Konstitution aller sozialen Phänomene zeigt sich also ein wesentlicher Mangel der einheitswissenschaftlichen Position, wie sie oben skizziert worden ist. Ihre Vertreter sind mit ihrem Entwurf einem konstitutiven Teil des sozialwissenschaftlichen Gegenstandes nicht gerecht geworden – dem Teil nämlich, der tatsächlich die Differenz zu natürlichen Gegebenheiten begründet. In ihrer kritischen Erwiderung auf den Versuch Abels, die Rolle des Verstehens in der Soziologie zu bestimmen, hatten bereits Murray L. Wax und Diana Leat auf diesen wesentlichen Mangel hingewiesen, doch blieb diese Kritik für die Rezeption der Abelschen Argumentation im wesentlichen folgenlos.²⁷

Obwohl auch Albert sich zustimmend auf Abel bezieht, zielt er durchaus, über diesen hinausgehend, auf die grundlegende Funktion, die dem Verstehen in der Beziehung des Menschen zur Realität zukommt, indem er auf den Deutungsgehalt verweist, der in jeder einzelnen Wahrnehmung steckt. Allerdings bleibt diese Erkenntnis unvollständig und passager: ihm erschließt sich nicht die *soziale* Dimension, in der das Verstehen begründet ist. Es bleibt insofern unvollständig, als Albert nur die isolierte Beziehung zwischen dem einzelnen Forscher und dem Gegenstand seines Forschungsinteresses betrachtet, die soziale Verankerung beider dagegen systematisch ausklammert: dies wird von ihm in die Psychologie und die Soziologie der Forschung verwiesen. Und es bleibt passager, da auch dieses um das Soziale reduzierte Verständnis der Wahrnehmung als einem Interpretationsprozeß von ihm nicht weitergedacht und systematisch entwickelt wird, so daß seine Relevanz für *jede* Art menschlicher Erkenntnis herausgearbeitet und reflexiv auf die von ihm selbst vertretene Wissenschaftstheorie angewendet werden könnte.

Letzteres mag unter anderem darauf zurückzuführen sein, daß im Rahmen des Kritischen Rationalismus der wissenschaftliche Prozeß im engeren Sinne auf den „Kontext der Begründung“ beschränkt wird, dort aber durch das Konzept der Hypothesenprüfung eine wirksame Kontrolle über die vorangegangene Gegenstandskonstitution gegeben zu sein scheint. Damit aber

26 Nachdrücklich hatte bereits *Cicourel* in seiner einflußreichen Kritik der sozialwissenschaftlichen Methodologie von 1964 auf diesen Prozeß der unbewußten Ergänzung wissenschaftlichen Wissens durch den unkontrollierten Rückgriff auf Alltagswissen verwiesen – Methode und Messung in der Soziologie. Neuere Beiträge zu diesem Themenbereich (auf die im folgenden nach näher einzugehen sein wird) finden sich in dem von *Bonß* und *Hartmann* herausgegebenen Sammelband: *Entzauberte Wissenschaft*.

27 *Wax*, On Misunderstanding Verstehen; *Diana Leat*, Das mißverständene „Verstehen“ (1972), in: Karl Acham (Hrsg.), *Methodologische Probleme der Sozialwissenschaften*, Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 1978, 102-114.

verschließt Albert sich, wie im folgenden noch zu zeigen sein wird, die in dieser Weise nicht aufhebbare Einbindung des wissenschaftlichen Erkenntnisprozesses in den alltagsweltlichen Prozeß der Erkenntnis der Welt: definitorisch ist die wissenschaftliche Erkenntnis von den übrigen Erkenntnisprozessen in der Gesellschaft abzugrenzen, doch hebt dies ihre reale Verflechtung nicht auf.

Diesem Schwanken zwischen der Einsicht in die prinzipielle Bedeutung dieses Prozesses und ihrer inkonsequenten Berücksichtigung in der Methodologie korrespondiert bei Albert eine Uneindeutigkeit in der Bestimmung des Stellenwertes der Methode des Verstehens. Hatte er ihr zunächst lediglich einen heuristischen Wert (in der Hypothesengewinnung) zugestehen wollen,²⁸ so nimmt er diese Einschränkung angesichts der von ihm später aufgezeigten Möglichkeit der Entwicklung einer erklärenden Theorie des Verstehens mit der Begründung zurück, er habe sich von der „idealistischen Fehlentwicklung der hermeneutischen Lehre“ irreführen lassen²⁹ – um es nur wenige Seiten weiter de facto doch wieder auf den Status einer vorbereitenden Methodik abzustufen: „Wenn für die Erklärung solchen Verhaltens ‚verstehende‘ Verfahrensweisen überhaupt eine Rolle spielen, dann dadurch, daß sie dabei helfen, solches Verhalten zu identifizieren, das heißt: die zu erklärenden Phänomene aufzuweisen.“³⁰ Obwohl er in einer späteren Veröffentlichung das Verstehen sogar den Beobachtungsverfahren in den Naturwissenschaften analog setzt, bleibt es innerhalb seines wissenschaftstheoretischen Credo mit dieser Funktionsbestimmung letztlich doch im heuristischen Vorhof stecken.³¹

Angesichts dieser Diffusität liegt der Verdacht nahe, daß es sich hier nur um „ein Lippenbekenntnis zu seiner [des Verstehens] Wichtigkeit für die soziologische Forschung“ handelt, „gleichzeitig aber seine Relevanz für die Soziologie als eine *wissenschaftliche* Aktivität“ geleugnet wird, wie Leat den Umgang mit der Verstehensproblematik bereits Anfang der siebziger Jahre kritisierte.³² Dieser Eindruck wird dadurch verstärkt, daß Alberts Verweis auf die Möglichkeit einer nomologischen Theorie des Verstehens spätestens seit 1968 von ihm immer wieder ins Feld geführt wird, wenn es um die Möglichkeit der Härtung und nomologischen Nutzbarmachung des Verstehens geht, daß sie aber auch in seiner Schrift von 1987 nicht mehr als ein Desiderat darstellt, kaum weniger vage als zwei Jahrzehnte zuvor und immer noch nur im Möglichkeitsraum angesiedelt.

28 Albert, Traktat über kritische Vernunft, 136.

29 Albert, Hermeneutik und Realwissenschaft, 61; s.a. Albert, Die Wissenschaft und die Fehlbarkeit der Vernunft, 23.

30 Albert, Hermeneutik und Realwissenschaft, 69.

31 Albert, Die Wissenschaft und die Fehlbarkeit der Vernunft, 23.

32 Leat, Das mißverstandene „Verstehen“, 102.

Der Zweifel an der Ernsthaftigkeit dieses Interesses am Verstehenskonzept erhärtet sich weiter, wenn man bedenkt, daß Albert sich an keiner Stelle seiner Veröffentlichungen mit neueren Versuchen auseinandersetzt, dieses Konzept einer theoretischen Klärung und einer methodologischen Präzisierung zuzuführen – einem Bemühen, wie es von Schütz und in seiner Nachfolge zum Beispiel innerhalb der Ethnomethodologie mit großem Nachdruck unternommen worden ist. Diese Bemühungen werden von ihm gänzlich ignoriert: in seinen von mir herangezogenen Veröffentlichungen fehlt eine Auseinandersetzung mit der Ethnomethodologie völlig, und auf den „im ganzen recht unglücklichen Versuch von Alfred Schütz“ nimmt er nur in einer Fußnote (und nur hinsichtlich dessen „Der sinnhafte Aufbau der sozialen Welt“) Bezug.³³ Dies ist umso erstaunlicher, als Albert selbst für eine empirische Fundierung der Erkenntnistheorie plädiert³⁴ – in seiner Auseinandersetzung mit dem Verstehenskonzept aber ausschließlich dessen Fassung bei Heidegger, Gadamer, Apel oder Habermas zu seinem Bezugspunkt macht. Die bei diesen kritisierten ontologischen Ansprüche oder ideologisch-theologischen Implikationen wären gegen Schütz und seine Nachfolger schwerlich als Argument anzuführen. Selbst Alberts (kurze) Bezugnahmen auf Max Weber scheinen lediglich der Abwehr hermeneutischer Ansprüche zu dienen, sie stellen jedenfalls nicht den Ausgangspunkt einer ausführlicheren Auseinandersetzung mit dessen Programm einer „verstehenden Soziologie“ dar.³⁵

Selbst bei Albert also, der von den bisher herangezogenen einheitswissenschaftlich orientierten Autoren die Notwendigkeit des Verstehens noch am deutlichsten anspricht, überlebt damit die alte Kontrastierung von Erklären und Verstehen als je eigenständigen, alternativen Strategien der sozialwissenschaftlichen Erkenntnis, wie sie bei Droysen und Dilthey angelegt worden ist, ohne daß zur Kenntnis genommen wird, daß Schütz' Konzept in eine andere Richtung weist, daß Schütz' Theorie des Aufbaus sozialer Wirklichkeit das Potential in sich trägt, diese alte Gegenüberstellung aufzubrechen und zu einem tieferen Verständnis des (sozial)wissenschaftlichen Prozesses zu führen, in dem das Verstehen als eine Basisoperation jeglicher (wissenschaftlicher) Erkenntnis nicht nur erkannt, sondern auch methodologisch angemessen berücksichtigt ist.³⁶

33 *Albert, Hermeneutik und Realwissenschaft*, 71.

34 Dafür steht seine Bezugnahme auf die Ergebnisse der Wahrnehmungspsychologie, aber insbesondere seine Ausführungen in: *Die Möglichkeit der Erkenntnis. Zur Kritik der reinen Erkenntnislehre im Licht des kritischen Rationalismus*, in: Salamun, Karl R. Popper und die Philosophie des Kritischen Rationalismus, 1989, 3-18.

35 *Albert, Traktat über kritische Vernunft*, 150ff; *Albert, Hermeneutik und Realwissenschaft*, 67ff.

36 Ein Versuch, in der Tradition einer einheitswissenschaftlichen Argumentation die Position von Schütz aufzunehmen und in ein nomologisches Modell sozialen Handelns zu integrieren, ist in jüngster Zeit von Hartmut Esser unternommen worden – auf seinen Vorschlag wird im übernächsten Abschnitt ausführlich einzugehen sein.

2.2.2 Das Ungenügen der Methodologie des Verstehens bei Schütz und seinen Nachfolgern

Schütz' Ausführungen, wie sie oben kurz skizziert wurden, weisen „das Verstehen“ als einen grundlegenden Aspekt allen sozialen Handelns aus, und sie begründen seine soziale Fundierung. Damit sind allerdings *nur Notwendigkeit und Grundlage* alltäglichen und wissenschaftlichen Verstehens begründet, der *Nachweis seiner Möglichkeit und der Möglichkeit der Kontrolle* seiner erfolgreichen Realisierung stehen dagegen noch aus. In Beantwortung der von ihm selbst aufgeworfenen Frage, wie „man objektive Begriffe und eine objektiv verifizierbare Theorie von subjektiven Sinnstrukturen bilden“ kann,³⁷ wie also seitens des Beobachters der Übergang von der Rekonstruktion des subjektiv gemeinten Sinns der Handelnden zu einer sozialwissenschaftlichen Interpretation zu leisten ist, nennt Schütz drei Argumente.

- Eine erste Basis für diese Objektivierung sieht er in dem Aufliegen des sozialwissenschaftlichen auf dem alltäglichen Verstehensprozeß, der zum einen bereits in der Tatsache der Typisierungen durch die Handelnden eine Objektivierung beinhalte, zum anderen die grundsätzliche Kompetenz für erfolgreiches Verstehen auch auf Seiten des Forschers bereitstelle.³⁸
- Ein weiteres Argument findet Schütz in der besonderen Rolle des sozialwissenschaftlichen Beobachters, der sich aus seiner eigenen biographischen Situation löse und nur noch auf der Grundlage des wissenschaftlichen Relevanzsystems seine Beobachtungen vornehme. In der „Epoche der wissenschaftlichen Einstellung“ werden alle alltagsweltlichen Bezüge des Forschers „eingeklammert“: „Das theoretisch denkende Selbst ist einsam; es hat keine soziale Umwelt; es steht außerhalb aller sozialer Beziehungen.“³⁹
- Schließlich beruhe die wissenschaftliche Objektivierung auf der Konstruktion rationaler Handlungsmodelle, die – falls sie den Kriterien der „logischen Konsistenz“, der „subjektiven Interpretation“ (das heißt des Rückbezugs des analysierten Handelns auf einen vom Handelnden subjektiv gemeinten Sinn) und der „Adäquanz“ (das heißt der Übereinstimmung zwischen den Konstruktionen des Forschers und denen der Handelnden) genügen – als „objektive, idealtypische Konstruktionen“ anzusehen seien.⁴⁰

Dieser methodologische Lösungsvorschlag bleibt aber letztlich ebenso unbefriedigend, wie sich zuvor umgekehrt die Ausklammerung des zweifachen

37 Schütz, Gesammelte Aufsätze I, 72.

38 Schütz, Gesammelte Aufsätze I, 3ff, 44ff, 67ff.

39 Schütz, Gesammelte Aufsätze I, 292, 286; 41ff, 159f.

40 Schütz, Gesammelte Aufsätze I, 30f, 46ff; 281ff.

Verstehensprozesses als eine unzulässige theoretische Verkürzung des sozialwissenschaftlichen Erkenntnisprozesses erwies. Zwar begründet Schütz hier die allgemeine *Möglichkeit* des Verstehens auf einer sozialen Grundlage – er gibt aber in keiner Weise, auch nicht auf allgemeinerer methodologischer Ebene, Hinweise, wie die *Realisierung* der Verstehensleistung in einem bestimmten Fall durch einen Forscher zu erreichen und intersubjektiv zu kontrollieren ist.

- Der Verweis auf die allgemeine Verstehenskompetenz und ihre Verankerung in einem sozial geteilten Wissensvorrat kann den Anforderungen an eine sozialwissenschaftliche Methodologie nicht entsprechen, da er zwischen kompetenten und inkompetenten Anwendungen nicht zu differenzieren erlaubt. Wenn auch, etwa in der Arbeit von George Herbert Mead, die Analyse des alltäglichen Verstehens deutlich weitergetrieben ist, als dies in der wissenschaftstheoretischen Kontroverse berücksichtigt wurde, so gilt doch Alberts Hinweis, daß der Verstehensprozeß als Teil einer sozialwissenschaftlichen Analyse selber erklärungsbedürftig sei – das heißt: es kann das Gelingen des Verstehens nicht automatisch unterstellt werden, es bedarf vielmehr zu seiner Realisierung angebbarer und kontrollierbarer Bedingungen.⁴¹
- Der Verweis auf die „Epoché der wissenschaftlichen Einstellung“ wiederum ist nicht mehr als eine zur Begründung einer intersubjektiv ausgerichteten Erfahrungswissenschaft völlig ungeeignete Fiktion. Mehr noch: der Glaube an ihre Einlösbarkeit, an die Ausschaltbarkeit der alltagsweltlichen Bindungen und Orientierungen des Forschers nährt die Illusion der Möglichkeit einer „direkten Erkenntnis“, er verstellt die – gerade erst in der Analyse des Konstitutionscharakters jeglicher Erkenntnis gewonnene – Einsicht in die Unausweichlichkeit dieser Konstitutionsleistung auch auf Seiten des Forschers und der daraus folgenden Notwendigkeit der Kontrolle auch solcher „kognitiven Aktivitäten“, die dem „eigentlichen“ Forschungsprozeß vorlagert sind. In diesem Argument jedoch wird die Einlösung einer methodologischen Forderung: nämlich die Befähigung des einzelnen Forschers zur Distanzierung von seinem Forschungsgegenstand und seinen eigenen Interessen und Inter-

41 Diese Unterstellung einer fraglosen Einlösung des Verstehenserfordernisses findet sich auch in der Kritik von Wax an Abel (und sie zieht sich wie ein Geburtsfehler durch viele Beiträge zu einer qualitativen Sozialforschung): der Stellenwert des Verstehens als einer allgemeinen Grundlage jeder sozialwissenschaftlichen Analyse wird zutreffend herausgearbeitet, doch erscheint das Erbringen der Verstehensleistung nicht problematisch und daher weiterer methodologischer Reflexion bedürftig – die Sozialisation in die entsprechende (Sub)Kultur scheint das richtige Verstehen zu garantieren. Damit aber bleibt man dort stehen, wo es wissenschaftlich erst interessant wird: inwieweit bei kontroversen Deutungen das Verstehen eine Methode intersubjektiv kontrollierbarer Prüfung sein kann, wird nicht thematisiert.

pretationen, allein durch den „Entschluß, die desinteressierte Einstellung des wissenschaftlichen Beobachters anzunehmen“, als gesichert unterstellt.⁴²

- Auch in seinem dritten Argument verschiebt Schütz das Problem lediglich: in welcher Weise die Postulate der „subjektiven Interpretation“ und der „Adäquanz“ eingelöst werden können beziehungsweise wie hierüber eine objektivierbare Entscheidung herbeigeführt werden kann, wird von ihm nicht weiter ausgeführt.

Mit diesen Überlegungen hat Schütz Desiderate einer intersubjektiv orientierten Sozialforschung formuliert, deren Umsetzung in der Forschungspraxis aber ungeklärt bleibt: Schütz ‚löst‘ das Problem der Gewinnung objektiver Theorien aus subjektiven Sinnstrukturen durch eine Reflexion auf und einen Appell an die Fähigkeit des Subjektes, sich von den kognitiven Begrenzungen seiner Existenz zu befreien – für die Begründung einer sozialwissenschaftlichen Methodologie kann dieses voluntaristische Konzept nicht ausreichen. Eine Fußnote verrät denn auch, daß Schütz durchaus ein Gefühl für die hier noch bestehende Lücke hat: „Wir klammern bewußt die hier implizierten Probleme der sogenannten Wissenssoziologie aus.“⁴³ Es sind aber genau diese Ausklammerungen, die in ihren methodischen Konsequenzen nicht reflektierten Idealisierungen, es ist der Verzicht auf die Klärung des Erkenntnisprozesses auch in diesen „praktischen“ Dimensionen, die die wissenschaftstheoretische Diskussion so unfruchtbar haben werden lassen.

Dieses Problem der Umsetzung methodologischer Überlegungen in praktische Forschungsanweisungen ist auch in der Nachfolge von Schütz nicht befriedigend gelöst worden, wie an zwei Beispielen gezeigt werden soll. Eine der einflußreichsten methodologischen Arbeiten in dieser Tradition ist die von Cicourel über „Methode und Messung in der Soziologie“. Grundmotiv seiner Argumentation ist die Gefahr, daß der Sozialwissenschaftler durch die impliziten Annahmen seiner Methoden eine ihm nicht bewußte und auch von ihm nicht kontrollierte Vorstrukturierung seines Gegenstandes vornimmt, die ihm dann als – scheinbar sicheres und präzises – Ergebnis seiner Analyse entgegentritt und in ihrem Konstruktcharakter vom Forscher nicht erkannt wird: dieser interpretiert es als gültige Beschreibung der Wirklichkeit.⁴⁴

42 Schütz, Gesammelte Aufsätze I, 42.

Die Diskussion im Werurteilsstreit dürfte deutlich gemacht haben, wie naiv eine solche Vorstellung – und sei sie nur als eine Idealisierung gedacht – tatsächlich ist, und die Ausführungen in Teil II dieser Arbeit werden zeigen, daß die Zurückweisung dieser Position nicht auf Werturteile beschränkt werden kann, sondern daß sie – wesentlich grundsätzlich – alle kognitiven Vorstellungen betrifft.

43 Schütz, Gesammelte Aufsätze I, 45.

44 Dieses Argument ist in jüngerer Zeit insbesondere von Friedrich H. Tenbruck (Die unbewältigten Sozialwissenschaften oder Die Abschaffung des Menschen, Graz u.a.: Styria 1984) und Joachim Matthes (Die Soziologen und ihre Wirklichkeit. Anmerkungen zum Wirklichkeitsverhältnis der Soziologie, in: Bonß/Hartmann, Entzauberte Wissenschaft,

Anhand der Ergebnisse einer (standardisierten) Befragungsstudie von Herbert H. Hyman u.a., die in selbstreflexiver Absicht ihr Vorgehen sorgfältig und selbstkritisch dokumentiert haben,⁴⁵ arbeitet Cicourel überzeugend den Interaktionscharakter von Interviewsituationen heraus und weist damit die Unangemessenheit eines Stimulus-Response-Modells nach, das die Situationsdefinitionen der Beteiligten eben nicht berücksichtigt. Zugleich zeigt er die Notwendigkeit für den Sozialforscher, zur Interpretation von Äußerungen der Befragten ebenso wie von Ergebnissen statistischer Analyse auf sein eigenes Alltagswissen zurückzugreifen und damit wissenschaftlich nicht kontrollierte Elemente in den Forschungsprozeß einzuführen. Folglich lehnt er die von Hyman u.a. entwickelten Vorschläge, zur Kontrolle des Forschungsprozesses und zur Objektivierung seiner Ergebnisse eine Standardisierung der Methoden anzustreben, als einen Schritt in die falsche Richtung ab: nicht über formal gleiche Stimuli könne das Ziel der „Objekt Konstanz“ – das heißt eine vergleichbare Interpretation der Fragen durch verschiedene Befragte – erreicht werden, vielmehr sei es erforderlich, unter Berücksichtigung alltäglicher Bedeutungszuschreibungen der Befragten Stimuli zu entwickeln, die eine inhaltliche Vergleichbarkeit sicherstellen, dabei für verschiedene Personen aber durchaus in ihrer äußeren Form – etwa im Wortlaut – unterschiedlich sein können.⁴⁶ Anstelle der vorgeschlagenen Standardisierung der Methoden setzt Cicourel auf die Entwicklung einer „Theorie sozialen Handelns“, deren Grundzüge er unter Rückgriff auf Schütz kurz skizziert und für deren Anwendung es „alternativer Arten von Messung“ bedürfe.⁴⁷ Von dieser Theorie erwartet er Konkretisierungen für einen Methodeneinsatz, der der Struktur sozialer Handlungsprozesse angemessenen sei und dem Befragten nicht einen ihm fremden Bezugsrahmen aufzwingt.

Theoretisch geht Cicourel über Schütz nicht hinaus, und auch seine methodologischen Ausführungen für diese neue Art der Messung bleiben vage und zudem mit eigenen Problemen argumentativer wie auch inhaltlicher Art behaftet. Einen argumentativen Fehler begeht er, wenn er – völlig zu Recht –

1985, 49-64; Joachim Matthes, Über das Erfahren von Erfahrung (oder: Von den Schwierigkeiten des erfahrungswissenschaftlich orientierten Soziologen, mit gesellschaftlicher Erfahrung umzugehen), in: Hans Julius Schneider/Rüdiger Inhetveen (Hrsg.), Entziffern uns die Wissenschaften? Zum Verhältnis zwischen Erfahrung und Empirie, München: Fink 1993, 101-123) neu aufgenommen worden.

45 Herbert H. Hyman u.a., *Interviewing in social research*, Chicago: University of Chicago 1954.

Cicourel übernimmt die Ergebnisse der empirisch begründeten Methodenreflexion der Autoren ohne grundsätzliche Einwände, während er die in derselben Studie gewonnenen Sachaussagen für problematisch hält. Eine Begründung für dieses differentielle Verhalten hätte Cicourel seinerseits zu einer ausführlicheren Reflexion über unterschiedliche Anwendungsbedingungen für diese Methoden anregen können, doch scheint Cicourel sich dieser Inkonsistenz gar nicht bewußt zu sein.

46 Cicourel, *Methode und Messung in der Soziologie*, z.B. 309ff.

47 Cicourel, *Methode und Messung in der Soziologie*, 116ff, 129, 130ff, 168ff, 300ff, 309ff.

auf die mögliche Gefahr einer falschen Interpretation der Daten durch die Vernachlässigung der Bedeutungszuschreibung verweist, um dann unversehens im nächsten Schritt diese Möglichkeit als unbezweifelte und allgegenwärtige *Tatsache* zu behandeln.⁴⁸ Damit weicht er der Frage aus, unter welchen Bedingungen diese Möglichkeit wirklich wird und wann die kritisierte Unterstellung gesamtgesellschaftlich geteilter Bedeutungen zumindest pragmatisch durchaus gerechtfertigt sein könnte. Wirft er also einer standardisierenden Sozialforschung vor, sie unterstelle ungeprüft die allgemeine Übertragbarkeit von Bedeutungen, so setzt er selbst umgekehrt – und ebenfalls ungeprüft – den immer problematischen Charakter von Bedeutungen absolut.

Dieser Punkt ist nicht zuletzt deswegen von Bedeutung, weil mit dem Postulat der Notwendigkeit der *prinzipiellen* Berücksichtigung der Interpretationsleistungen eine nicht explizierte Einengung des soziologischen Gegenstandsbereiches verbunden wird – und damit gewinnt die methodologische Divergenz eine inhaltliche Dimension: unter der Hand wird für Cicourel die Analyse des Prozesses der Bedeutungskonstitution zum vorrangigen Ziel soziologischer Forschung.⁴⁹ Eine Auseinandersetzung mit den in der „konventionellen Forschung“ verfolgten inhaltlichen Fragestellungen und eine Diskussion der Möglichkeiten, sie mit anderen Methoden überhaupt anzugehen, findet sich bei ihm nicht. Es bleibt offen, ob die soziologische Beschäftigung mit ihnen vertagt werden soll, bis die Prozesse des Bedeutungsaufbaus in ihren Grundlagen geklärt und angemessene Methoden bereitgestellt sind, oder ob Cicourel die Meinung von Barney G. Glaser und Anselm Strauss teilt, für die es sich bei den Fragestellungen einer quantitativen Sozialforschung nicht um genuin soziologische, sondern um eher administrative Problemstellungen handelt, die besser von den Verwaltungen selbst erledigt werden können.⁵⁰

Die Negativorientierung an der standardisierenden Methodologie scheint darüber hinaus eine gewisse Blindheit für allgemeine methodologische Probleme zu implizieren, die Cicourels eigener Vorschlag mit dem kritisierten

48 Cicourel, *Methode und Messung in der Soziologie*, z.B. 60f, 296.

49 Vgl. zu dieser Kritik auch die Diskussion um die Möglichkeiten und Grenzen teilnehmender Beobachtung und ihre Eignung als „yardstick“ aller sozialwissenschaftlichen Methoden zwischen Howard S. Becker und Blanche Geer einerseits und Martin Trow andererseits, in der Trow gerade diesen Aspekt einer impliziten theoretischen Verengung durch die Konzentration auf den Bedeutungsaspekt und die dadurch favorisierte Methodik herausarbeitet: Becker/Geer, *Participant Observation and Interviewing: A Comparison* (1957); Trow, *Comment on „Participant Observation and Interviewing: A Comparison“* (1957); Becker/Geer, „Participant Observation and Interviewing“; A Rejoinder (1958) – alle abgedruckt in: George J. McCall/J.L. Simmons (Hrsg.), *Issues in Participant Observation: A Text and Reader*, Reading MA, u.a.: Addison-Wesley 1969, 322-340.

50 Barney G. Glaser/Anselm L. Strauss, *The Discovery of Grounded Theory: Strategies for Qualitative Research*, Chicago: Aldine 1967, 30f. Dies ist eine Einschätzung der Leistungsfähigkeit und des Interesses der Verwaltung, der aus den Erfahrungen der Forschungspraxis nur zu widersprechen ist.

Vorgehen „der anderen“ teilt. Ganz im Gegensatz zu seiner Sensibilität für die Methodenabhängigkeit der Ergebnisse der standardisierenden Sozialforschung wird von Cicourel die Realisierbarkeit einer soziologischen Theorie angenommen, die nicht von den verwendeten Erkenntnismethoden beeinflusst ist: der „Theorie sozialen Handelns“. Fast scheint es, als genüge die – durchaus berechtigte – Kritik an der methodischen Vorgehensweise anderer, um das eigene Vorgehen gegen Probleme, die an jener aufgewiesen wurden, zu immunisieren. So verblüfft geradezu eine detaillierte experimentelle Anordnung, die Cicourel für die Analyse der Interaktionsprozesse im Interview entwirft:⁵¹ die Hoffnung Cicourels, in dieser Experimentalsituation nicht-reaktive Informationen über allgemeines soziales Handeln gewinnen zu können, wird angesichts der hochgradigen Künstlichkeit dieses Designs von seinen vorangegangenen Ausführungen ad absurdum geführt.

Die Breite der vorhandenen Methoden wird von Cicourel (und in dieser Hinsicht steht er für zahlreiche andere Autoren in dieser Kritiktradition) anhand eines einzelnen Kriteriums (nämlich der Berücksichtigung der sinnhaften Konstitution des Handelns) auf zwei gegensätzliche Pole reduziert, deren einer als dem Gegenstand nicht angemessen bestimmt und in seinen Schwächen und Fehlern identifiziert wird. Angesichts der unterstellten Polarität werden diese Fehler als ‚polspezifisch‘ begriffen: nur die Anhänger einer naturwissenschaftlich orientierten Methodologie scheinen gezwungen, zur Interpretation ihrer Daten auf alltagsweltliche Deutungen zurückzugreifen, nur sie strukturieren mit ihren Methoden den Gegenstandsbereich vor.⁵² Mit dieser Argumentationsstruktur nimmt Cicourel eine doppelte Ausblendung vor: zum einen diskutiert er nicht, wie weit die von ihm favorisierte methodische Vorgehensweise ihrerseits eine wirklichkeitsstrukturierende Wirkung ausübt, zum anderen wird nicht angesprochen, daß auch die noch zu entwickelnde Theorie sozialen Handelns – sollte sie jemals in der angestrebten Weise entwickelt werden können⁵³ – ihrerseits erkenntnisstrukturierend wirken muß. Auf diese Weise wird ein Grundproblem jeder empirischen Forschung zu einem Spezialproblem eines besonderen, gegenstandsfernden, „naturwissenschaftlichen“ Vorgehens umdefiniert,⁵⁴ dessen Identifikation bei „den an-

51 Cicourel, *Methode und Messung in der Soziologie*, 150f.

52 Die Erinnerung an Alberts Warnung vor einem „hermeneutischen Positivismus“ drängt sich an dieser Stelle auf. Hartmut Esser hat diesen Vorwurf später wieder aufgenommen: Zum Verhältnis von qualitativen und quantitativen Methoden in der Sozialforschung, oder: Über den Nutzen methodologischer Regeln bei der Diskussion von Scheinkontroversen, in: Wolfgang Voges (Hrsg.), *Methoden der Biographie- und Lebenslaufforschung*, Opladen: Leske + Budrich 1987, 87-101, hier: 98.

53 Der Verweis auf die zu entwickelnde Theorie sozialen Handelns scheint bei Cicourel einen ähnlichen Stellenwert zu haben wie Alberts Verweis auf die Theorie des Verstehens: beide sind zweifellos eine sinnvolle Zielvorstellung, beide füllen damit aber zugleich auch eine Lücke in der augenblicklichen Argumentation, indem sie die Einlösung des erhobenen Leistungsanspruches in die Zukunft verweisen.

54 Cicourel, *Methode und Messung in der Soziologie*, z.B. 47.

deren“ die Auseinandersetzung mit diesem Problem in der eigenen Forschung überflüssig zu machen scheint. Diese Transformation eines graduellen in einen prinzipiellen Unterschied (bei gleichzeitiger Entwicklung von in-group- und out-group-Identifikationen) beinhaltet aber nicht nur die Gefahr der Blindheit gegenüber eigenen Fehlern – in der fachlichen Diskussion verbindet sich mit ihr auch eine Haltung der argumentativen Abschottung und des Dogmatismus, wie sie sich denn auch in manchen späteren Beiträgen zu diesem Themenkreis aufweisen läßt.

Auch eine weitere prominente Arbeit aus dieser Tradition methodologischer Kritik am „mainstream“ der Sozialforschung leidet an dem bei Cicourel konstatierten Mangel: Jack D. Douglas' Kritik an Durkheims Selbstmord-Studie. Auch hier geht nicht nur eine sehr treffsichere Kritikkomponente mit einem deutlich schwächeren konstruktiven Part einher, zusätzlich ist auch hier eine nicht explizierte Verschiebung der soziologischen Fragestellung zu konstatieren.⁵⁵ So arbeitet Douglas die von Durkheim unzureichend reflektierte Problematik der Verwendung offizieller Statistiken heraus und zeigt die Notwendigkeit des Rückgriffs auf ein alltagsweltliches Verständnis des Selbstmordes auf.⁵⁶ Dies sind methodische Problematisierungen, denen man auch dann folgen kann, wenn man Douglas' übrige „Rhetorik“ nicht zu teilen bereit ist.

Die aus diesen Überlegungen abgeleiteten idealen Forderungen an eine „neue“ wissenschaftliche Methodik sind allerdings – wie auch bei Cicourel – so weit von den Forschungsrealitäten entfernt, daß sie von ihm selbst als utopisch bezeichnet werden.⁵⁷ Diese Diskrepanz fällt umso stärker ins Auge, als die von Douglas angebotene Alternative zum Vorgehen Durkheims – exemplifiziert in drei Fallanalysen – auch unter Berücksichtigung der eingeräumten Vorläufigkeit zu viele Fragen offen läßt: auch er selber ist – wie an Durkheim kritisiert – unübersehbar gezwungen, auf seinen eigenen „common sense“ zur Interpretation der Fälle zurückzugreifen; methodisch ist nicht geklärt, wie weit Douglas sich an die Selbstaussagen der Selbstmörder, soweit sie überhaupt in Dokumenten vorliegen, bindet; wie er über sie hinauskommen kann und ob er dieses anstrebt; die von ihm nachdrücklich erhobene methodologische Forderung, statt der üblichen „abstract meanings“ „situated meanings“ zu verwenden, steht unvermittelt und unspezifiziert im Raum und beantwortet diese Fragen nicht. Offen bleibt zudem, wie mit Fällen umzuge-

55 Beides: ‚kritische Stärke bei konstruktiver Schwäche‘ wie auch die Problemverschiebung, ist wissenschaftssoziologisch nicht weiter verwunderlich und Teil eines jeden paradigmatischen Ablösungsprozesses.

56 Douglas, *The Sociological Analysis of Social Meanings of Suicide*, v.a. 128ff; Douglas, *The Rhetoric of Science and the Origins of Statistical Social Thought*, 47.

57 Douglas, *The Sociological Analysis of Social Meanings of Suicide*, 133; s.a. Cicourel, *Methode und Messung in der Soziologie*, 43ff.

hen ist, in denen die Motivlage weniger gut dokumentiert ist als in den von ihm präsentierten Beispielen.

Vor allem aber ist sein Forschungsprogramm vorrangig nicht eine Alternative für Durkheims Methodik, sondern für seine Fragestellung. Mit der Zielsetzung, zu einer Typologie von Selbstmordmotiven zu gelangen, rekonstruiert Douglas die Motive, die Selbstmörder zu ihrem Handeln geführt haben. Durkheim aber will ausdrücklich nicht die Motive für den Selbstmord des einzelnen analysieren, sondern er strebt eine Aussage über den Unterschied in der Selbstmordrate unterschiedlicher sozialer Gruppen (und ihre Ursachen) an. Untersuchungs- und Analyseeinheit sind für Durkheim daher nicht Individuen, sondern diverse soziale Kategorien. Seine Fragestellung lautet u.a.: Wie differiert die Selbstmordrate zwischen Protestanten und Katholiken, zwischen verschiedenen Bildungs- und Berufsgruppen und ähnlichem, und welche Faktoren können zur Erklärung dieser Differenzen herangezogen werden? Diese Frage ist nicht durch eine Typologie von Selbstmord-Motiven zu beantworten (es sei denn, es würde nachgewiesen, daß bestimmte Typen zum Beispiel bei Protestanten häufiger auftreten als in anderen Konfessionen – und dann wäre noch die weitere Frage zu verfolgen, warum sie bei Protestanten häufiger sind als bei Katholiken). Eine solche Argumentation wird aber von Douglas gar nicht verfolgt, sie wäre auch mit seiner grundlegenden methodologischen Beschränkung auf die Rekonstruktion der Interpretation der Handelnden nicht vereinbar und nicht leistbar.

Ohne Zweifel hat Durkheim methodische Fehler gemacht, die die Aussagefähigkeit seiner Daten einschränken⁵⁸ – aber für seine Fragestellung benötigt er nicht (und dies allein ist die von Douglas eröffnete Alternative) die Interpretationen der Handelnden selbst, sondern gültigere Kategorisierungen ihrer Handlung bei ihrer statistischen Erfassung. So ist für ihn nicht die Zuordnung eines Selbstmordfalles zu einer der von Douglas aufgestellten Typen von Bedeutung,⁵⁹ sondern eine gültige Klassifikation der Handlung *als Selbstmord*. Mit seiner Vorgehensweise schafft Douglas also nicht die Grundlage für eine bessere Beantwortung der Fragestellung Durkheims, sondern er verlagert die Fragestellung. Sein Konzept stellt nur dann eine umfassende methodische Alternative auch für Durkheims Fragestellung dar, wenn er zeigen kann, in welcher Hinsicht mit seiner Vorgehensweise Durkheims inhaltliches Problem besser bearbeitet werden kann. Oder, allgemeiner formuliert: in welcher Weise er in methodisch kontrolliertem Vorgehen über die Selbstinterpretation der Handelnden hinauskommen und auch Fragestellungen verfolgen kann, die die Selbstinterpretationen transzendieren, ohne ihnen

58 Für eine Würdigung seines methodischen Vorgehens, die auch den damaligen Stand der Methodenentwicklung berücksichtigt, siehe *Hanan S. Selvin*, Durkheims „Suicide“ und Probleme empirischer Forschung (1958), in: Topitsch, Logik der Sozialwissenschaften, 1970, 386-405.

59 *Douglas*, The Sociological Analysis of Social Meanings of Suicide, 137.

eine verzerrende Kategorisierung von außen aufzuzwingen. Aus der Wissenschaftssoziologie ist bekannt, daß Paradigmenwechsel mit neuen Fragestellungen einhergehen, durch die alte Problemformulierungen und Forschungstraditionen – auch ohne daß ihre Fragen beantwortet und ihr Potential ausgeschöpft worden wären – verdrängt werden und in die Wissenschaftsgeschichte absinken. Allerdings müssen wir uns fragen, ob wir dies für die von Durkheim aufgeworfene Fragestellung wünschen – und ob diese Konsequenz tatsächlich notwendig ist, ob also die vorliegenden Probleme einen Paradigmenwechsel von solcher Tragweite erfordern.⁶⁰

2.3 Vorschläge zur Aufhebung des methodologischen Schismas

Unsere bisherige Diskussion der beiden theoretischen und methodologischen Grundorientierungen hat gezeigt, daß sie sich hinsichtlich ihrer Annahmen über den Gegenstand der Soziologie – und damit über die zu verfolgenden Fragestellungen wie auch über die zu wählenden methodischen Vorgehensweisen – in wesentlichen Punkten unterscheiden:

- macht Durkheim⁶¹ insbesondere die Folgen sozialen Handelns zum Thema seiner Analyse, so konzentriert Schütz seine Aufmerksamkeit auf die Genese und den Prozeß sozialen Handelns;
- verweist Durkheim auf die Unzuverlässigkeit der Interpretationen der Handelnden, so betont Schütz die Notwendigkeit der Berücksichtigung dieser Interpretationen für eine angemessene Analyse des Handelns; dabei hat Durkheim vor allem die Erklärung des Handelns durch die Handelnden selbst im Sinn, während Schütz vorrangig auf ihre Beschreibung ihres Handelns und dessen subjektive Sinnhaftigkeit abstellt;
- wird von Durkheim die Interpretationsleistung des Forschers als unproblematisch angesehen (und folglich gar nicht behandelt), so kommt ihr bei Schütz eine zentrale Bedeutung im Forschungsprozeß zu;
- begreift Durkheim das Verstehen als einen individuellen Akt, so verweist Schütz auf die soziale Fundierung des Verstehens.

60 Eine andere Alternative radikaler Kritik wäre, die Möglichkeit einer gültigen Beantwortung von Durkheims Fragestellung grundsätzlich zu bestreiten – aber auch dann stünden wir vor der Entscheidung, ob wir um der (nie zu erreichenden) Sicherheit des Ergebnisses oder der Reinheit einer Methodik willen auf ein inhaltlich begründetes Erkenntnisinteresse verzichten wollen.

61 Wenn ich im folgenden von ‚Durkheim‘ oder ‚Schütz‘ spreche, dann stehen sie stellvertretend für die jeweilige Position.

Die Differenz der Schlußfolgerungen wird in den unterschiedlichen methodologischen Strategien der ‚Nachfolger‘ deutlich: wird zum Beispiel für Nagel die Objektivität der Ergebnisse durch methodische Vorkehrungen im Forschungsprozeß selbst hergestellt, so sieht Cicourel sie vor allem in der Entwicklung einer forschungs- und interpretationsleitenden Theorie des sozialen Handelns gewährleistet.

Angesichts der unterschiedlichen Schwerpunktsetzungen beider Traditionen liegt der Versuch nahe, sie pragmatisch in einer Aneinanderreihung der Art zu verbinden, daß Schütz vor allem für die Analyse der Genese und des Prozesses sozialen Handelns, Durkheim vor allem für die Analyse der Folgen sozialen Handelns das jeweils erforderliche Rüstzeug zur Verfügung stellen, und in dieser Weise hat die Forschungspraxis das Problem ihrer Integration in der Tat im wesentlichen ‚gelöst‘. In der empirischen Forschung hat sich die wissenschaftstheoretische Kontroverse um ein erklärendes oder ein verstehendes Vorgehen vor allem in dem Streit um eine „quantitative“ oder um eine „qualitative Methodologie“ niedergeschlagen (ohne jedoch – schaut man genauer hin – damit identisch zu sein). Stellte die erstere in ihrem Bemühen um die Entwicklung methodischer Instrumente, die die Kontrolle subjektiver Einflüsse erlauben sollten, auf die Standardisierung des Vorgehens ab (was de facto dann auch eine quantitative Erfassung der zu erhebenden Daten implizierte), so betonte die letztere die Notwendigkeit, soziales Handeln aus seiner spezifischen kontextuellen Einbettung heraus zu interpretieren (was immer auch einen größeren Spielraum im Handeln des Forschers erforderlich machte).

Ein früher systematischer Versuch der ‚Versöhnung‘ beider Positionen in forschungspraktischer Absicht ist – wenn auch ohne jede explizite Bezugnahme auf allgemeinere methodologische Überlegungen – 1944 von Paul F. Lazarsfeld vorgelegt und 1955 zusammen mit Allen H. Barton erneuert worden.⁶² Beiden Artikeln gemeinsam ist die Forderung nach einer Kombination qualitativer und quantitativer Forschungsmethoden, wobei – trotz aller sonstigen Hinweise auf die Nützlichkeit qualitativer Methoden – diese letztlich als „besonders für die exploratorische Phase eines Forschungsprojektes“ geeignet betrachtet werden, während der Nachweis von Beziehungen zwischen den Variablen allein der „statistischen Analyse“ vorbehalten bleibt.⁶³ Einer spezifischen ‚Zuständigkeit‘ der beiden Klassiker im Hinblick auf die Phasen des Handlungsprozesses – wie wir sie oben ausgemacht haben – wird hier die ‚Zuständigkeit‘ für bestimmte Phasen des Forschungsprozesses zugeordnet. Nicht zu Unrecht ist dieser Vorschlag von Heinz Hartmann als Umarmungs-

62 Paul F. Lazarsfeld, *The Controversy over Detailed Interviews – An Offer for Negotiation*, in: *Public Opinion Quarterly*, 8, 1944, 38–60. Barton/Lazarsfeld, *Einige Funktionen von qualitativer Analyse in der Sozialforschung*.

63 Barton/Lazarsfeld, *Einige Funktionen von qualitativer Analyse in der Sozialforschung*, 82, 63.

strategie eingestuft und von Vertretern einer qualitativen Methodologie als unangemessen zurückgewiesen worden.⁶⁴ Zwar wird in diesem „Angebot“ den qualitativen Verfahren ein fester Platz im Methodenkanon der Soziologie zugewiesen, sie bleiben also nicht in den Vorhof der Wissenschaften verbannt, aber ihr Einsatz bleibt trotz passagerer Zugeständnisse letztlich auf vorbereitende und ergänzende Arbeiten beschränkt.

Konzentrierte sich dieser Vorschlag vor allem auf forschungspraktische Aspekte, so liegt mit dem Artikel von Thomas P. Wilson über „Qualitative ‚oder‘ quantitative Methoden in der Sozialforschung“ ein theoretisch und methodologisch begründetes Konzept für eine systematische Verbindung beider Positionen vor.⁶⁵ Auf dem Hintergrund ethnomethodologischer Forschungsergebnisse entwickelt Wilson eine Rechtfertigung für den methodologisch oft kritisierten Eklektizismus der Forschungspraxis, die sich in souveräner Mißachtung methodologischer Abgrenzungen ganz selbstverständlich sowohl qualitativer als auch quantitativer Methoden bedient. Grundkategorie seiner Argumentation ist das Konzept des „situativen Handelns“, das durch drei zentrale Eigenschaften gekennzeichnet sei:

- „die Objektivität der Sozialstruktur“: Strukturen der sozialen Welt existieren „unabhängig vom Handeln irgendeines Individuums“;
- „die Verständlichkeit des Gezeigten“: den Mitgliedern einer Gesellschaft ist das Handeln anderer in der Regel unmittelbar verständlich;
- „die Kontextabhängigkeit des Sinns“: einzelne Zeichen erhalten ihren Sinn nur unter Bezug auf den Kontext, in dem sie angewendet werden, und sie können sich mit ihm ändern.⁶⁶

In der bisherigen methodologischen Diskussion sei festzustellen, daß die „radikale quantitative Auffassung“ ihr Augenmerk nur auf die beiden ersten

64 Heinz Hartmann, *Empirische Sozialforschung. Probleme und Entwicklungen*, München: Juventa 1970, 104ff. Barney G. Glaser/Anselm L. Strauss, *Die Entdeckung gegenstandsbezogener Theorie: Eine Grundstrategie qualitativer Sozialforschung* (1965), in: Hopf/Weingarten, *Qualitative Sozialforschung*, 1979, 91–111, hier: 91.

65 Thomas P. Wilson, *Qualitative „oder“ quantitative Methoden in der Sozialforschung*, in: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, 34, 1982, 487–508.

Thomas P. Wilson selbst hat eine erstaunliche Entwicklung durchlaufen: hatte er 1970 noch dezidiert den Gegensatz zwischen „normativem“ und „interpretativem Paradigma“ betont, so findet sich hier ein konstruktiver Brückenschlag – wenn auch immer noch mit parteiischen Zügen: die Umarmung erfolgt dieses Mal von der anderen Seite aus – vgl.: *Theorien der Interaktion und Modelle soziologischer Erklärung* (1970), in: Arbeitsgruppe Bielefelder Soziologen (Hrsg.), *Alltagswissen, Interaktion und gesellschaftliche Wirklichkeit*, Reinbek: Rowohlt 1973, 54–79).

Nicht weniger erstaunlich ist aber auch die unterschiedliche Rezeption der beiden Artikel durch die scientific community: war der erstere, der die Gegensätzlichkeit der Positionen betonte, auf eine große Resonanz bei Gleichgesinnten und Kritikern gestoßen, so wird der letztere auf beiden Seiten eher ignoriert – das Pointieren von Differenzen scheint stärker zu mobilisieren als das Aufweisen von Gemeinsamkeiten.

66 Wilson, *Qualitative „oder“ quantitative Methoden in der Sozialforschung*, 491.

Punkte gerichtet habe, während umgekehrt die „radikale qualitative Auffassung“ diese beiden Aspekte vernachlässigt und sich vor allem der Kontextabhängigkeit des Sinns zugewandt habe. Dieser letztere Aspekt aber sei von beiden Positionen in seiner Bedeutsamkeit für eine Integration von Sozialstruktur- und Handlungsanalyse nicht erkannt worden. Anhand der Indexikalität der „Einzelheiten“ und der Reflexivität von Kontext und Einzelheit versucht Wilson zu zeigen, daß beide „sich gegenseitig bestimmen und keine analytisch unabhängigen Entitäten sind“: jedes ist nur unter Zuhilfenahme des je anderen zu interpretieren.⁶⁷ Situatives Handeln erfolgt für den einzelnen anhand von „Mechanismen“, die gleichzeitig sowohl kontextfrei als auch kontextabhängig sind: sie gelten prinzipiell für alle Situationen, müssen für eine konkrete Situation aber jeweils neu angepaßt werden. In einer aktuellen Situation erfolgt das Verstehen des Handelns (als einer „Einzelheit“) für die Beteiligten wie für externe Beobachter immer nur unter Rückgriff auf den Kontext, das heißt auf die Sozialstruktur: die einzelne Handlung gewinnt ihren Stellenwert nur innerhalb dieser Bedingungen, und umgekehrt reproduziert sich die Sozialstruktur nur in solchen konkreten Handlungen.⁶⁸ Methodologisch ergibt sich daraus für Wilson: wie im aktuellen Handlungsverstehen Kontext und Handlung nicht auseinandergerissen werden können, so kann auch die soziologische Analyse beide Bereiche nicht trennen: eine Handlungsanalyse ohne Rückgriff auf die sozialstrukturellen Bedingungen ist nicht möglich, und eine Analyse der Sozialstruktur kann ohne Deutung des situativen Handelns nicht auskommen.⁶⁹

Mit diesem Entwurf kommt Wilson über eine rein additive Verbindung der Analyse von Handlungsogenese und Handlungsfolgen hinaus, ihm gelingt hier die Skizze einer theoretischen Integration. In welcher Weise diese Integration in praktischer Forschung und über die heute bereits anzutreffende Parallelität hinaus (die ja oft nicht mehr als ein zeitliches Nacheinander darstellt) zu realisieren ist, bleibt notwendig offen, doch kann dies kein grundsätzlicher Einwand gegen seinen Entwurf sein. Erinnern wir uns allerdings an die ‚Schlagseite‘ in dem von Lazarsfeld und Barton vorgelegten Integrationsvorschlag, so fällt umgekehrt hier auf, daß zwar die interpretative Basis sozialen Handelns – und damit auch der soziologischen Analyse – ausführlich entwickelt worden, daß aber eine entsprechende Auseinandersetzung mit den Einsatzmöglichkeiten einer quantitativen Methodik nicht erfolgt ist. Zwar

67 Wilson, Qualitative „oder“ quantitative Methoden in der Sozialforschung, 494.

Mit dem Begriff der „Indexikalität“ bezeichnet man in der Ethnomethodologie die prinzipielle Mehrdeutigkeit aller Zeichen, die erst durch den Kontext ihrer Verwendung ihre jeweilige situationsspezifische Bedeutung erhalten. (Zur weiteren Erläuterung dieser Begrifflichkeit sei auf die sehr gute Einführung von Werner J. Putzelt, Grundlagen der Ethnomethodologie. Theorie, Empirie und politikwissenschaftlicher Nutzen einer Soziologie des Alltags, München: Fink 1987, verwiesen.)

68 Wilson, Qualitative „oder“ quantitative Methoden in der Sozialforschung, 492ff.

69 Wilson, Qualitative „oder“ quantitative Methoden in der Sozialforschung, 498ff.

finden wir die klärende – und in dieser Diskussion keineswegs selbstverständliche – Feststellung, daß es keine „privilegierte Methode“ gibt, daß jede Methodik „geeignete Anwendungsbereiche“ habe,⁷⁰ doch fehlt eine genauere Spezifizierung insbesondere für die Bereiche quantifizierender Forschung. Wilson spricht lediglich allgemein von „situationsübergreifenden Regelmäßigkeiten“ oder von „regelhaften Strukturen“, ohne jedoch zu einer näheren Bestimmung dieser Bereiche zu kommen.⁷¹

An dieser Stelle mag eine Überlegung weiterführen, die Mihailo Markovic angestellt hat, als er die Wechselbeziehung zwischen der Struktur des Gegenstandsbereiches und dem soziologischen Forschungsprozeß einer genaueren Analyse unterzogen hat: er verspricht sich von der Berücksichtigung des Phänomens der Verdinglichung eine Klärung der Erklären-Verstehen-Kontroverse.⁷² Dazu unterscheidet er drei unterschiedliche gesellschaftliche Ebenen, in denen Verdinglichungserscheinungen auszumachen sein können:

- auf der Ebene der sozialen Beziehungen: je höher die Konzentration der Produktionsmittel sei, je weiter die Arbeitsteilung fortgeschritten sei, desto mehr verliere die Arbeit ihre menschliche Qualität, „wird der Arbeiter zu einem Ding“ und damit sein Handeln verdinglicht – und das heiße: erwartbar und berechenbar;
- auf der methodologischen Ebene wissenschaftlichen Handelns: unabhängig von der tatsächlichen Beschaffenheit der sozialen Beziehungen könne man sie durch die Anwendung statistischer Methoden, sozialer Gesetze oder Vorhersagen tendenziell „wie Dinge behandeln“ – solange man sich der Tatsache des „als ob“ dieser Beschreibung bewußt sei, sei dies ein notwendiger und gerechtfertigter Preis für die erforderliche Objektivierung des Wissens;
- in der Interpretation des Wissenschaftlers: verliert dieser das Bewußtsein, daß hinter seinen dinghaften Beschreibungen bewußt und potentiell originär handelnde Menschen stehen, so „mystifiziert“ er das soziale Handeln – dieser Preis für die so gewonnene Erkenntnis sei zu hoch.⁷³

Ohne daß wir uns der von Markovic hergestellten Verbindung zwischen der ökonomischen Organisation einer Gesellschaft und dem Grad der Verdinglichung des Handelns in ihr anschließen müßten,⁷⁴ können wir nach diesen Überlegungen eine Beziehung zwischen der Art des Handelns und der Art der zu wählenden Methode konstatieren: je verdinglichter das tatsächliche

70 Wilson, Qualitative „oder“ quantitative Methoden in der Sozialforschung, 504.

71 Wilson, Qualitative „oder“ quantitative Methoden in der Sozialforschung, 500f.

72 Mihailo Markovic, The Problem of Reification and the Verstehen-Erklären Controversy, in: Acta Sociologica, 15, 1972, 27-38.

73 Markovic, The Problem of Reification and the Verstehen-Erklären Controversy, 29ff.

74 Diese Koppelung scheint mir weder zwingend noch ausreichend zu sein, in jedem Fall aber ist sie für unseren Kontext irrelevant.

Handeln ist, desto problemloser sind Methoden anzuwenden, die dieses Handeln in ihrem dinghaften Charakter ansprechen.⁷⁵ Nachdrücklich verweist Markovic allerdings darauf, daß auf diese Weise nur das augenblickliche Verhalten zu erfassen, daß nur eine Momentaufnahme des „offenbaren Verhaltens“ möglich sei. Die immer wieder auch professionelle Sozialforscher und politische Beobachter überraschenden Entwicklungen zum Beispiel sozialer Bewegungen zeigten, daß Handlungspotentiale und Bewußtseinsveränderungen auf diese Weise nicht erfaßt werden könnten, und das heißt: daß die Richtung des sozialen Wandels mit dieser Methodik nicht sicher zu prognostizieren sei. Hier werde also eine Grenze verdinglichender Methodik deutlich, da sie die potentielle Spontaneität des menschlichen Handelns nicht einfangen könne.⁷⁶

Verwiesen diese Ausführungen auf die Unterlassung Wilsons, näher den Einsatzbereich der quantitativen Forschungsmethoden zu spezifizieren und damit ein differenzierteres Bild der methodischen Möglichkeiten zumindest anzudeuten, so fällt bei näherer Betrachtung von Wilsons Argumentation eine weitere Unterlassung ins Auge: zwar reflektiert er intensiv die situative Einbindung des Handelns der Gesellschaftsmitglieder – und damit dessen konstitutiven Charakter –, doch wird das Handeln des Forschers nicht in gleicher Weise betrachtet. Damit aber gerät der Prozeß der Wirklichkeitskonstitution durch den Forscher selbst aus dem Blick – und zwar sowohl hinsichtlich der Rekonstruktion der Interpretation der Handelnden wie auch, über diese hinausgehend, innerhalb eines eigenen wissenschaftlichen Bezugsrahmens.⁷⁷

75 In allgemeiner Form finden wir einen Hinweis auf diesen Fall der Angemessenheit standardisierter Verfahren auch bei *Herbert Blumer* (z.B. in: *Die soziologische Analyse und die „Variable“* (1956), in: *Acham, Methodologische Probleme der Sozialwissenschaften*, 1978, 386-402, hier: 395f), *Cicourel* (*Methode und Messung in der Soziologie*, 316) und anderen Vertretern einer interpretativen Position – bei allen bleibt es allerdings bei einem vereinzelt und vagen Hinweis, der eher den Status eines widerwilligen Zugeständnisses an die wider Erwarten zumindest unter bestimmten Bedingungen erfolgreiche Standardisierung der Methoden hat, als daß er den Ansatzpunkt für eine systematische Reflexion über die differentiellen Einsatzmöglichkeiten unterschiedlicher Methoden darstellte.

76 *Markovic, The Problem of Reification and the Verstehen-Erklären Controversy*, 31ff. In diesem Argument der schlummernden Spontaneität nimmt Markovic ein zentrales Thema des Symbolischen Interaktionismus auf. Während es für ihn aber nur den Status einer Möglichkeit hat, wird es dort (in der wissenschaftspolitischen Absetzung vom Funktionalismus) zum tragenden Element von Theorie und Methodologie – und verstellt in dieser reaktiven Fixierung den Weg zu einer gleichgewichtigen Auseinandersetzung mit verdinglichten Strukturen.

Inhaltlich ähnliche Überlegungen, allerdings ohne Bezug auf die methodologische Ebene, finden sich bei *Peter L. Berger*/*Stanley Pullberg*, *Verdinglichung und die soziologische Kritik des Bewußtseins*, in: *Soziale Welt*, 16, 1965, 97-112.

77 Auf diesen Aspekt ist in Abschnitt II/3.4.2 im Zusammenhang mit der Diskussion wissenschaftssoziologischer Überlegungen näher einzugehen.

Auch von Seiten der einheitswissenschaftlichen Position liegt ein theoretisch begründeter Integrationsentwurf – von Hartmut Esser – vor, in dem erklärende und verstehende Ansätze zu einer Einheit verbunden werden, so daß Esser zu der (rhetorischen) Abschlußfrage kommt: „Sollte damit der altehrwürdige Streit um ‚Erklären und Verstehen‘ nicht letztlich ein bloßes terminologisches Problem sein, über das ernsthaft zu debattieren nicht mehr lohnt?“⁷⁸ Essers ehrgeiziges Vorhaben zielt darauf ab nachzuweisen, daß ausgerechnet der als Repräsentant einer spezifisch sozialwissenschaftlichen Methodologie angesehene Alfred Schütz nicht nur – trotz im allgemeinen gegenläufig interpretierter Aussagen – Vertreter eines Methoden-Monismus war, sondern daß seine Handlungstheorie (auch und gerade mit der zentralen Bedeutung, die dort den subjektiven Sinngebungen der Handelnden zugesprochen wird) problemlos in die nomologisch sich verstehende Theorie rationalen Handelns zu integrieren ist, daß sie „nahezu identisch mit den Grundvariablen und Annahmen der sog. SEU-Theorie (einer wichtigen Variante der Rational-Choice-Theorie) ist“.⁷⁹ So konstatiert Esser grundlegende Gemeinsamkeiten in theoretischer Hinsicht insbesondere hinsichtlich der Konzipierung des Handelns als eines Wahlaktes sowie in bezug auf die Möglichkeit und den Ertrag, die Rationalität des Handelns zum Angelpunkt der Analyse zu machen.⁸⁰ Es würde jedoch von unserer methodologischen Fragestellung wegführen, wollten wir auch in der theoretischen Dimension Essers Schütz-Interpretation einer umfassenden Prüfung unterziehen – darauf ist hier umso leichter zu verzichten, als sich bereits Ilja Srubar kritisch mit diesem Anspruch auseinandergesetzt hat.⁸¹

78 Hartmut Esser, *Alltagshandeln und Verstehen. Zum Verhältnis von erklärender und verstehender Soziologie am Beispiel von Alfred Schütz und „Rational Choice“*, Tübingen: Mohr (Siebeck) 1991, 96.

Daß Esser diese Debatte für substanziell und überholt hält, hatte er – mit wissenschaftstheoretischen Argumenten – bereits in früheren Veröffentlichungen dargelegt: Hartmut Esser/Klaus Klenovits/Helmut Zehnppennig, *Wissenschaftstheorie, Band 2: Funktionalanalyse und hermeneutisch-dialektische Ansätze*, Stuttgart: Teubner 1977; Hartmut Esser, *Zum Verhältnis von qualitativen und quantitativen Methoden in der Sozialforschung. Kontroversen dieser Art scheinen für ihn „eher ein Indikator für einen Mangel an Professionalisierung und für das Nicht-Funktionieren von innerprofessionellen Kontrollen zur Einhaltung bestimmter methodologischer und theoretischer Standards“ zu sein denn Ausdruck eines begründeten Dissenses über Gegenstand und Methodologie des Faches – Esser, Alltagshandeln und Verstehen, I.*

79 Hartmut Esser, *Die Rationalität des Alltagshandelns. Eine Rekonstruktion der Handlungstheorie von Alfred Schütz*, in: *Zeitschrift für Soziologie*, 20, 1991, 430-445, hier: 430.

80 Hartmut Esser, „Habits“, „Frames“ und „Rational Choice“ – Die Reichweite von Theorien der rationalen Wahl (am Beispiel der Erklärung des Befragtenverhaltens), in: *Zeitschrift für Soziologie*, 19, 1990, 231-247; Esser, *Die Rationalität des Alltagshandelns*; Esser, *Alltagshandeln und Verstehen*, v.a. 75ff.

81 Ilja Srubar, *Grenzen des „Rational Choice“-Ansatzes*, in: *Zeitschrift für Soziologie*, 21, 1992, 157-165; Ilja Srubar, *Die (neo-)utilitaristische Konstruktion der Wirklichkeit*, in: *Soziologische Revue*, 17, 1994, 115-121.

Besondere Bedeutung kommt in methodologischer Hinsicht der Frage zu, inwieweit das von Schütz – in Orientierung an Max Weber – aufgestellte „Postulat der subjektiven Interpretation“ in einer Theorie rationalen Handelns eingelöst werden kann: „Das Postulat der subjektiven Interpretation muß in dem Sinn verstanden werden, daß jede wissenschaftliche Erklärung der sozialen Welt auf den subjektiven Sinn des Handelns menschlicher Wesen, aus denen die soziale Wirklichkeit hervorgeht, verweisen *kann* und dies für bestimmte Zwecke *muß*.“⁸² Für Schütz macht sich an diesem Punkt die „Unvereinbarkeit“ der Vorgehensweisen des Naturwissenschaftlers und des Sozialwissenschaftlers fest: während der erstere nicht unter diesem Postulat stehe und er nur mit seinen eigenen „abstrakten Begriffsschemata“ arbeiten könne und müsse, sei es das Ziel des letzteren, „soziale Wirklichkeit“ aus der Erfahrung des Menschen, der seinen Alltag in der Sozialwelt erlebt, zu erklären.“⁸³ Esser sieht diese Forderung in der Rational-Choice-Theorie dadurch erfüllt, daß (in der von ihm vertretenen Variante, der „subjective-expected-utility-Theorie“) die subjektiven Erwartungen der Handelnden hinsichtlich des Erfolgswertes ihrer projizierten Handlungen den „handlungstheoretischen Kern“ dieser Theorie ausmachen. Darüber hinaus genüge diese Theorie dem Kriterium Schütz' insbesondere dadurch, daß diese Erwartungen „objektiv“, d.h. korrekt, valide, widerspruchsfrei und präzise dargestellt und modelliert werden.“⁸⁴

Gemeinsamkeiten zwischen „Alfred Schütz und ‚Rational Choice‘“, sieht Esser auf der methodologischen Ebene vor allem in den folgenden Punkten begründet:

- auch Schütz vertrete eine monistische Position, indem er bestimmte Verfahrensweisen („kontrolliertes Schließen“, Verifizierbarkeit, Allgemeinheit und Exaktheit der Theorie) ausdrücklich als allen Wissenschaften gemeinsam anerkenne;
- auch Schütz spreche sich für eine Distanz des Sozialforschers gegenüber dem Gegenstandsbereich und für eine Wertenthaltung seinerseits aus;
- auch Schütz ziele auf eine „abstrakte Modellierung“ sozialen Handelns auf der Basis seines rationalen Charakters;
- und insbesondere bestehe „ihre grundlegende Gemeinsamkeit in einem Programm des ‚Methodologischen Individualismus‘“, indem beide soziale Phänomene nur über das sinnhafte Handeln der Individuen zu erklären versuchten.

In methodologischen Fragen stellt Esser daher „keinerlei Differenzen“ fest.⁸⁵

82 Schütz, Gesammelte Aufsätze I, 72.

83 Schütz, Gesammelte Aufsätze I, 39, 40, 67f.

84 Esser, Alltagshandeln und Verstehen, 77f, 50ff.

85 Esser, Alltagshandeln und Verstehen, 30ff, 75f (alle Zitate: 76).

Für die Erklären-Verstehen-Kontroverse zieht Esser daher die Konsequenz, daß „Schütz die Grundlagen bereitet hat, um diesen Streit auszuräumen“, und daß der Rational-Choice-Ansatz diese Aufhebung der Gegensätze vollziehe.⁸⁶ Anknüpfend an Schütz' Bestimmung des Verstehens als dem Verstehen typischer Motive, aus dem das typische Handeln in typischen Situationen zu erklären sei, folgert Esser, „daß Schütz damit nichts anderes vorschlägt, als Handeln [...] allgemein über ‚Verstehen‘ der ‚Konstruktionen erster Ordnung‘, also unter Einbezug der subjektiven Erwartungen und Bewertungen der Akteure ‚kausal‘ zu erklären“, wobei Erklärung „auch für Schütz“ Subsumtion eines Explanandum unter ein allgemeines Gesetz bei Geltung bestimmter Randbedingungen sei. „Verstehen“ wird für Esser zur empirischen Erfassung der „subjektiven Motive und Erwartungsstrukturen als den ‚Randbedingungen‘ des ‚Gesetzes‘ [...]“. Dieser Vorgang zu ihrer ‚objektiven‘ Erfassung ist dann aber nichts anderes als das, was Schütz als das ‚Verstehen‘ [...] versteht“. Und er setzt hinzu: „Bei Schütz heißt diese Technik ‚Verstehen‘. Die übliche Sozialforschung nennt es ‚Operationalisierung‘ und ‚Datenerhebung‘.“⁸⁷

Wer heute zu den Klassikern gezählt wird, hat in der Regel ein Werk hinterlassen, das nicht nur in einer Richtung verstanden werden kann, so daß Essers Versuch einer neuen Interpretation der Schützschen Arbeit Aufmerksamkeit verdient, und es ist vorab keineswegs sicher, daß die gängige Schütz-Interpretation (die in ihm den ‚Alt Vater‘ einer interpretativen Soziologie sieht) nicht der zumindest partiellen Korrektur bedürfte. Eine genauere Prüfung der obigen Zitate macht allerdings deutlich, in welcher kompromißloser Weise Esser die Schützsche Methodologie für sein Konzept der empirischen Sozialforschung in Anspruch nimmt. So ist es nicht nur ungewohnt, sondern geht auch an der zentralen Position von Schütz vorbei, wenn dessen Forderung, „soziale Wirklichkeit aus der Erfahrung des Menschen [...] zu erklären“, nun dem deduktiv-nomologischen Erklärungsmodell zugerechnet wird. Soweit mir bekannt ist, ordnet sich Schütz selbst diesem Modell nirgends zu – auch Esser gibt, obwohl er sonst sehr sorgfältig dokumentiert, keinen Beleg für diese Zuordnung Schütz' an. An einer Stelle findet sich bei Schütz ein Verweis auf Hempels Ausführungen zu „überprüfbaren, allgemeinen Hypothesen“, die aber von Schütz als Sonderfall „idealtypischer [wissenschaftlicher] Konstruktionen“ eingestuft werden! Im übrigen beantwortet er die von ihm selbst gestellte Frage „Wie geht also der Sozialwissenschaftlicher vor?“ mit dem Verweis auf die Konstruktion von Modellen, die dieser

86 Esser, Alltagshandeln und Verstehen, 89.

Die sich auf Schütz berufenden Soziologen hielten sich demgegenüber heute noch mit dessen „philosophischen Ballast“ auf bzw. kämen über „Studien zum Klein-Milieu von Lebenswelten“ nicht hinaus – a.a.O., 7, 102.

87 Esser, Alltagshandeln und Verstehen, 91f.

88 Schütz, Gesammelte Aufsätze I, 39 (Hervorhebung W.M.).

über das typische Handeln idealer Handelnder entwirft und mit deren Hilfe er das tatsächliche Handeln realer Handelnder analysiert.⁸⁹ Wie bereits seine frühere Auseinandersetzung mit den „nomothetischen“ Sozialwissenschaften zeigt,⁹⁰ ist es gerade diese Rückführung von Gesetzesaussagen auf den allgemeineren Fall der Konstruktion von Idealtypen, der für Schütz' Denken charakteristisch ist – eine Einengung auf das Hempel-Oppenheim-Schema kann man dagegen als seiner Denkweise fremd bezeichnen.

Insbesondere aber erfährt das Konzept des Verstehens in den obigen Zitat von Esser eine implizite Umdefinition qua Bedeutungserweiterung, die es von der Schützschen Spezifizierung – die gerade seinen Wert für die Sozialwissenschaften ausmacht – weit entfernt. Nicht, daß es falsch wäre, das Verstehen im Prozeß kontrollierter empirischer Forschung zu verorten – aber von Esser wird es mit diesem verschmolzen, es existiert nur noch als Synonym für „Operationalisierung“ und „Datenerhebung“. Das Verstehen im Sinne Schütz' ist aber gerade nicht die Operationalisierung eines (vom Forscher vorgegebenen) Begriffs, sondern es ist diejenige Leistung in der empirischen Forschung, durch die die Sinnzuschreibungen des Handelnden vom Forscher erschlossen werden. Es ist also ein Prozeß, der der Operationalisierung (im Sinne der Erstellung eines Erhebungsinstrumentes) entweder vorgängig ist (in dem die Übereinstimmung zwischen der Konstruktion der Wirklichkeit durch die Handelnden und der Konstitution der Fragestellung durch den Forscher sichergestellt werden soll), oder es ist eine Leistung, die in der Datenerhebung selbst zu erbringen ist – in keinem Fall aber ist das Verstehen *gleichzusetzen* mit Operationalisierung und Datenerhebung. Im Sinne Schütz' setzt die valide Operationalisierung vielmehr das Verstehen der subjektiven Interpretationen der Handelnden voraus: es ist also nicht das *Ergebnis* einer objektiven empirischen Erfassung, sondern es ist ihre *Bedingung* (und zugleich ein die gesamte Forschung begleitender Prozeß). Kurz: das Konzept des Verstehens liegt auf einer ganz anderen Ebene als die Bezeichnung einer *Phase* des Forschungsprozesses, wie dies bei „Operationalisierung“ und „Datenerhebung“ der Fall ist. Indem Esser den Bedeutungsgehalt des Verstehenskonzeptes unter der Hand verschiebt, beraubt er es zugleich seiner (ihm nicht zuletzt von Schütz verliehenen) spezifisch sozialwissenschaftlichen Bedeutung.

Das Mißverständnis des Verstehenskonzeptes bei Esser ist damit aber noch nicht beendet. Bereits im letzteren deutet sich eine Vermischung zweier Verstehensbegriffe an, die in den folgenden Ausführungen noch stärker zum Ausdruck kommt. Als wesentliche zusätzliche Leistung der Rational-Choice-Theorie gegenüber interpretativen Ansätzen wird von Esser die Erklärung des Prozesses angeführt, in dem sinnhafte Handlungen von Individuen zu unintendierten „aggregierten und kollektiven Folgen des Handelns“ führen,

89 Vgl. Schütz, Gesammelte Aufsätze I, 72f.

90 Schütz, Der sinnhafte Aufbau der sozialen Welt, 342ff.

die also über die individuellen Akte hinausgehen und von den Intentionen der Handelnden nicht erklärt werden können.⁹¹ In diesem Zusammenhang differenziert Esser zwischen dem „Verstehen ersten Grades“ und dem „Verstehen zweiten Grades“: ersteres bezieht sich auf das Verstehen der subjektiven Sinngebungen der Handelnden, letzteres auf das „Verstehen‘ kollektiver Ereignisse“, das heißt, es bezieht sich auf die Transformation der individuellen Handlungen in kollektive Tatbestände und „transzendiert [...] damit] notwendigerweise die ‚Konstruktionen erster Ordnung‘ der Akteure“.⁹²

Dieses Konzept des Verstehens ersten und zweiten Grades ist (implizit) parallel zu Schütz' Konzept von Konstruktionen erster und zweiter Ordnung entworfen und scheint sich daher auf den ersten Blick problemlos in Schütz' Logik einzupassen, ja: es scheint dessen Gedanken folgerichtig weiterzuführen und neue Analysemöglichkeiten zu eröffnen. Dabei übersieht Esser allerdings, daß die Konstruktionen zweiter Ordnung Konstruktionen sind, die der Forscher selber aufgebaut hat: das Verstehensproblem, das hiermit verbunden ist, ist daher ein wesentlich anderes als im ersten Fall. Gerade auch unter dem Gesichtspunkt der Klärung einer möglichen Differenz zwischen den Gegenständen von Natur- und Sozialwissenschaften gilt es, sich dieser Differenz der Vorgehensweise bewußt zu bleiben.

- Das Verstehen ersten Grades bezieht sich, wie bereits ausgeführt wurde, auf die *Rekonstruktion der Bedeutung*, die der Handelnde selbst einer Sache, einer Handlung oder ähnlichem zuschreibt, durch den Forscher: an dieser Stelle also unterscheiden sich der Gegenstand und das Vorgehen von Natur- und Sozialwissenschaften, und dies ist die ganz spezifische Bedeutung, die der Begriff des ‚Verstehens‘ in der methodologischen Diskussion seit Dilthey angenommen hat. Hier ‚versteht‘ der Forscher die Intention des Handelnden.⁹³
- Wenn nun der Forscher in einem weiteren Schritt über die Deutungen der Handelnden hinausgeht (und dies ist bereits in Schütz' Konzept der Konstruktionen zweiter Ordnung enthalten), so geht es dabei nicht mehr um ein Verstehen in diesem spezifischen Sinne, sondern es geht darum, *Ursachen und Zusammenhänge aufzuzeigen, die außerhalb der handlungsleitenden Orientierungen des Handelnden selbst bestehen und zur Wirkung kommen*. Hier ‚versteht‘ der Forscher ein Phänomen, einen Zusammenhang in der Welt – aufbauend zwar auf den Konstruktionen der Handelnden, im Geltungsanspruch aber unabhängig von ihnen. Wenn in diesem letzteren Kontext vom ‚Verstehen‘ die Rede ist, so handelt es sich also um die banale, alltagsweltliche Bedeutung von ‚Verstehen‘ im Sinne

91 Esser, *Alltagshandeln und Verstehen*, 93f.

92 Esser, *Alltagshandeln und Verstehen*, 94.

93 Auf genau diese Definition von „Verstehen“ zielte auch Abel in seiner Kritik des Verstehenskonzeptes ab: siehe insbesondere seine Erwiderung auf Wax – A Reply to Wax, 334f.

einer Zuschreibung *eigenen* Sinns (wie man zum Beispiel eine Rechenregel oder das Phänomen der Vererbung aufgrund der Mendelschen Gesetze ‚versteht‘), nicht aber um die spezifisch sozialwissenschaftlich relevante ‚Rekonstruktion einer fremden Bedeutungszuschreibung‘. Hier wird das Sinnverstehen als selbstverständlich gegeben vorausgesetzt, im Vordergrund steht das Verstehen ‚der Sache‘.

Um mögliche Mißverständnisse zu vermeiden, sei schon an dieser Stelle betont,⁹⁴ daß jedes Verstehen nur innerhalb des eigenen Sinnsystems möglich ist, doch ist in den beiden oben unterschiedenen Fällen die Zielrichtung eine je andere: das sozialwissenschaftliche Sinnverstehen stellt darauf ab, den fremden Sinn *als einen fremden* zu identifizieren und ihn gegebenenfalls als von meinem eigenen Sinnsystem abweichend zu akzeptieren, während das alltägliche Verstehen etwas zunächst Fremdes mit *meinem eigenen Sinn* versteht und in meinen Horizont zu integrieren versucht. Im ersten Fall ‚simuliere‘ ich also – mit den Möglichkeiten und in den Grenzen meines Sinnsystems – ein potentiell von meinem eigenen abweichendes Sinnsystem einer anderen Person, im zweiten Fall ‚bewege‘ ich mich ausschließlich in meinem eigenen Sinnsystem. Auch im ersteren Fall handelt es sich zwar um eine ‚Zuschreibung von Sinn‘ (andernfalls gäbe es für mich keine Bedeutung), aber: ich schreibe einer Sache, der ich eine eigene, von jemand anders intendierte Sinnhaftigkeit unterstelle, einen Sinn zu – und ich ziele darauf ab, zwischen diesen beiden Sinnzuschreibungen (zunächst zumindest) Deckungsgleichheit herzustellen.

Insofern also leistet die von Esser vorgenommene Differenzierung des Verstehensbegriffes nicht nur keinen Beitrag für eine Lösung des Erklären-Verstehens-Problems, sie verwischt vielmehr die erforderliche Trennung zwischen zwei Leistungen, die der Sozialforscher (und nur er, nicht der Naturwissenschaftler) zu erbringen hat – und dies völlig unabhängig von der Frage, ob und inwieweit eine einheitliche Methodologie für alle Wissenschaften Anwendung finden kann: über diese Frage ist mit dieser Kritik weder positiv noch negativ entschieden.

An dem prinzipiell zu begrüßenden Versuch, über die Grenzen verschiedener Ansätze hinweg Gemeinsamkeiten aufzuzeigen, ist also nicht zu kritisieren, daß das angestrebte Ziel der Verbindung von erklärender und verstehender Methodologie nicht gelöst werden konnte, sondern: daß der Eindruck erweckt wird, dies sei bereits gelungen. Bedenkt man die Leichtigkeit, mit der Esser die Gemeinsamkeiten auf methodologischer und theoretischer Ebene konstatiert, ohne daß an Schütz' Konzept oder gar an der Rational-Choice-Theorie wesentliche Korrekturen vorgenommen werden müßten, so drängt sich die Frage auf, inwieweit hier Übereinstimmungen in der Begriff-

94 Auf die Begründung für diese „Einschränkung“ wird in Teil II ausführlich einzugehen sein.

lichkeit für Konsens im Inhalt genommen werden, wieweit es sich hier wirklich um die Integration bisher kontrovers begriffener Ansätze handelt – oder ob es nicht doch um die ‚feindliche Übernahme‘ eines Klassikers geht. Es hat nachfühlbar seinen eigenen Reiz, gegen den Strich der üblichen Interpretation den ‚Altmeister‘ eines konkurrierenden Ansatzes für die eigene Position in Anspruch zu nehmen, so daß sich die Rational-Choice-Theorie „ganz unerwartet“ an der Sonne eines Theoretikers wärmen kann, der ihr bisher nur mit der Kälte der Kritik entgegengehalten worden ist – ja: zu zeigen, daß diese Theorie sogar den ‚besseren‘ Schütz repräsentiert. Ohne daß die bisherige Ausformulierung der Theorie rationalen Handelns (in ihrer Variante der „subjective-expected-utility-Theorie“) in irgendeiner Weise geändert werden müßte,⁹⁵ erscheint sie in Essers Interpretation als die zeitgenössische Form der Schützischen Handlungstheorie und Methodologie – ob dagegen von der letzteren überhaupt noch etwas an sozialwissenschaftlich relevanten Überlegungen übrigbleibt, nachdem die Schnittmenge mit der Rational-Choice-Theorie abgezogen wurde, ist nach dem abschließenden Kapitel über „‘Alfred Schütz‘ oder ‚Rational Choice‘?“ fraglich. Wiederholt macht Esser dagegen deutlich, daß die bisher als Schütz‘ legitime Kinder angesehenen interpretativen Ansätze diesen seines Erachtens wenn nicht gröblich fehlgedeutet, so doch zumindest das in seiner Theorie steckende Potential nicht erkannt und weiterentwickelt haben. An Schütz selbst wird von ihm dagegen keinerlei Kritik geübt, alle Unzulänglichkeiten und Verfehlungen der sich auf ihn berufenden qualitativen Sozialforschung werden allein den Mißverständnissen und dem Unvermögen seiner wissenschaftlichen Kinder und Enkel zugeschrieben: „Alfred Schütz ist dieser Rückschritt allerdings nicht anzulasten“.⁹⁶

Auch wenn man manchen Ausprägungen qualitativer Forschung und Rhetorik kritisch gegenübersteht und mit Esser wohl annehmen mag, daß Schütz die eine oder andere Variante interpretativer Soziologie vielleicht nicht mitgetragen hätte, so drängt die Paßgenauigkeit der von ihm festgestellten inhaltlichen Übereinstimmung doch den – von ihm selbst schon vorsorglich zurückgewiesenen⁹⁷ – Verdacht eines „theoretischen Imperialismus“ auf, durch den eine konkurrierende Sichtweise in ihrem historischen Fundament

95 Selbst die „Lockerung“ der SEU-Theorie in Richtung der Aufgabe der Maximierungs-Annahme für das subjektive Nutzenkalkül ist bereits zuvor angelegt gewesen und wird durch die Bezugnahmen auf interaktionistische Konzepte wie „habits“ oder „frames“ nur weiter ausgestaltet – vgl. Esser, „Habits“, „Frames“ und „Rational Choice“, 236ff; Esser, Die Rationalität des Alltagshandelns, 440ff; Esser, Alltagshandeln und Verstehen, 62ff.

96 Esser, Alltagshandeln und Verstehen, 91b, 102, 7f, 29, 31, 98f.

Wie zuvor Schütz von Albert ignoriert wurde, so nimmt nun Esser in seiner kritischen Auseinandersetzung mit der interpretativen Soziologie den oben beschriebenen Versuch von Wilson, den Gegensatz von qualitativer und quantitativer Forschung theoretisch aufzuheben, nicht zur Kenntnis.

97 Esser, Alltagshandeln und Verstehen, 91b, 8.

erschüttert werden soll. Es ist aber nicht nur alltagsweltliche Erfahrung, die Skepsis gegen die Behauptung nährt, zwei theoretische Ansätze ließen sich ohne störende Reste derartig problemlos integrieren und die ihnen zugrunde liegenden Divergenzen, die seit Jahrzehnten die Soziologen beschäftigen, lösten sich „als bloßes terminologisches Problem“ in Luft auf. Auf zwei tiefergehende Unzulänglichkeiten von Essers Verstehenskonzept wurde bereits verwiesen, aber auch an anderen Einzelheiten zeigt sich, daß umgekehrt die postulierten Übereinstimmungen zumindest zum Teil eher terminologischer Natur sind. So wird Schütz' Beschreibung des Sozialwissenschaftlers als einem „desinteressierten Beobachter“ von Esser als Plädoyer für eine „objektive“ Forschung interpretiert.⁹⁸ Dies ist es sicherlich auch, doch die gemeinsame Verwendung des Begriffes der Objektivität verdeckt die Unterschiede, die dieses Konzept für beide hat: ist „Objektivität“ für Esser ein Ziel, das über methodische Vorkehrungen im Forschungsprozeß anzustreben ist, so ist es für Schütz Teil der Rolle des Sozialwissenschaftlers, sichergestellt durch die „Epoché der wissenschaftlichen Einstellung“, durch die der Sozialwissenschaftler als Sozialwissenschaftler aus seiner sozialen Welt heraustritt und damit „die desinteressierte Einstellung des wissenschaftlichen Beobachters“ einnimmt. Schütz macht dies schon in der Diktion seiner ausführlichen Darlegung in den „Gesammelten Aufsätzen“ deutlich, in der die Einnahme dieser distanzierten Einstellung im beschreibenden Präsenz einer selbstverständlichen Gegebenheit, nicht aber als ein erst noch einzulösendes, in seiner Realisierung immer fragwürdiges Desiderat dargestellt wird.⁹⁹ Es ist verwunderlich, daß Esser als Protagonist einer auf intersubjektive Kontrolle abzielenden Sozialforschung die Probleme, die diese voluntaristische Sicherung der Objektivität qua „methodischen Vorsatz“¹⁰⁰ aufwerfen muß, nicht aufnimmt und diese für die Phänomenologie so charakteristische methodologische Schwachstelle nicht einer intensiven Kritik unterzieht.¹⁰¹

Eine ähnliche inhaltliche Divergenz bei sprachlicher Übereinstimmung besteht hinsichtlich der Frage nach der Einheit der wissenschaftlichen Methodologie. Ausdrücklich stimmt Schütz der Aussage zu, „daß der prinzipiell-

98 Esser, *Alltagshandeln und Verstehen*, 30f, 36.

99 Schütz, *Gesammelte Aufsätze I*, z.B. 41ff, 159.

100 Schütz, *Gesammelte Aufsätze I*, 159.

101 Siehe dazu meine Kritik an Schütz in Abschnitt 2.2.3.

Das von Esser selbst zur Stützung seiner Schütz-Interpretation angeführte zweite Zitat (Esser, *Alltagshandeln und Verstehen*, 31) richtet sich in seinem ursprünglichen Kontext nicht (wie die Verwendung dieses Zitates durch Esser nahelegt) gegen eine „Betroffenheits-Soziologie“, sondern gegen Nagels subjektivistische Fehldeutung des Verstehens als „Identifikation“ mit dem Handelnden und als Übertragung des „privaten Wertsystems des Beobachters“ – gerade umgekehrt zu Essers Interpretation wendet sich die zitierte Stelle also dagegen, daß ein behavioristisch orientierter Sozialforscher das Verstehenskonzept individualistisch mißversteht und damit die von Schütz herausgearbeitete soziale Begründung des Verstehens (auf der seine sozialwissenschaftliche Relevanz und Notwendigkeit beruht) nicht erkennen kann – vgl. Schütz, *Gesammelte Aufsätze I*, 60.

le Unterschied zwischen den Sozial- und Naturwissenschaften nicht in einer verschiedenen Logik zu suchen ist“ – betont dann jedoch, daß dies „kein Eingeständnis [ist], daß die Sozialwissenschaften die besonderen Verfahren aufgeben müßten, mit denen sie die soziale Wirklichkeit erforschen“. Stimmt er bis hierher noch bis in die Wortwahl mit Esser (und Albert) überein, so kehrt er im folgenden die von diesen befürwortete Orientierung um, wenn er kritisiert, daß „die Verfechter jener Idee der ‚Einheit der Wissenschaft‘ bisher keinen ernsthaften Versuch unternommen“ haben zu prüfen, „ob das methodologische Problem der Naturwissenschaften [...] nicht einfach ein Sonderfall des viel allgemeineren, noch unerforschten Problems ist, wie wissenschaftliche Erkenntnis überhaupt möglich ist“ – er tendiere dazu anzunehmen, „daß die besonderen methodologischen Verfahren, die in den Sozialwissenschaften zur Erfassung sozialer Wirklichkeit entwickelt wurden, eher als die Methoden der Naturwissenschaften geeignet sind, zur Entdeckung der allgemeinen Prinzipien zu führen, die jedes menschliche Wissen leiten“.¹⁰² Angesichts dieses Hintergrundes ist es irreführend, Schütz als Vertreter einer einheitlichen wissenschaftlichen Methodologie zu bezeichnen, da dies andere Assoziationen weckt, als Schütz tatsächlich intendierte – eher wäre er als Vorläufer eines „hermeneutischen Einheitswissenschaftsideals“ anzusehen.¹⁰³

Auf der Basis dieser Kritik ist daher festzuhalten, daß das Erklären-Verstehen-Problem mit der von Esser vorgenommenen Einbindung von Schütz in die Theorie rationalen Handelns und seine einheitswissenschaftliche Interpretation nicht gelöst ist: zu viele der beanspruchten Gemeinsamkeiten lassen sich nicht bestätigen, so daß die Verkündung einer „Klärung“ des Problems durch Esser nur einen einseitigen Schritt darstellen kann. Positiv ist aus dieser Diskussion unter anderem festzuhalten, daß die von der Rational-Choice-Theorie nachdrücklich betonte Notwendigkeit, auch die nicht-intendierten Folgen sozialen Handelns methodisch angemessen zu erfassen, nach einer Methodologie verlangt, die dem Sozialforscher auch die Möglichkeit eröffnet, die Deutungen der Handelnden zu transzendieren.¹⁰⁴ Fraglich

102 Schütz, *Gesammelte Aufsätze* I, 75f; s.a. 56f.

103 Das sich aber, wie Lutz Geldsetzer konstatiert, „heute erst“ anzubahnen beginnt – Hermeneutik, in: Seiffert/Radnitzky, *Handlexikon zur Wissenschaftstheorie*, 1989, 127-139, hier: 127. In diese Richtung deuten auch Überlegungen, die in den letzten Jahren als Folge wissenschaftssoziologischer Studien zur Forschungspraxis in den Naturwissenschaften angestellt worden sind – siehe hierzu die „Schlußbemerkung“.

104 Auch andere kritische Einwände Essers gegen die Praxis einer interpretativen Sozialforschung (wie z.B. der Verweis auf einen „heimlichen Positivismus“, das Beharren auf einer größeren Kontrollierbarkeit und Präzision der Datengewinnung und -interpretation und der Weigerung, subjektive Plausibilität als Erklärung zu akzeptieren) verdienen, in der weiteren Diskussion berücksichtigt zu werden – in manchen Punkten ist es weniger die Ziehrichtung von Essers Argumentation oder die Kritik selbst als vielmehr die von ihm gegebene Begründung, der hier nicht zustimmen ist und die aufgrund seiner theoretischen und methodologischen Festlegung den Weg zu einer konsensfähigen Lösung der Kontroverse eher zu verbaun scheint.

erscheint allerdings, ob die angestrebte methodologische Integration auf den bisher hier diskutierten Wegen: über eine an Normen der Wissenschaftlichkeit orientierte Theorie wissenschaftlichen Vorgehens beziehungsweise über eine Reflexion über die Beschaffenheit des Gegenstandes soziologischer Analyse, zu erreichen ist – beide Strategien haben sich in den hier herangezogenen Versuchen als mangelbehaftet herausgestellt.

3. Erklären und Verstehen – eine erste Synthese

Betrachten wir rückblickend die Positionen der wichtigsten Vertreter in der Erklären-Verstehen-Kontroverse, so können wir feststellen, daß sie in der abstrakten Bestimmung des Ziels wissenschaftlicher Forschung – der Formulierung gültiger, allgemeiner und von der Subjektivität des einzelnen Forschers unabhängiger Aussagen über die Realität – übereinstimmen: zu diesem Ziel bekennen sich Droysen, Dilthey oder Schütz ebenso ausdrücklich wie Durkheim, Hempel oder Albert. Auch in bezug auf die Geltung einer grundlegenden Logik in allen Wissenschaften besteht zwischen ihnen kein Dissens (wenn auch die Bedeutsamkeit dieses Aspektes für sie unterschiedlich groß ist) – an der Frage allerdings, wie dieses Ziel zu erreichen, wie diese Logik in konkrete Forschungsoperationen umzusetzen ist, brechen die diese Kontroverse bestimmenden Divergenzen auf.

Deutlich läßt sich dies am Konzept der Objektivität festmachen, das von beiden Seiten verwendet, mit dem aber unterschiedliche Vorstellungen verbunden werden. Die Gefährdung dieses zentralen Kriteriums wissenschaftlichen Arbeitens durch die Person des Forschers ist allen bewußt, doch sind die Maßnahmen für seine Sicherstellung charakteristisch unterschieden. Dilthey und Schütz rekurrieren hierzu vor allem auf das gemeinsame Menschsein, das Forscher und Handelnde verbindet, beziehungsweise auf die Objektivierung, die durch die Einnahme der Rolle des Sozialforschers ermöglicht wird – während sie also die Voraussetzungen und die Möglichkeit der Herstellung einer gemeinsamen Verständigungsbasis zwischen Forschern und Handelnden herausarbeiten, tritt die Entwicklung konkreter Maßnahmen zur Kontrolle des Einflusses des Forschers dahinter zurück. Ganz anders dagegen die Vertreter einer einheitlichen wissenschaftlichen Methodologie, für die das Objektivitätsproblem in das Zentrum ihrer methodologischen Reflexion gerückt ist, an dem sich der Unterschied zwischen wissenschaftlicher Forschung und anderen Formen der Interpretation von Realität festmacht: ihr Interesse gilt der Entwicklung konkreter methodischer Vorkehrungen, die den Ausschluß subjektiver Einflüsse auf das Ergebnis zum Ziel haben und die in die Ausarbeitung einer standardisierten und quantifizierenden Methodik münden.¹

¹ In beiden Fällen ist damit nicht gesagt, daß Überlegungen in die jeweils andere Richtung gänzlich fehlen würden, doch war für die Entwicklung der Erklären-Verstehen-Kontroverse gerade diese unterschiedliche Profilierung grundlegend.

Größer mag die Kluft bereits erscheinen, wenn man sich von den klassischen Grundlegungen ab- und der jüngeren Diskussion zuwendet. Wie schon ein Blick in die gängige Einführungsliteratur zu den Methoden der empirischen Sozialforschung zeigt, erweist sich auch für die neuere quantitativ orientierte Sozialforschung das Interesse an ‚Objektivität-sichernden-Methoden‘ als konstitutiv, während Vertreter der qualitativen Forschungstradition, die sich unter anderem an Schütz orientieren, zu dem Ziel der Objektivität auf Distanz gegangen sind – nicht in jedem Fall, weil man es als solches ablehnen würde, sondern weil es als Trojanisches Pferd erschien, durch das jene spezifische Art quantitativer Methodik zum verbindlichen Muster der Sozialforschung gemacht werden sollte. Jener Strategie der ‚Objektivierung durch Methodik‘ stellte man – wie oben am Beispiel Cicourel’s bereits gezeigt wurde – eine ‚Objektivierung durch inhaltliche Reflexion‘ gegenüber: nicht „Objektivität“ (die mit der Anwendung naturwissenschaftlicher Methodik assoziiert wurde) wurde zum dominanten Ziel, sondern „Validität“ (die die Beziehung zwischen der Methode und dem Gegenstand thematisiert).

Diese Kontrastierung macht deutlich, daß die Aufmerksamkeit auf je anderen Aspekten liegt. So ist es natürlich richtig, daß auch Diltheys Bemühen um die Begründung der Hermeneutik der Versuch einer ‚Objektivierung durch Methodik‘ ist, aber: diesem Bemühen vorausgegangen und ihm gegenüber immer dominant geblieben ist eine explizite Reflexion über die Beschaffenheit des Gegenstandes der Geisteswissenschaften, während bei Vertretern einer einheitswissenschaftlichen Methodologie das letztere selten ausdrücklich problematisiert wird – da der Gegenstand selbst unproblematisch erscheint, nimmt deren Diskussion ihren Ausgangspunkt direkt in der wissenschaftstheoretischen Reflexion. Die sich hier manifestierende je einseitige Hervorhebung unterschiedlicher Dimensionen kennzeichnet im übrigen bereits die Diskussion zwischen Dilthey und Wilhelm Windelband (1894/95): bestimmte der erstere „die Unterscheidung in Natur- und Geisteswissenschaften *von deren Unterschiede des Inhalts, nicht von der Erkenntnisweise*“, so betonte der letztere die „Bedenken gegen die innere Wahrnehmung *als eine besondere Erkenntnisart*“.² Im weiteren Verlauf der methodologischen Diskussion ist diese Entgegensetzung von beiden Seiten immer stärker betont worden.

Insbesondere entzündete sich, wie wir gesehen haben, der Dissens an der Frage, welche Bedeutung dem Konzept des Verstehens in der Soziologie zukommen könne. In dieser Diskussion läßt sich eine Reihe unterschiedlicher Vorstellungen darüber, was ‚Verstehen‘ ist und was es für die Soziologie bedeutet, ausmachen, die jedoch nicht immer klar herausgearbeitet und gegeneinander abgesetzt worden sind. Ohne einen Anspruch auf Vollständigkeit zu

2 Dilthey, Gesammelte Schriften, V. Band, 253, 243 (Hervorhebung W.M.).

erheben, möchte ich einige dieser Vorstellungen im folgenden zu vier Modellen verdichten.

1. „Verstehen“ wird als eine *eigenständige*, dem Erklären *entgegengesetzte* Methode begriffen, wobei die letztere ihre Anwendung in den Naturwissenschaften (und nur dort) erfährt, das Verstehen dagegen auf die Geistes- und Sozialwissenschaften begrenzt wird. Ihre Begründung findet diese scharfe Kontrastierung in der Vorstellung einer grundsätzlichen Andersartigkeit der jeweiligen Forschungsgegenstände. (Ich möchte dies als die ‚starke Version‘ des Methodendualismus bezeichnen.)
 2. „Verstehen“ als eine *eigenständige*, dem Erklären *gleichwertige* Methode innerhalb der Sozialwissenschaften: hier wird eine Unterschiedlichkeit der sozialen Phänomene nach dem Grad ihrer strukturellen Verfestigung unterstellt, durch die ein differentieller Einsatz unterschiedlicher methodischer Vorgehensweisen erforderlich (und möglich) wird. (Der Methodendualismus ist hier noch erhalten, er wird allerdings nicht mehr zwischen verschiedenen Disziplinen, sondern zwischen verschiedenen Teilbereichen und damit Fragestellungen innerhalb der Sozialwissenschaften selbst verortet: hier ist von einer ‚schwachen Version‘ des Methodendualismus zu sprechen.)
 3. „Verstehen“ stellt eine *grundlegende Voraussetzung* für das Beschreiben und das Erklären sozialer Phänomene dar: es ist eine Leistung, die im Forschungsprozeß unverzichtbar zu erbringen und deren Realisierung auch methodisch abzusichern ist. Weder im Alltag noch in der sozialwissenschaftlichen Forschung gibt es eine Auseinandersetzung mit dem Handeln oder mit den Bedingungen oder Folgen des Handelns anderer, die nicht die Interpretation von Sinnzuschreibungen umfaßt: es gibt keine Beschreibung ohne eine Erfassung des Sinnzusammenhangs, in dem das zu Beschreibende steht, und es gibt kein Erklären, das ohne Bezug auf diesen Sinnzusammenhang auskommen könnte. Der Gegenstand der Sozialwissenschaften wird als konstitutiv anders als der der Naturwissenschaften begriffen, so daß diese besondere Leistung hier erforderlich wird – inwieweit sie aber tatsächlich erbracht werden kann, entscheidet sich prinzipiell nach den üblichen Gütekriterien wissenschaftlicher Forschung.³ (In diesem Fall ist das Verstehen als eine ‚Basishandlung‘ sozialwissenschaftlichen Forschens zu bezeichnen.)
 4. „Verstehen“ ist zwar ein notwendiger Aspekt unseres Alltagshandelns, im wissenschaftlichen Kontext aber kommt ihm nur eine *vorbereitende Funktion im Rahmen der Hypothesengewinnung* zu. Wenn diese Bedeutung auch nicht geringzuschätzen ist, so bleibt das Verstehen doch auf diesen „Entdeckungszusammenhang“ beschränkt, ihm ist keine eigene
- 3 Dabei muß es hier dahingestellt bleiben, in welcher Weise im konkreten Fall über die Einlösung dieser Kriterien zu entscheiden ist.

Erklärungskraft zuzusprechen. Wissenschaft besteht in der systematischen, intersubjektiv kontrollierbaren Prüfung möglichst präziser Hypothesen, und dies ist bei dem intuitiv erfolgenden Verstehen nicht möglich. (Hier ist von Verstehen als einem heuristischen Verfahren zu sprechen – in die engere wissenschaftliche Analyse reicht das Verstehen nicht hinein.)⁴

Zwischen dem Modell ‚eins‘ und dem Modell ‚vier‘: der größtmöglichen Eigenständigkeit einerseits und der Reduktion auf eine vorwissenschaftliche Zuträgerfunktion andererseits, bewegte sich die auf eine polarisierte Alternative fixierte Erklären-Verstehen-Kontroverse. Nach den vorangegangenen Ausführungen dürfte außer Frage stehen, daß diese klassische Gegenüberstellung nicht aufrechtzuerhalten ist:

- Nicht länger zu übersehen ist, daß jeder Verstehensprozeß auf (oft unkontrollierten Alltags)Theorien über menschliches Handeln beruht, deren Explikation und systematische Überprüfung für eine wissenschaftliche Forschung unverzichtbar ist, damit aber über eine intuitiv begründete Plausibilität als Akzeptanzkriterium zumindest vom programmatischen Anspruch her hinausgehen muß. Des weiteren verweist das Bestehen von dem Handelnden nicht bewußten Handlungsbedingungen ebenso wie die Existenz unintendierter Folgen des Handelns auf die Notwendigkeit, Zusammenhänge zu analysieren, die unabhängig von den bewußten Sinnzuschreibungen der Handelnden entstanden sind: eine Erklärung in den Kategorien des Forschers (wie sie für die Naturwissenschaften charakteristisch ist) kann also auch dann, wenn man die spezifische sinnhafte Beschaffenheit des soziologischen Gegenstandsbereiches prinzipiell zugrundelegt, nicht aus der soziologischen Forschung ausgeschlossen werden. Damit aber ist die disziplinär begründete Entgegensetzung von Erklären und Verstehen, wie sie im ersten Modell dargestellt wurde – und die dem Verstehen einen besonderen Erkenntnisstatus für die Geistes- und Sozialwissenschaften zuspricht –, hinfällig.
- Andererseits ist die Ausgrenzung des Verstehens in einen vorwissenschaftlichen Bereich und die Konzipierung eines von Verstehensleistungen freien Raumes der wissenschaftlichen Erklärung unhaltbar. Dies übersieht zum einen die Konstituierung des Forschungsbereiches durch

4 Nur am Rande verwiesen werden soll auf ein fünftes Modell: auf die Bestimmung des Verstehens als einem *subjektiv befriedigenden Gefühl*, das sich dann einstellt, wenn Unbekanntes unter Bekanntes subsumiert und damit ein Gefühl der Spannung und Unsicherheit abgebaut werden konnte – dieses Extrembeispiel einer Subjektivierung des Verstehenskonzeptes trägt sicherlich nichts zur Klärung seines methodologischen Stellenwertes bei, es ist eher eine Illustration für den unfruchtbaren polemischen Zug, den diese Diskussion gelegentlich annahm – vgl. *Frank Cunningham*, Bemerkungen über das Verstehen in den Sozialwissenschaften, in: *Albert, Theorie und Realität*, 1972, 227-233; aber auch *Abel, The Operation Called Verstehen*, 187f.

die vom Forscher gewählten theoretischen Kategorien und methodischen Vorgehensweisen, die durch die nachfolgende Prüfung der Hypothesen im Begründungszusammenhang selbst nicht aufgehoben werden kann, da diese sich innerhalb des so konstituierten Rahmens bewegt.⁵ Zum anderen ist man sich der Tatsache nicht bewußt, daß selbst innerhalb eines völlig standardisierten Forschungsdesigns der Forscher ständig darauf verwiesen ist, Verstehensleistungen zu erbringen beziehungsweise bestimmte Sinnzuschreibungen als selbstverständlich zu unterstellen. Damit aber entfällt die in Modell ‚vier‘ vorgenommene Gegenüberstellung von Erklären und Verstehen als einer wissenschaftlichen und einer vorwissenschaftlichen Methode.

Können wir aufgrund dieser Einwände sowohl die starke Version des Methodendualismus als auch die Beschränkung des Verstehens auf die Hypothesengenerierung ausschließen, so verbleibt noch die Diskussion der schwachen Version des Methodendualismus (der eine gegenstandsspezifische Differenzierung des Methodeneinsatzes zugrundeliegt) und des Verstehens als sozialwissenschaftlicher Basishandlung (die das Verstehen als grundlegende Leistung unabhängig von gegenstandsspezifischen Unterschieden begreift). Damit ist insofern bereits eine Vorentscheidung gefallen, als es für die Soziologie nun nicht mehr um „Erklären *oder* Verstehen“ gehen kann, sondern nur noch darum, *sowohl* das Verstehen *als auch* das Erklären als methodische Vorgehensweisen zu konzipieren, die den Kriterien einer wissenschaftlichen Methodologie genügen.⁶

Wie wir bereits sahen, korrespondiert der methodologischen Differenz von Verstehen und Erklären eine unterschiedliche Konstitution des Gegenstandes soziologischer Analyse in diesen beiden Denkansätzen: während die Reflexion über die Beschaffenheit sozialen Handelns mit einer Betonung des Prozesses der Genese und der Durchführung des Handelns einhergeht, zielt eine standardisierte Sozialforschung stärker auf die strukturellen Folgen des Handelns. In dieser Parallelisierung von theoretischer und methodologischer Differenzierung wird im Modell ‚zwei‘ tendenziell der Analyse des Hand-

5 Zumindest von einigen Autoren wird zwar den *Handelnden* die Konstitution ihrer Wirklichkeit durch ihre Sinnzuschreibungen zugestanden, doch wird übersehen, daß der *Forscher* sich in bezug auf die Analyse dieser Wirklichkeit in genau derselben Situation befindet wie die *Handelnden*, daß also auch der Forscher eine spezifische Wirklichkeitskonstitution vornimmt – auf diesen Aspekt ist zum Schluß dieses Abschnitts ausführlich einzugehen.

6 Diese Kritik desavouiert nicht die Ergebnisse empirischer Studien, die sich im jeweiligen Kontext der Modelle des Verstehens *oder* des Erklärens verortet haben: beide Modelle verfügen über einen je spezifischen Realitätsbezug, und solange sie sich in diesen (engen) Bereichen bewegen, erweist sich die zugrundegelegte methodologische Orientierung als durchaus ausreichend. Allerdings reflektieren sie zumeist weder ihre Mängel noch die diese Mängel ausgleichenden Maßnahmen, die implizit angewendet werden müssen, um die entstehenden Brüche zu überdecken.

lungsprozesses eine *verstehende* Vorgehensweise assoziiert, während die *Erklärungslogik* der *Strukturanalyse* zugeordnet wird. Es war bereits darauf verwiesen worden, daß diese Zuordnung von Gegenstandsbeschaffenheit und anzuwendender Methodik zwar für die Forschungspraxis charakteristisch ist und auch von verschiedenen Autoren als Lösung der Erklären-Verstehen-Problematik vorgeschlagen wurde, doch wird dieses Modell weder dem Prozeß sozialen Handelns noch dem Prozeß (sozial)wissenschaftlicher Erkenntnis gerecht.

Von ihrem theoretischen Hintergrund her so unterschiedliche Autoren wie Wilson und Esser treffen sich in der Feststellung, daß *jedes* soziale Handeln auf einer sinnhaften Basis beruht, daß es darüber hinaus aber auch Elemente besitzen und Folgen haben kann (und gerade in soziologisch relevanten Handlungsbereichen auch hat), die über die Intentionen der Handelnden hinausgehen und damit von der subjektiven Sinnzuschreibung unabhängig sind. Wenn aber jedes soziale Handeln diese beiden Aspekte aufweist, dann kann das Modell einer Differenzierung der Methoden nach der unterschiedlichen Beschaffenheit des Gegenstandes nicht mehr als eine pragmatische Faustregel darstellen, die sich im Forschungshandeln bewähren mag, die aber den Forschungsprozeß konzeptionell nicht erfaßt, da sie – wie bereits in der Kritik des Modells ‚vier‘ angemerkt wurde – den tatsächlich vom Forscher *immer* zu vollziehenden Verstehens- und Erklärungsleistungen nicht entspricht. Wenn auch mit der soziologischen Fragestellung und der damit erfolgten Konstitution eines bestimmten sozialen Phänomens, bildhaft gesprochen, das Verhältnis von intendierten und nicht-intendierten Teilen variiert und damit der Eindruck verschieden strukturierter Phänomene entsteht, so hebt dies doch die grundlegende Sinnhaftigkeit einerseits wie auch die diese transzendierende Eigendynamik des Handelns andererseits nicht auf, so daß jede soziologische Analyse sowohl das eine als auch das andere berücksichtigen muß, und das heißt: sowohl Sinnzuschreibungen der Handelnden verstehen als auch weitere Implikationen dieses Handelns aufzeigen muß.

In dieser Konzeption ‚des soziologischen Gegenstandes‘⁷ haben wir nun eine Basis für die Einheitlichkeit der Methodologie der Sozialforschung gelegt: prinzipiell sind auf alle soziologisch konstituierten Phänomene dieselben methodischen Vorgehensweisen anzuwenden, wobei allerdings im tatsächlichen Forschungshandeln in Orientierung an den Spezifika dieser Phänomene unterschiedliche Schwerpunkte zu setzen sind. Betrachtet man die bisherige Forschungspraxis genauer, so ist festzustellen, daß tatsächlich in den Grundzügen dieselben Strategien immer schon Anwendung gefunden haben, daß aber explizit je unterschiedliche Teilaspekte eine besondere Aufmerksamkeit und Kontrolle erfahren haben, während die anderen vernachläss-

7 Auf diesen bisher unkommentiert verwendeten Ausdruck wird abschließend einzugehen sein.

sigt wurden, immer aber (bewußt oder unbewußt) auf einem zumindest minimalen Niveau realisiert werden mußten.

Für unsere methodologische Fragestellung folgt aus diesen Überlegungen, daß das Modell ‚drei‘ (und von den oben unterschiedenen Modellen *nur* dieses) den soziologischen Forschungsprozess angemessen beschreibt: das Verstehen ist eine grundlegende Voraussetzung für die soziologische Analyse, ohne jedoch ein Verfahren darzustellen, das der Beschreibung oder der Erklärung als eigenständiger Methodik zu-, unter- oder übergeordnet werden könnte. Weder gibt es ein Beschreiben oder ein Erklären sozialer Phänomene, die nicht auf dem Verstehen (oder dem Zuschreiben) von Sinnzusammenhängen beruhen, noch gibt es ein Verstehen, das nicht in den Vorgang einer Beschreibung oder einer Erklärung eingebunden wäre – das Begriffspaar „Verstehen und Erklären“ umfaßt also nur analytisch zu trennende Aspekte desselben Erkenntnisvorganges (und dasselbe gilt für „Verstehen und Beschreiben“). Es handelt sich beim sozialwissenschaftlichen Verstehen und Erklären nicht um zwei verschiedene Schritte, die in ein Nacheinander zweier Phasen des Forschungsprozesses aufzulösen sind, so daß etwa zunächst – in der Exploration – das Verstehen gesichert werden könnte, um dann im nachfolgenden Hypothesentest eine ‚exakte‘ wissenschaftliche Prüfung durchzuführen. Vielmehr ist in jedem Einzelschritt des Erkenntnisvorganges beides enthalten: jede Wahrnehmung eines teilnehmenden Beobachters zum Beispiel enthält zugleich eine Interpretation des subjektiven Sinnes der Handlung wie auch eine Kategorisierung dieser Handlung innerhalb des wissenschaftlichen Bezugssystems des Forschers, und dasselbe gilt auch für jede Frage-Antwort-Sequenz in einem Interview.⁸

Damit ist die Verortung des Verstehens im soziologischen Forschungsprozeß, wie bereits Wax formulierte, viel einfacher, aber auch viel grundlegender, als dies in der Erklären-Verstehen-Kontroverse mit ihrer Fixierung auf die Konzipierung dieser beiden Vorgänge als eigenständige, aber alternative Methoden erkannt worden ist.⁹ Die oben angestellten Überlegungen haben aber über die Frage des Verstehens hinaus methodologische Konsequenzen, die das Konzept wissenschaftlicher Forschung allgemein betreffen.

8 Diese Überlegung ist im übrigen auch dazu geeignet, die Beschreibung aus der Marginalisierung zu befreien, in die sie durch eine Sozialforschung, die die sinnhafte Konstitution sozialer Phänomene für problemlos gegeben hält, gedrängt worden ist: wenn die Verständlichkeit sozialen Handelns nicht fraglos gegeben ist, dann hat seine Beschreibung (die sein Verstehen impliziert) einen eigenen Stellenwert und ist nicht nur vernachlässigbares Vorspiel erklärenden Forschens – vgl. *Matthes*, *Die Soziologen und ihre Wirklichkeit*, 59ff. In eine ähnliche Richtung zielt auch die Forderung von *Heinz Harmann*, die Beziehung zwischen Soziologie und Sozialreportage neu zu überdenken: *Sozialreportagen und Gesellschaftsbild*, in: Hans-Georg Soeffner (Hrsg.), *Kultur und Alltag*, Göttingen: Schwarz (Soziale Welt, Sonderband 6) 1988, 341-352.

9 Wax, *On Misunderstanding Verstehen*, 326.

Die Hinnahme der sozialen Wirklichkeit als einer problemlos gegebenen Selbstverständlichkeit in der Sozialforschung hat Schütz aufgebrochen, indem er ihre sinnhafte Konstitution durch die Handelnden vorab jeglicher wissenschaftlichen Aktivität herausarbeitete, und er hat damit die Basis dafür geliefert, die oben vorgenommene Bestimmung des Verstehens und seines Verhältnisses zum Beschreiben und Erklären zu entwickeln. Sein Bemühen um die Begründung der Möglichkeit einer objektiven Erfassung subjektiver Sinnstrukturen läßt ihn aber – im Kontext seiner explizit methodologischen Überlegungen – an der Gegenüberstellung von Alltagswelt und „Sinnprovinz Wissenschaft“ festhalten, indem er die Einnahme der „spezifisch wissenschaftlichen Einstellung des Wissenschaftlers gegenüber seinem Gegenstand“ von der sozialen Organisation der Wissenschaft und ihrer Verankerung in der Alltagswelt abspaltet: Schütz konstruiert ein ideales ‚In-der-wissenschaftlichen-Welt-Sein‘, das den Forscher von seinen alltagsweltlichen Einbindungen freisetzt. Der eigentliche wissenschaftliche Prozeß beginnt damit für ihn mit der Rekonstruktion der Sinnzuschreibungen durch die Handelnden in den wissenschaftlichen Modellen typischen Handelns, ohne daß die vorgängige Konstitution der wissenschaftlichen Fragestellung durch den Forscher zu einem eigenen Thema gemacht würde.¹⁰ Der Konsequenz dieses Verhältnisses des Forschers zu seinem Gegenstand für den Status der Erkenntnis ist er sich wohl bewußt, wenn er betont, daß „es nirgends so etwas wie reine und einfache Tatsachen“ gibt – sein Versäumnis liegt darin, die methodologischen Schlußfolgerungen aus dieser Einsicht für das Handeln des Forschers nicht gezogen zu haben.¹¹

Ein weiterer Grund für die Vernachlässigung dieses Problems ist in Schütz' Fokussierung seiner Aufmerksamkeit auf die spezifische Beschaffenheit der sozialen Wirklichkeit (und damit auf die Reflexion über den Gegenstand) zu suchen, während der soziologische Erkenntnisprozeß selbst – und damit auch die Rolle des Forschers als eines Handelnden – aus seinem Blickfeld gerät. Wenden wir uns dagegen diesem Prozeß des Erkennens insgesamt zu, so wird unübersehbar, daß bereits in der Hinwendung des Sozialforschers zur sozialen Wirklichkeit unvermeidlich auch von Seiten des For-

10 Siehe z.B. Schütz, Gesammelte Aufsätze I, 42f, 46.

11 Schütz, Gesammelte Aufsätze I, 5.

Dabei ist nachdrücklich zu betonen, daß Schütz' Fehler darin liegt, hier stehengeblieben zu sein – *theoretisch* angelegt sind die im folgenden dargestellten Überlegungen zum Verhältnis zwischen Alltagswelt und Wissenschaft zweifellos schon bei ihm selbst, doch hat er seine theoretische Konzeption der Konstitution von Wirklichkeit nicht (selbst)kritisch mit seinem methodologischen Konzept der „Epoché der wissenschaftlichen Einstellung“ konfrontiert. Bei manchen Anhängern der qualitativen Sozialforschung, die sich in der Nachfolge von Schütz begreifen, hat diese Ausblendung zu dem Mißverständnis geführt, man könne – indem man bei den Deutungen der Handelnden ansetzt – einen *direkten* Zugriff auf soziale Phänomene bekommen. (Vgl. hierzu die Ausführungen in Abschnitt III/3.3.)

schers deren sinnhafte Strukturierung erfolgt. Einen voraussetzungslosen Forschungsbeginn, der zum Beispiel „direkt“ bei der Sinnkonstitution der Handelnden ansetzen könnte, kann es nicht geben. Betrachten wir Schütz' Konzept sozialwissenschaftlicher Forschung aus dieser weiter gefaßten Perspektive auf den Forschungsprozeß, so scheint es, als müßte es um die Dimension von ‚Konstruktionen ‚nullter‘ Ordnung‘ ergänzt werden – um Konstruktionen also, die den Zugang des Forschers zu seiner Forschungsfrage organisieren, bevor er überhaupt mit den Handelnden in Kontakt kommt.

Woher aber kommen diese die Forschung orientierenden Konstruktionen? Schaut man genauer hin, so lassen sie sich durchaus innerhalb der Schütz'schen Systematik verorten: entweder handelt es sich um Vorstellungen, die der Forscher aus der Lebenswelt, der er selber angehört, bezogen hat, oder es handelt sich um wissenschaftliche Kategorien, die in früheren Untersuchungen gewonnen wurden.¹² Diese Feststellung hat zwei Implikationen. Zum einen ist das von Schütz gezeichnete Bild der Konstruktionen zweiter Ordnung zu verdeutlichen: sie sind nicht nur den Konstruktionen erster Ordnung (als Ergebnis einer Untersuchung) nachgeschaltet, sondern sie konstituieren auch (als Startpunkt einer neuen Untersuchung) den Rahmen, innerhalb dessen diese überhaupt wahrgenommen und verortet werden.¹³ Zum anderen zeigt sie die doppelte Anbindung des soziologischen Forschungsprozesses an die Konstitution der sozialen Wirklichkeit in der Alltagswelt: diese erfolgt direkt über die durch einen einfachen Willensakt nicht aufzuhebende Verankerung des Forschers in seiner Lebenswelt,¹⁴ und sie besteht indirekt in der Basierung der wissenschaftlichen Konstruktionen auf den Konstruktionen der Handelnden.¹⁵

Angesichts dieser beiden Aspekte: der Konstitution des Gegenstandes durch den Forscher und der engen Verbindung alltagsweltlicher und sozial-

12 Insofern bedarf die Schütz'sche Systematik doch nicht der Ergänzung um Konstruktionen ‚nullter‘ Ordnung – dies wäre sogar irreführend, da es die irrige Vorstellung eines absoluten Anfangs suggerieren würde. Ihre Einführung hier sollte nur dazu dienen, die zeitliche Perspektive auf den Forschungsprozeß zu erweitern und zu zeigen, in welcher Weise die genannten Konstruktionen in diesen eingehen.

13 Dies hat auch Schütz im Auge, wenn er die Konstruktion wissenschaftlicher Modelle beschreibt – er bezieht es jedoch nicht explizit auf die Konstruktionen zweiter Ordnung, da er nicht zu einer systematischen Reflexion der methodologischen Implikationen seiner Theorie der sozialen Wirklichkeit gekommen ist – vgl. etwa Gesammelte Aufsätze I, 48.

14 Nachdrücklich hat Matthes auf die Uneinlösbarkeit der Hoffnung verwiesen, die Einbindung des Soziologen in die Gesellschaft „durch einen denkerischen und sprachlichen Gewaltakt bannen zu können“ – Das Erfahren von Erfahrung, 4.

15 Auf die zusätzlichen Probleme, die dadurch entstehen, daß die Lebenswelt des Forschers in der Regel nicht mit derjenigen der Handelnden identisch ist (wie groß oder gering die Abweichungen auch immer sein mögen), ist hier nicht näher einzugehen – ihre Unterscheidung ist prinzipiell erforderlich, würde aber für unsere Zwecke zu weit führen. Offensichtlich bietet sich an dieser Stelle auch ein Ansatzpunkt für eine Reflexion über Probleme fremdkultureller Forschung.

wissenschaftlicher Kategorien, wird die Ausgrenzung eines ‚eigentlichen‘ wissenschaftlichen Bereiches innerhalb des gesamten Prozesses menschlicher Erkenntnis problematisch. Zwar ist es möglich (und erforderlich), die Handlungen des Forschers einer besonders strikten Kontrolle zu unterziehen, doch kann man damit die vorab erfolgten Strukturierungen nicht aufheben, da sie den Rahmen setzten, innerhalb dessen diese Kontrolle erfolgt.¹⁶ Eine umfassende methodologische Reflexion sollte sich also nicht nur auf die Handlungen des Wissenschaftlers als Wissenschaftler beziehen, sondern sie sollte bereits an den Prozessen und Einflußfaktoren ansetzen, die in der alltagsweltlichen Fundierung begründet sind und in den wissenschaftlichen Bereich hineinreichen.

Eine Beschränkung auf einen ‚eigentlichen‘ Bereich wissenschaftlicher Arbeit finden wir – und im wesentlichen in derselben Intention wie bei Schütz: in dem Bemühen um eine Objektivierung des Vorgehens des Forschers – auch bei den Vertretern einer einheitlichen wissenschaftlichen Methodologie. Indem sie den Forschungsprozeß in die vor- beziehungsweise nachgeordneten Phasen des Entdeckungs-, des Begründungs- und des Verwertungszusammenhangs zergliedern, verweisen sie die Verbindung von Alltagswelt und Wissenschaft in die Phasen der Entdeckung beziehungsweise der Verwertung – und sie gewinnen so die Legitimation dafür, den „wissenschaftlichen Bereich“ (also die Phase der methodisch kontrollierten Prüfung von Hypothesen zum Zweck der Gewinnung allgemeiner Aussagen) als – idealerweise – von alltagsweltlichen Einflüssen frei zu konzipieren.¹⁷

Sowohl Popper als auch Albert sind sich dabei der Existenz solcher Einflüsse durchaus bewußt. Wenn aber etwa Albert auf Einflüsse dieser Art zu sprechen kommt, so sind sie für ihn charakteristischerweise das Ergebnis alltagsweltlicher Voreingenommenheiten und ideologischer Festlegungen (und zwar vor allem der Verfechter einer alternativen Methodologie): sie sind also methodische Fehler, denen es durch eine konsequente (fallibilistische) Methodologie zu begegnen gilt – ohne daß er reflektiert, daß diese Methodologie selbst eine spezifische Aufbereitung der Realität impliziert.¹⁸ Oder es wird die erkenntnistheoretische Relevanz von Einwirkungen des sozialen Systems auf die Wissenschaft neutralisiert, indem diese zum Gegenstand wissenschaftlicher Spezialdisziplinen (wie der Wissenschaftsgeschichte, der Wissenschaftspsychologie oder der Wissenschaftssoziologie) gemacht werden,

16 Im vorliegenden Kontext muß davon abgesehen werden zu diskutieren, inwieweit eine Reflexion über diesen Rahmen überhaupt möglich ist (der Forscher müßte sich in dieser Reflexion von diesem Rahmen freimachen!) und welche praktischen methodischen Konsequenzen sie zeitigen würde, inwieweit hier also nicht-transzendierbare Grenzen der Erkenntnis angesprochen sind – für eine erkenntnistheoretische Fundierung erscheint es jedoch unerläßlich, sich der Existenz dieser Grenzen bewußt zu werden.

17 Vgl. hierzu die ausführliche Diskussion in Abschnitt III/3.1.

18 So z.B. in dem Abschnitt „Erkenntnis als Kulturleistung“ in : *Albert, Kritik der reinen Erkenntnislehre*, 39ff.

deren Einsichten aber eine systematische Bedeutung für die Wissenschafts- und Erkenntnistheorie abgesprochen wird: sie sind nun selbst ‚Gegenstand‘ einer eigenen Wissenschaft, nicht aber konstituierendes Element jeglicher Erkenntnis.

Mit dieser Begrenzung der Wissenschaftstheorie auf einen Teil des Erkenntnisprozesses unterbleibt eine systematische Reflexion über den möglichen Einfluß, den sowohl die Konstitution des Gegenstandes durch den Forscher wie auch die Verzahnung alltagsweltlicher und wissenschaftlicher Konstruktionen für das Ergebnis soziologischer Forschung haben können. Trotz aller kritischen Einsicht in den Deutungscharakter der Wahrnehmung und in die Theorieleitung der Forschung, wie sie von Albert und Popper entwickelt wurde, bleibt diese Position damit einer objektivistischen Gegenüberstellung von Forscher und Forschungsgegenstand verhaftet, die dem Konstitutionscharakter jeglichen Erkenntnis ‚gegenstandes‘ nicht gerecht wird. Implizit unterstellt dies letztlich ein Dreiecksverhältnis zwischen Alltagswelt, Wissenschaft und Gegenstand, in dem alle drei als distinkte, klar voneinander abgegrenzte Bereiche begriffen werden – zwar in gewisser Weise voneinander beeinflusst, prinzipiell aber in je eigenständiger Existenz.

Wenn aber – bisher und im folgenden – in dieser Arbeit vom ‚Gegenstand‘ einer Erkenntnis gesprochen wurde oder werden wird, so ist damit der Bezugspunkt eines Erkenntnisinteresses gemeint, der in spezifischer Weise zum Thema einer Untersuchung gemacht worden ist. Und dies heißt: was für uns der Gegenstand einer Wissenschaft ist, ist immer auch mitkonstituiert durch die Art und Weise, in der wir uns Erscheinungen der Realität zuwenden. Um Mißverständnissen vorzubeugen: damit ist nicht eine idealistische Position bezogen, dergemäß Phänomene der Realität erst dadurch existieren, daß sich ihnen jemand zuwendet – es bedeutet lediglich, daß die Art, wie ein ‚Gegenstand‘ einer Wissenschaft erscheint, immer *auch* davon abhängt, wie sich die Wissenschaftler diesem Phänomen zugewandt haben. *Seine Existenz* wird also durchaus als prinzipiell unabhängig von einem erkennenden Subjekt vorausgesetzt – *unsere Kenntnis* von seiner Existenz umfaßt aber sowohl Gegenstands- als auch Erkenntniselemente, da ‚das Objekt‘ in seiner ‚reinen Form‘ nicht erkannt werden kann. Wenn oben kritisch von einer „objektivistischen“ Position gesprochen wurde, so war damit nicht auf die Unterstellung der Existenz der Phänomene, sondern auf die Unterstellung der Möglichkeit ihrer Analyse als einem unabhängig vom Erkenntnisvorgang *erkennbaren* Objekt Bezug genommen worden.

Diese Überlegungen sollen die Notwendigkeit und die klärende Funktion der Entwicklung einer Logik wissenschaftlichen Vorgehens innerhalb des Begründungszusammenhanges keineswegs in Zweifel ziehen. Es geht lediglich darum, die dort gewählte wissenschaftstheoretische Position zu erweitern, Verkürzungen zu korrigieren und sie innerhalb einer umfassenderen, unsere aktuelle Kenntnis über den Erkenntnisprozeß berücksichtigenden Per-

spektive zu verorten – in diesem Rahmen ist sie unverzichtbar. Die folgende Diskussion wird zeigen, daß zu einer solchen erkenntnistheoretischen Begründung des soziologischen Forschungsprozesses sowohl Überlegungen aus der Schützischen als auch aus der einheitswissenschaftlichen Forschungstradition heranzuziehen sind, daß aber auch die Beschränkungen beider deutlich zu Tage treten werden.

Mit diesen letzten Bemerkungen ist eine Position skizziert worden, die in ihrer Allgemeinheit über die eingangs behandelte Kontroverse um ein erklärendes oder ein verstehendes Vorgehen in den Sozialwissenschaften hinausgeht, indem das grundsätzliche Verhältnis des Forschers zur Realität angesprochen wurde. Die in diesem Abschnitt vorgetragenen Überlegungen zur Stellung des Verstehens im soziologischen Forschungsprozeß haben allerdings denselben Stellenwert wie die Positionen, auf die sie sich – positiv oder negativ – bisher bezogen: es handelt sich um mehr oder weniger plausible, auf theoretischer Reflexion und methodischer Erfahrung beruhende Überlegungen. Sollen sie wirklich ihre Aufgabe erfüllen und eine die tradierte Erklären-Verstehen-Kontroverse aufhebende Funktion wahrnehmen, so müssen sie über diesen hypothetischen Charakter hinausgehen: sie müssen sich an den vorliegenden empirischen Kenntnissen über den Forschungsprozeß bewähren. Ziel des nachfolgenden zweiten Teils ist es also, das vorliegende Wissen über die Genese von Erkenntnis aufzuarbeiten, um auf dieser Grundlage in Teil III die Diskussion um eine Methodologie der Sozialforschung neu aufnehmen zu können.

II. Beiträge zu einer Analyse des Erkenntnisprozesses

In Teil I hatten wir die Kontroverse um Möglichkeit und Notwendigkeit einer spezifisch sozialwissenschaftlichen Methodologie nachgezeichnet und die Tragfähigkeit vorliegender Lösungsansätze diskutiert. Es hatte sich gezeigt, daß die dort aufgeworfenen Probleme innerhalb des in dieser Diskussion aufgespannten Rahmens bisher nicht gelöst worden sind: weder die Rückbezüge auf wissenschaftstheoretische Konzepte noch die Reflexion über die ‚Natur des Gegenstandes des Sozialen‘ hatten die vorhandenen Widersprüche befriedigend klären und zu einer umfassenden Begründung einer Methodologie der Sozialwissenschaften führen können. Auf dieser Basis konnte aber ein erster Entwurf einer möglichen Integration der beiden Konzepte „Erklären“ und „Verstehen“ entwickelt werden. Diese engere wissenschaftstheoretische Fragestellung möchte ich nun verlassen und mich der grundlegenden Frage nach den Bedingungen des Erkennens zuwenden. Hier sind in den letzten Jahren anspruchsvolle Versuche unternommen worden, auf der Basis sowohl naturwissenschaftlicher als auch sozialwissenschaftlicher Forschung zur menschlichen Wahrnehmung zu einer Klärung grundlegender erkenntnistheoretischer Probleme zu kommen. Ließe sich dieser naturalistische Anspruch einlösen, so hätte dies Konsequenzen für jede fachwissenschaftliche Methodologie: diese müßten prüfen, inwieweit ihre Annahmen mit dieser Grundlegung des menschlichen Wahrnehmungsprozesses vereinbar sind. Im folgenden soll der Versuch gemacht werden, unter Heranziehung dieser Befunde über den Prozeß menschlichen Erkennens die Perspektive auf den sozialwissenschaftlichen Forschungsprozeß zu erweitern und zunächst ganz allgemein zu untersuchen, in welcher Weise wir unser alltägliches wie auch unser wissenschaftliches Wissen über die Welt gewinnen, auf welchen Grundlagen dieser Erkenntnisprozeß beruht und von welchen Faktoren er beeinflußt wird. Diese Einsicht mag uns dann dabei helfen, die Grundlagen für eine Methodologie der empirischen Sozialforschung neu zu bestimmen.

1. Erkenntnisorgan und Erkenntnis

Beginnen wollen wir unsere Analyse des Erkenntnisprozesses mit der grundlegenden Frage nach der Beziehung zwischen dem Erkennenden und dem Objekt, auf das sich sein Erkenntnisinteresse bezieht: ist es möglich, die Realität so zu erfassen, wie sie tatsächlich ist, oder aber ist unser Bild von der Realität nur ein Produkt unserer Wahrnehmung? Diese Frage nach der Möglichkeit eines erkenntnistheoretischen Realismus kann auf eine ehrwürdige Tradition zurückblicken – in einer langen Reihe widersprüchlicher Antworten ist sie bis zu den Skeptikern des antiken Griechenland zurückzuverfolgen, die – mit unterschiedlicher Strenge – die These von der Unbeweisbarkeit und damit der Unsicherheit all unseres Wissens vertraten.¹ Angesichts der Ungeklärtheit der damit aufgeworfenen Erkenntnisprobleme muß der Anspruch, dieses Grundproblem der Erkenntnistheorie unter Hinzuziehung neuester naturwissenschaftlicher Forschungsergebnisse nunmehr beantworten zu können, natürlich auf lebhaftes Interesse (aber auch auf die Skepsis) der ‚zuständigen‘ Erkenntnis- und Wissenschaftstheoretiker stoßen. Erhoben worden ist dieser Anspruch gleich von den Vertretern zweier neuerer Forschungsansätze, die allerdings zu gegensätzlichen Schlußfolgerungen über die Qualität menschlicher Erkenntnis kommen: der Evolutionären Erkenntnistheorie und dem Radikalen Konstruktivismus. Die Diskussion dieser beiden Perspektiven soll hier mit der Darstellung derjenigen Position beginnen, die den konstitutiven Charakter unserer Weltwahrnehmung zum Zentrum ihrer Aussage macht und damit von den Vorstellungen des ‚gesunden Menschenverstandes‘ wie auch vom ‚mainstream‘ der Erkenntnistheorie am weitesten abweicht: mit der des Radikalen Konstruktivismus.

1 Alan Musgrave, Wissen, in: Helmut Seiffert/Gerard Radnitzky (Hrsg.), Handlexikon zur Wissenschaftstheorie, München: Ehrenwirth, 1989, 387-391; Arno Ros, Begründung und Begriff. Wandlungen des Verständnisses begrifflicher Argumentationen, Band I: Antike, Spätantike und Mittelalter, Hamburg: Meiner, 1989, 234ff.

1.1 Erkenntnis als Konstruktion eines kognitiven Systems

Vertreter des Radikalen Konstruktivismus ziehen die erkenntnistheoretischen Konsequenzen aus Forschungsergebnissen, die von Mitte der vierziger Jahre bis etwa 1975 zunächst unabhängig voneinander in der Physik, der Biologie und der Kybernetik gewonnen und dann zu einer „Theorie selbstorganisierender Systeme“ zusammengefaßt wurden.² Auf dieser Grundlage kommen

- 2 Dabei stützt man sich besonders auf Beiträge von Heinz von Foerster, Ilya Prigogine, Hermann Haken und Manfred Eigen (vgl. die Darstellung bei Wolfgang Krohn/Günter Küppers/Rainer Paslack, Selbstorganisation – Zur Genese und Entwicklung einer wissenschaftlichen Revolution, in: Siegfried J. Schmidt (Hrsg.), Der Diskurs des Radikalen Konstruktivismus, Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1988, 441-465).

Die mit der Übernahme des Konzepts der „Autopoiese“ in andere Wissenschaften, u.a. auch die Soziologie, verbundenen Schwierigkeiten können wir hier außer acht lassen, da es uns nur um die erkenntnistheoretischen Implikationen dieser Forschungen geht. Zu kritischen Anmerkungen zum Transfer dieses Konzeptes vgl. z.B. Ulrich Druwe, „Selbstorganisation“ in den Sozialwissenschaften. Wissenschaftstheoretische Anmerkungen zur Übertragung der naturwissenschaftlichen Selbstorganisationsmodelle auf sozialwissenschaftliche Fragestellungen, in: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, 40, 1988, 761-775; Jürgen Klüver, Auf der Suche nach den Kaninchen von Fibonacci oder: Wie geschlossen ist das Wissenschaftssystem?, in: Wolfgang Krohn/Günter Küppers (Hrsg.), Selbstorganisation. Aspekte einer wissenschaftlichen Revolution, Braunschweig/Wiesbaden: Vieweg & Sohn 1990, 201-229; Volker Riegas/Christian Vetter, Gespräch mit Humberto R. Maturana, in: dies. (Hrsg.), Zur Biologie der Kognition. Ein Gespräch mit Humberto R. Maturana und Beiträge zur Diskussion seines Werkes, Frankfurt: Suhrkamp 1990, 11-90; Gerhard Roth, Selbstorganisation – Selbsterhaltung – Selbstreferentialität: Prinzipien der Organisation der Lebewesen und ihre Folgen für die Beziehung zwischen Organismus und Umwelt, in: Andreas Dress u.a. (Hrsg.), Selbstorganisation. Die Entstehung von Ordnung in Natur und Gesellschaft, München: Piper 1986, 149-180; Gerhard Roth, Autopoiese und Kognition: Die Theorie H.R. Maturanas und die Notwendigkeit ihrer Weiterentwicklung, in: Schmidt, Der Diskurs des Radikalen Konstruktivismus, 1988 (1987), 256-286.

Soziologen mag im folgenden das Unterbleiben einer Auseinandersetzung mit Niklas Luhmanns Konstruktivismus-Konzept auffallen. (Vgl. z.B.: Die Autopoiesis des Bewußtseins, in: Soziale Welt, 36, 1985, 402-446; Wie ist Bewußtsein an Kommunikation beteiligt? in: Hans Ulrich Gumprecht/K. Ludwig Pfeiffer (Hrsg.), Materialität der Kommunikation, Frankfurt: Suhrkamp 1988, 884-905; Soziologische Aufklärung 5. Konstruktivistische Perspektiven, Opladen: Westdeutscher Verlag 1990.) Dies hat drei Gründe. Der erste hängt mit den zitierten Vorbehalten hinsichtlich der eigenwilligen Übertragung des Konzeptes der Selbstorganisation von lebenden auf soziale Systeme zusammen. Der zweite Grund liegt in dem für Luhmanns Ansatz konstitutiven Verzicht auf die Berücksichtigung eines handelnden Subjektes – ein Verzicht, dessen negative Konsequenzen für die vorliegende Problematik in der Auseinandersetzung mit dem Radikalen Konstruktivismus deutlich werden wird (s. Abschnitte II/2.1 und 2.2). Vor allem aber trägt Luhmanns Konstruktivismus-Konzept nichts zu

sie zu dem Schluß, daß all unsere Erkenntnisse eines sich selbst organisierenden Systems, des Gehirns, sind, gebunden an dessen Erkenntnismöglichkeiten und -grenzen. Diese erlauben grundsätzlich keine Aussagen über die tatsächliche, die ‚wahre‘ Beschaffenheit der Welt, sie zeigen nur, ob eine Erkenntnis mit der Beschaffenheit der Welt *vereinbar* ist, ob sie „paßt“ – nicht aber, daß sie ‚wahr‘ (im Sinne eines ‚einzig richtig‘) ist.

Auch wenn unsere – alltägliche und wissenschaftliche – Weltwahrnehmung uns erlauben, erfolgreich in dieser Welt zu handeln – das heißt: als Organismus in ihr zu überleben – so folge daraus nicht, daß unsere Kognition die Strukturen der Welt richtig erfaßt hat: die Welt könne auch gänzlich anders strukturiert sein, doch entziehe sich diese Andersartigkeit unserer Erkenntnisfähigkeit. Es gebe keinen direkten Zugang zur Welt, der eine zuverlässige Wiedergabe ihrer Strukturen ermöglichen würde – was wir als Wirklichkeit wahrnehmen, sei das Produkt unserer eigenen Bedeutungszuschreibung, wobei – und dies begründet den originären Anspruch des Radikalen Konstruktivismus – diese *allein* den Funktionsbedingungen des Gehirns folge, nicht aber denen der Welt. Das Gehirn sei nicht nur Filter, wie uns vertraute Wahrnehmungstheorien unterstellen, sondern Konstrukteur unserer Wahrnehmung. „Die Umwelt, so wie wir sie wahrnehmen, ist unsere Erfindung.“³

Wenn von Foerster von „Erfindung“ spricht, so meint er damit nicht subjektive Phantasterei, also beliebiges Erschaffen von Wirklichkeit durch das Individuum, sondern den Aufbau eines Bildes von der Realität in einem Prozeß, der neue Informationen in Rückbezug auf seine eigene Entwicklungsgeschichte deutet und verarbeitet. Nicht subjektive Willkür, sondern *die Eigenschaften des Erkenntnisorgans bestimmen die Erkenntnis*. Die Mechanismen dieses Prozesses sind angeboren beziehungsweise in der frühen Entwicklungsphase erworben worden und folglich der willkürlichen Einflußnahme des einzelnen entzogen, sie sind ihm nicht einmal bewußt.⁴ In dieser Innen-Außen-Beziehung mit ihrer unaufhebbaren Trennung beider Bereiche steht das Gehirn zu allen Ele-

der hier im Mittelpunkt der Analyse stehenden Grundlegung des Erkenntnisprozesses bei, da er diesen genetischen Aspekt gar nicht berücksichtigt.

- 3 Heinz von Foerster, Das Konstruieren einer Wirklichkeit (1973), in: Paul Watzlawick (Hrsg.), Die erfundene Wirklichkeit. Wie wissen wir, was wir zu wissen glauben? Beiträge zum Konstruktivismus, München/Zürich: Piper 1986 (1981), 39-60, hier: 40; ebenso Ernst von Glasersfeld, Einführung in den radikalen Konstruktivismus, in: Watzlawick, Die erfundene Wirklichkeit, 1986 (1981), 16-38, hier: 29; Ernst von Glasersfeld, Wissen, Sprache und Wirklichkeit: Arbeiten zum radikalen Konstruktivismus, Braunschweig: Vieweg 1987, 104; Ernst von Glasersfeld, Siegerner Gespräche über Radikalen Konstruktivismus, in: Schmidt, Der Diskurs des Radikalen Konstruktivismus, 1988 (1987), 401-440, hier: 422.
- 4 Gerhard Roth, Erkenntnis und Realität: Das reale Gehirn und seine Wirklichkeit (1984), in: Schmidt, Der Diskurs des Radikalen Konstruktivismus, 1988, 229-255, hier: 246.

menten der Außenwelt: zur Welt der Dinge ebenso wie zu seinem eigenen Körper oder zu anderen Menschen.

Eine Rechtfertigung für diese radikale Konsequenz beziehen Radikale Konstruktivistinnen in der Regel aus den Ergebnissen der neueren Gehirnforschung.⁵ Folgt man der Darstellung dieses Forschungsstandes bei den Autoren des Radikalen Konstruktivismus, so handelt es sich bei der Entwicklung des Gehirns um einen epigenetischen Prozeß der Selbstorganisation, der weder vom Erbgut noch von der Umwelt in seinem Ergebnis determiniert wird: der jeweils nächste Entwicklungsschritt wird von dem zuvor erreichten *internen* Zustand bestimmt, genetische Bedingungen und Umwelteinflüsse wirken nur insofern „modulierend“ (aber eben nicht determinierend), als sie vom Gehirn selbst entsprechend seinem jeweiligen Entwicklungsstand berücksichtigt werden.

Auf der Grundlage (und innerhalb des Rahmens) der genetisch vorgegebenen „Grundverdrahtung“ werden zunächst erheblich mehr Nervenzellen und

- 5 Wie bereits erwähnt, ist die Herkunft der Vertreter dieses neuen Paradigmas divers, und entsprechend finden sich auch andere Begründungsmuster: so verweist *Ernst von Glasersfeld* nachdrücklich darauf, daß er aus der erkenntnistheoretischen Tradition heraus zu seinen Schlußfolgerungen gekommen ist – Die Unterscheidung des Beobachters: Versuch einer Auslegung, in: Riegas/Vetter, *Zur Biologie der Kognition*, 1990, 281-295, hier: 282). Dennoch ist nicht zu übersehen, daß die neurophysiologischen Arbeiten von *Humberto R. Maturana* und *Francisco J. Varela* (*Der Baum der Erkenntnis. Die biologischen Wurzeln des menschlichen Erkennens*, Bern u.a.: Scherz 1987 (1984)) und von Roth wegen ihrer naturwissenschaftlichen Fundierung wesentlich zur Verbreitung dieses erkenntnistheoretischen Programms beigetragen haben, und Bezüge auf diese Arbeiten finden sich in fast allen einschlägigen Artikeln. Angesichts seiner erst jungen Geschichte ist der Radikale Konstruktivismus zudem von einem „normalwissenschaftlichen Stadium“, in dem hinsichtlich der Grundlagen, der anzuwendenden Methoden und der Anwendungsmöglichkeiten weitgehend Konsens besteht, (noch) weit entfernt – entsprechend gibt es unterschiedliche Auffassungen sowohl über Grundbegriffe (siehe z.B. die Kritik von Roth an Maturana: *Roth, Autopoiese und Kognition*; *Gerhard Roth*, *Wissenschaftlicher Rationalismus und holistische Weltdeutung*, in: Gerhard Pasternack (Hrsg.), *Rationalität und Wissenschaft*, Bremen: Universität Bremen 1988, 81-95) wie auch über die erkenntnistheoretischen Konsequenzen. In Ermangelung einer eindeutigen ‚Gestalt‘ des Radikalen Konstruktivismus ist also meine nachfolgende Auseinandersetzung mit ‚dem‘ Radikalen Konstruktivismus in besonderem Ausmaß eine Auseinandersetzung mit einem Konstrukt, das ich aus der Rezeption verschiedener Texte gewonnen habe.

Besonders anschaulich und klar und ohne Vermengung mit erkenntnistheoretischen Schlußfolgerungen werden die neurophysiologischen Grundlagen in den Arbeiten von *Gerhard Roth* (Selbstorganisation – Selbsterhaltung – Selbstreferentialität; Erkenntnis und Realität; Gehirn und Selbstorganisation, in: Krohn/Küppers, *Selbstorganisation*, 1990, 167-180; Neuronale Grundlagen des Lernens und des Gedächtnisses, in: Siegfried J. Schmidt (Hrsg.), *Gedächtnis. Probleme und Perspektiven der interdisziplinären Gedächtnisforschung*, Frankfurt: Suhrkamp 1991, 127-158) und von *Wolf Singer* (*Die Entwicklung kognitiver Strukturen – ein selbstreferentieller Lernprozeß*, in: Schmidt, *Gedächtnis*, 1991, 96-126) dargestellt.

Verbindungen zwischen den Zellen (Synapsen) aufgebaut, als auf Dauer bestehen bleiben.⁶ Das „Schicksal“ der sich entwickelnden Zellen hängt dabei nicht von einem genetisch fixierten Bauplan⁷ ab, sondern wird in Prozessen „kaskadenartiger Selbstdifferenzierungen“ durch Interaktionen zwischen den Zellen festgelegt. In „Nachbarschaftsinteraktionen“ im Keimgewebe entscheidet sich, ob eine neu gebildete Zelle überhaupt eine Nervenzelle (oder zum Beispiel eine Muskel- oder Hautzelle) wird und wohin im Gehirn sie wandern soll; zuerst in einer Region ankommende Zellen bestimmen dann, was aus den nachfolgenden Zellen wird. In Abhängigkeit von selbsterzeugten wie auch von aus der Umwelt aufgenommenen Reizen werden in der weiteren Entwicklung des Gehirns durch eine bevorzugte Versorgung mit chemischen Kommunikationsstoffen nur solche Nerveneinheiten (Neuronen) verstärkt, die – verkürzt gesprochen – in häufig aktivierten Koppelungen zu anderen Neuronen stehen und sich in ihrer Funktion gegenseitig unterstützen, während die übrigen wieder aufgelöst werden. Die Aktivierung dieser Koppelungen erfolgt durch gemeinsame Reizungszustände der miteinander verbundenen Neuronen, die in einem Rückkopplungsprozeß wiederum zu einer Verfestigung der bestehenden Verbindungen führen und zugleich in ihrer Aktivierung Reizmuster konstituieren.⁸ Das (Wieder)Erkennen dieser Reizmuster erfolgt in einem ständigen Vergleich des aufgrund eigener Aktivität bestehenden Schwingungszustandes des Gehirns mit den Veränderungen durch die von außen kommenden Signale: diese zeichnen sich als kohärente Muster auf dem gleichmäßigen Hintergrund der selbsterzeugten Schwingungen ab.⁹

Erkenntnistheoretisch ist dabei von besonderer Relevanz, daß die von außen kommenden und im Nervensystem weitergeleiteten Signale selbst bedeutungsneutral sind: während zum Beispiel bei optischen Reizen auf der Retina noch eine direkte Abbildung der Außenwelt vorliegt, übermitteln die von den betroffenen Nervenzellen weitergeleiteten Reize nur noch je unterschiedliche Intensitäten, nicht aber ‚Inhalte‘. Würde derselbe Reiz an eine andere Stelle des Gehirns geleitet, so würde er dort nicht als ein optischer, sondern vielleicht als ein akustischer oder als ein haptischer Eindruck interpretiert werden, wieder anderswo könnte er Angst auslösen oder eine Bewegung in Gang setzen. Die alltagsweltlich vertraute, sinnhafte Interpretation eines äußeren Signals ist also nicht diesem selbst inhärent, sie erfolgt vielmehr erst im Gehirn selbst.

6 Roth spricht von 50% bis 90% „Überschuß“ (Gehirn und Selbstorganisation, 172), Singer von einem Drittel (Die Entwicklung kognitiver Strukturen, 102).

7 Dies ist schon aufgrund des Mißverhältnisses zwischen der begrenzten Speicherkapazität des Genoms und der Komplexität des Nervensystems nicht möglich (Roth, Gehirn und Selbstorganisation, 168; Singer, Die Entwicklung kognitiver Strukturen, 99, 103).

8 Roth, Gehirn und Selbstorganisation, 171ff.

9 Singer, Die Entwicklung kognitiver Strukturen, 112ff; s.a. Michael Stadler/Peter Kruse, Visuelles Gedächtnis für Formen und das Problem der Bedeutungszuweisung in kognitiven Systemen, in: Schmidt, Gedächtnis, 1991, 250-266.

Die Zuschreibung von sinnhafter Bedeutung an solche Reizzustände erfolgt aber nicht als eine isolierte Identifikation dieses Reizes, also in einem alleinigen Abgleich mit diesen früheren Reizmustern, sie setzt vielmehr ein In-Bezug-Setzen zu anderen gleichzeitigen Reizzuständen in einem (bisher nur ansatzweise geklärten) Zusammenwirken der lokal aktivierten Neuronen mit „global organisierten Kontrollsystemen“ des Gehirns, die zum Beispiel Neuheit und Relevanz des Reizes beurteilen, voraus. Eine Bedeutungszuschreibung erfolgt also nur unter Bezug der lokalen Erregung auf andere sensomotorische Erregungen wie auch auf frühere Erregungszustände des Gehirns.¹⁰

An keinem Punkt dieser Entwicklung aber – und dies ist konstitutiv für die Position des Radikalen Konstruktivismus – übt die Umwelt einen *direkten* Einfluß auf diesen Erkenntnisprozeß aus: sowohl im Prozeß des Aufbaus des Gehirns als auch im späteren singulären Wahrnehmungsakt nimmt das Gehirn nur auf sich selbst, auf seine eigenen Zustände, Bezug. Trotz der oben beschriebenen Ausformung des Gehirns unter dem Einfluß auch von Signalen aus der Umwelt wird seine „Selbstreferentialität“ damit nicht aufgehoben¹¹, das menschliche Gehirn wird im Radikalen Konstruktivismus vielmehr als ein operational und informational geschlossenes System begriffen. Wiese das Gehirn diese Geschlossenheit nicht auf, stellte es ein informational offenes System dar, so wäre es nur zu reflexhaften Reaktionen auf die Umwelt in der Lage, da die Bedeutung der Umweltelemente – und damit auch die Reaktion auf sie – fixiert wären. Erst die Autonomie des Gehirns gegenüber den äußeren Reizen versetzt es in die Lage, ihnen gegenüber flexibel zu reagieren – und damit paradoxerweise eine besonders effektive Anpassung an die Umwelt zu ermöglichen. Dem Handelnden selbst erscheinen seine Wahrnehmungen allerdings als unmittelbar, weil das Gehirn sich seiner selbst als Vermittlungsorgan nicht bewußt werden kann – diese Erkenntnis erschließt sich erst aus der Perspektive eines Beobachters.¹²

Wie aber entstehen in diesem Prozeß, der so programmatisch als von einer Struktur der Realität unabhängig konzipiert wird, Gleichmäßigkeiten und Invarianzen, wie sie uns aus unserer alltäglichen Wahrnehmung vertraut sind? Auf der oben beschriebenen Basis seiner neurophysiologischen Entwicklung bildet das individuelle Gehirn in einem durch Versuch und Irrtum geprägten Prozeß¹³ ‚Vorstellungen‘ von der Gleichheit oder Ungleichheit von Gegenständen (und

10 Roth, Gehirn und Selbstorganisation, 178; Roth, Neuronale Grundlagen des Lernens und des Gedächtnisses, 366ff; Singer, Die Entwicklung kognitiver Strukturen, 108ff, 125f.

11 von Glasersfeld, Wissen, Sprache und Wirklichkeit, 104; Roth, Neuronale Grundlagen des Lernens und des Gedächtnisses, 362.

12 Roth, Erkenntnis und Realität, 246ff, 236ff.

Wie noch zu zeigen sein wird, spielt das Konzept des handelnden Subjektes im Radikalen Konstruktivismus keine Rolle.

13 Roth, Neuronale Grundlagen des Lernens und des Gedächtnisses, 363; Singer, Die Entwicklung kognitiver Strukturen, 110.

Erfahrungen) aus, wobei aber auch diese Unterscheidungen nur nach dem internen Zustand des Nervensystems, nicht nach externen Kriterien getroffen werden. Das Gehirn lernt also in seiner Auseinandersetzung mit der Welt, Regelmäßigkeiten – nicht in ihr zu entdecken, sondern sie zu konstruieren und dann „wiederzuerkennen“. Nicht Eigenschaften der Welt, ‚objektive‘ Kriterien, teilen die Welt in unterschiedliche Objekte ein, sondern die Regelmäßigkeit der neuronalen Prozesse schafft ‚Regelmäßigkeiten und Ordnung‘ – in der Welt. Die von uns alltäglich erlebte Regelmäßigkeit der Welt kann daher nicht als Beleg für die tatsächliche Existenz dieser Regelmäßigkeit gewertet werden, sie ist nur eine der möglichen Regelmäßigkeiten, die „vom lebenden Organismus ... aus dem formlosen Fluß des Erlebens“ geschaffen wurde. Sie resultiert nicht aus Strukturen der Welt, sondern aus Strukturen des Nervensystems.¹⁴

Erkenntnistheoretisch nimmt der Radikale Konstruktivismus mit diesem Konzept einen bewußten Wechsel der Perspektive vor: hatten sich andere Erkenntnistheorien darum bemüht, die Möglichkeit einer Übereinstimmung zwischen Erkennen und Realität zu begründen, mußten sie also explizieren, wie man zu gültigem Wissen über die Realität kommen kann, so entledigt sich der Radikale Konstruktivismus dieser Probleme, indem er die Möglichkeit der Entscheidung dieser Frage für obsolet erklärt.¹⁵ Da die Welt nicht direkt erfahren werden kann, da jede Erkenntnis die isolierte Konstruktion eines Subjektes, Objektivität im herkömmlichen Sinne also nicht herstellbar ist, wird die radikale Konsequenz gezogen und die Frage nach der Beschaffenheit der Welt gänzlich ausgeklammert: wir können aufgrund unserer Erfahrungen „nichts“ über die reale Beschaffenheit der Welt sagen, sondern wir können nur von Konstruktionen berichten, die sich in der Welt für die bisher verfolgten Ziele bewährt haben. Jegliche Form des Realismus wird kompromißlos zurückgewiesen und als „metaphysisch“ bezeichnet. Ihm wird ein „epistemologischer Solipsismus“ gegenübergestellt: nicht wird, wie im klassischen Solipsismus, behauptet, die ganze Welt sei Produkt eines einzigen Geistes, sondern nur, daß jedes Gehirn für sich und in Isolation von anderen ein Bild von dieser Welt schaffen

- 14 *von Glasersfeld*, Einführung in den radikalen Konstruktivismus, 37, 30-35. Experimentelle Befunde der Psychologie sprechen zudem dafür, daß diese Erfahrungen – ebenfalls internen Prozessen folgend – im Zeitablauf in spezifischer Weise modifiziert werden, indem charakteristische Elemente in Richtung auf eine größere Regelmäßigkeit und Prägnanz überpointiert werden: *Stadler/Kruse*, Visuelles Gedächtnis für Formen und das Problem der Bedeutungszuweisung in kognitiven Systemen.
- 15 *Siegfried J. Schmidt*, Der Radikale Konstruktivismus. Ein neues Paradigma im interdisziplinären Diskurs, in: ders., Der Diskurs des Radikalen Konstruktivismus, 1988 (1987), 11-88, hier: 42f; *von Glasersfeld*, Einführung in den radikalen Konstruktivismus, 23ff.

müsse.¹⁶ Damit stellt sich der Radikale Konstruktivismus ausdrücklich in die Tradition der Transzendentalphilosophie Immanuel Kants: die Erkenntnis der Wirklichkeit erfolgt entsprechend den vorgegebenen Strukturen des erkennenden Systems.¹⁷

Mit diesem Paradigmenwechsel (als der diese Neuorientierung von den Vertretern des Radikalen Konstruktivismus selbst begriffen wird¹⁸) ist die Umdefinition zentraler Begrifflichkeiten der Forschung verbunden: was können in diesem Ansatz „Wissen“, „Objektivität“ oder „Empirie“ bedeuten? Gibt man, wie es im Radikalen Konstruktivismus geschieht, das Ziel völlig auf, Aussagen über die Beschaffenheit der Realität zu machen, verzichtet man also auf ontologische Aussagen, so kann „Empirie“ nicht mehr mit einer Sammlung von Informationen gleichgesetzt werden, die uns über die Realität informieren, und „Objektivität“ ist nicht die Übereinstimmung unserer Aussagen mit der Realität, das heißt deren zutreffende Beschreibung. „Empirie“ wird vielmehr zum Prozeß der Konstruktion von kognitiven Modellen, die nicht in bezug auf ihre Übereinstimmung mit der äußeren Welt geprüft werden können, sondern nur darauf, ob sie sich für das Handeln in dieser Welt bewähren, ob sie „passen“. „Objektivität“ mißt sich nicht an Kriterien der Außenwelt, sondern an der Übereinstimmung meiner Konstruktion der Wirklichkeit mit der von mir wahrgenommenen Konstruktion der Wirklichkeit durch andere. Korrespondenztheoretische Überlegungen werden ebenso dezidiert abgelehnt wie die Vorstellung, wissenschaftliche Erkenntnis nähere sich der Wahrheit an, wie dies etwa von Karl R. Popper vertreten wird.¹⁹ „Wissen“ wird daher so definiert, „daß es sich eher auf Invarianten der Erfahrung lebender Organismen bezieht als auf Entitäten, Strukturen oder Ereignisse in einer unabhängig existierenden Welt“ – und „Wahrnehmung“ ist die „Konstruktion von Invarianten, mit deren Hilfe der Organismus seine Erfahrungen assimilieren und organisieren kann.“²⁰

16 Schmidt, *Der Radikale Konstruktivismus*, 35; von Glasersfeld, *Einführung in den radikalen Konstruktivismus*, 23; von Glasersfeld, *Siegener Gespräche über Radikalen Konstruktivismus*, 404, 408.

17 Schmidt, *Der Radikale Konstruktivismus*, 18.

18 Siehe zum Beispiel Krohn u.a., *Selbstorganisation*, 441. Distanzierter gegenüber diesem hohen Anspruch zeigt sich Roth, der sich wiederholt vom Lärm des Redens über die Paradigmenwende des Radikalen Konstruktivismus absetzt und fordert, das Konzept der Selbstorganisation nicht zu mystifizieren, sondern es „mit den Mitteln der ‚normalen Wissenschaft‘, zu untersuchen: „Neue Konzepte dürfen nicht in globale Erklärungssysteme verpackt werden, sondern müssen sich in der Alltagswissenschaft bewähren.“ – Gehirn und Selbstorganisation, 179, 167; Roth, *Autopoiese und Kognition*.

19 von Glasersfeld, *Siegener Gespräche über Radikalen Konstruktivismus*, 417f; Schmidt, *Der Radikale Konstruktivismus*, 34ff, 41, 43.

20 Richards, John/Ernst von Glasersfeld, *Die Kontrolle von Wahrnehmung und die Konstruktion von Realität. Erkenntnistheoretische Aspekte des Rückkopplungs-Kontroll-Systems* (1984), in: Schmidt, *Der Diskurs des Radikalen Konstruktivismus*, 1988, 192-228, hier: 194f.

Zwei Probleme drängen sich bei dieser Konzeption der Beziehung zwischen Erkenntnis und Realität auf:

- zum einen der Objektbezug der Erkenntnis: wenn dieser Konstruktionsprozeß nur von den Strukturen des erkennenden Organismus bestimmt ist – warum scheitert das Individuum mit seiner Konstruktion nicht häufiger an der Welt?
- zum anderen der soziale Bezug der Erkenntnis: wenn Wirklichkeit vom erkennenden Subjekt so solipsistisch konstruiert wird – wie ist dann Kommunikation, wie ist gemeinsames Handeln möglich?

Die Antwort eines Radikalen Konstruktivisten auf die Frage nach dem Objektbezug scheint einfach: tatsächlich scheitert das Individuum vom Beginn seines Lebens an immer wieder mit seinen Konstruktionen an der Welt – und es zieht daraus die Konsequenz, daß die jeweiligen Konstruktionen sich nicht bewähren und gibt sie auf. Vor allem aber gehen Radikale Konstruktivisten davon aus, daß durchaus unterschiedliche Betrachtungsweisen mit der Beschaffenheit der Welt vereinbar sein können, daß nicht nur eine einzige, sondern daß verschiedene Bedeutungszuschreibungen eine erfolgreiche Auto-poiese des Organismus in seiner Umwelt ermöglichen. Wenn eine konkrete Betrachtungsweise falsch ist, dann scheitern wir mit ihr – und dies ist für Radikale Konstruktivisten die einzige Gelegenheit, bei der wir eine sichere Rückkoppelung erhalten, wobei aber auch sie uns nur über die Tatsache des Scheiterns, nicht aber über seine Gründe informiert. In diesem Sinne erfolgt durchaus eine Abstimmung zwischen den internen Prozessen des Nervensystems und der äußeren Welt – sie führt aber eben nicht zu einer *Abbildung* der Strukturen der Welt im individuellen Weltbild, sondern nur zu einer *möglichen Konstruktion*.²¹

Hinsichtlich des zweiten Problems: der Kommunikation zwischen lebenden Systemen, resultiert für den Radikalen Konstruktivismus die kognitive Übereinstimmung zwischen verschiedenen erkennenden Subjekten (als Voraussetzung für deren erfolgreiche Kommunikation) nicht aus der Übermittlung gemeinsamer Symbole (wegen der Geschlossenheit der beiden beteiligten Nervensysteme ist eine solcher Austausch gar nicht möglich), sondern aus der „Parallelität“ der kognitiven Prozesse: Individuen machen unter ähnlichen Bedingungen ähnliche, aber solipsistische Erfahrungen – in einer Interaktionssituation unterstellt jeder dem anderen, daß dieser die Situation genauso sehe wie er selbst. Es werden also keine Informationen ‚ausgetauscht‘ (wie man Dinge,

21 von Glasersfeld, Einführung in den radikalen Konstruktivismus, 37; von Glasersfeld, Siegenger Gespräche über Radikalen Konstruktivismus, 405, 409f, 427ff, 439f; ein anschauliches (wenn auch letztlich nicht überzeugendes) Bild für dieses Konzept zeichnet Watzlawick mit dem Gleichnis vom Seemann, der bei dichtem Nebel eine Meerenge durchfährt – Die erfundene Wirklichkeit, 14f.

also eindeutig bestimmte und umgrenzte Einheiten, austauscht), sondern es werden individuelle, aber parallel verlaufende Konstruktionen vorgenommen.

Ausdrücklich geht von Glasersfeld dabei gerade nicht von sozialisierten Subjekten, die in Interaktion mit anderen Personen stehen, aus, sondern vom isolierten Individuum, das für sich alleine Erfahrungen mit der Umwelt gemacht hat und das diese Erfahrungen dann dem jeweils anderen „unterschiebt“ – dabei aber nie sicher sein kann, daß der andere tatsächlich die Dinge so sieht, wie es selbst sie sieht. Selbst wenn der andere dies bestätigt, ist über den Grad der Übereinstimmung nicht zu entscheiden. „Kommunikation entsteht dadurch, daß ich diese Bedeutung in meinem Erleben auf eine Art und Weise aufgebaut habe, die nicht allzu verschieden ist von der, in der andere sie aufgebaut haben“.²²

Diese Erklärung der Entstehung von Handlungen, die sowohl in der Welt das Überleben ermöglichen als auch konsensuell mit den Interaktionspartnern abgestimmt sind, *allein* aus der Parallelität autonomer kognitiver Prozesse – und das heißt: allein aus den kognitiven Strukturen des erkennenden Organismus – wirft jedoch, wenn wir uns die praktisch bewährte Präzision wissenschaftlicher Aussagen und ihre gelungene Replikation durch andere Wissenschaftler wie auch den Erfolg alltäglicher Kommunikation vor Augen führen, erhebliche Probleme auf.²³ Die hier zu beobachtende Übereinstimmung setzt entweder eine hochgradige Determiniertheit unserer Wahrnehmung durch angeborene Unterscheidungskriterien voraus – was aber von Roth und Singer als „technisch“ unmöglich zurückgewiesen wird;²⁴ oder es erfordert die Annahme eines starken Sachzwanges seitens der Realität – was mit den Prämissen des Radikalen Konstruktivismus nicht zu vereinbaren ist. *Ohne* diese Annahmen kann die Gleichmäßigkeit jedoch nicht so groß sein, daß das „Unterschieben“ individuell entwickelter Konstruktionen so erfolgreich ist, wie wir es in Wissenschaft und Technik wie auch im Alltag ständig erleben – *mit* diesen Annahmen aber ist nicht zu erklären, daß es verschiedene Kulturen gibt, die in sich sehr homogen sind, untereinander aber völlig unterschiedlich: Kulturen also, die ‚die Welt‘ in je unterschiedlicher Weise, dennoch aber je für sich relativ eindeutig geordnet haben.

Die Einfachheit und interne Konsistenz der Antworten des Radikalen Konstruktivismus täuscht darüber hinweg, daß genau hier, an der Abstimmung

22 von Glasersfeld, Siegener Gespräche über Radikalen Konstruktivismus, 421, 405f, 411ff, 416f; Richards/von Glasersfeld, Die Kontrolle von Wahrnehmung und die Konstruktion von Realität, 220; Schmidt, Der Radikale Konstruktivismus, 26ff.

23 Die nachfolgenden Einwände verlieren auch dann nichts von ihrer grundsätzlichen Gültigkeit, wenn wir bei der Bewertung der augenscheinlichen Zuverlässigkeit unserer Kommunikation ihre Relativierung durch die Wissenschaftsforschung (vgl. Abschnitt II/3.4.2) berücksichtigen: gemessen am denkbaren Potential von Mißverständnissen und Vagheiten handelt es sich hier um *relativ* unbedeutende Divergenzen.

24 Vgl. oben Fußnote 7.

zwischen dem geschlossenen System ‚Gehirn‘ und seiner Umwelt, die wesentliche Schwachstelle dieses Ansatzes liegt. Die hier zum Ausdruck kommende Verabsolutierung des Konzeptes der Selbstreferentialität führt zu einer Leugnung der Realität der materiellen Welt und des sozialen Gegenüber, die weit über das Postulat der prinzipiellen Unüberwindbarkeit der Kluft zwischen kognitivem System und Umwelt hinausgeht. In diesen Argumenten zeigen sich die erkenntnis-begrenzenden Folgen einer einseitigen Konzeptualisierung des Erkenntnisprozesses, der auf eine Einbahnstraße der Wahrnehmung vom Gehirn auf die Welt festgelegt wird und Rückkoppelungen nur als Scheitern, als eine ‚negative Auslese‘ un-passender Kognitionen konzipiert, ohne jedoch einen ‚positiven‘ Einfluß in umgekehrter Richtung zuzulassen.

Auch trifft die Prämisse des Radikalen Konstruktivismus nicht zu, die Subjekte machten ihre Erfahrungen völlig isoliert von anderen Menschen – wie noch zu zeigen sein wird, ist es umgekehrt gerade konstitutiv für die Menschwerdung, daß sie ausschließlich in sozialer Einbettung erfolgt, daß jede Hinwendung des neuen Gesellschafts-Mitgliedes zur Welt eben nur ‚in Gesellschaft‘ erfolgt und von den Anwesenden begleitend kommentiert und kontrolliert wird. Zweifellos bleibt die interne Verarbeitung der neuronalen Reize im Gehirn außerhalb des direkten Einflusses der anderen, doch tragen ihre ständigen Reaktionen auf seine Handlungen dafür Sorge, daß seine Welt-Wahrnehmung nicht nur zur Beschaffenheit der Welt paßt, sondern *zur Beschaffenheit der Welt, wie sie in dieser Gesellschaft für wahr gehalten wird*. Damit aber ist das Ergebnis der Verarbeitung äußerer Signale offensichtlich eben nicht nur von den Strukturen des verarbeitenden Systems, sondern auch von anderen Faktoren abhängig.

Betrachtet man nicht nur die *internen* Prozesse des Wirklichkeitsaufbaus im menschlichen Nervensystem, sondern bedenkt man auch bestimmte Charakteristika der *Ergebnisse dieses Prozesses* (insbesondere die hohe intrakulturelle Übereinstimmung und die interkulturelle Variabilität), so spricht dies dafür, daß im Modell des Radikalen Konstruktivismus ganz offensichtlich die Einwirkungsfähigkeit beziehungsweise (wenn man, wofür einiges spricht, die These des Primats der Handlungsinitiative auf Seiten des Kindes beibehalten will) die Rückwirkungsfähigkeit der Umwelt auf die Prozesse des Nervensystems unterschätzt. Die Umwelt ist nicht nur – in ihren materiellen Komponenten – widerständig, sie ist – in ihren sozialen Elementen – auch selber aktiv, zu selbstreflexiven Prozessen in der Lage und zudem mit einer Dominanz ausgestattet, die über die Kontrolle des Handelns des Kindes auch Einfluß auf die handlungs-basierte Ausbildung kognitiver Konzepte zu nehmen erlaubt.²⁵

Die hier zum Ausdruck gekommene Einseitigkeit des Radikalen Konstruktivismus in der Erfassung der Innen-Außen-Beziehung zwischen Gehirn und

25 Auf diesen Aspekt wird noch – im Zusammenhang mit dem erkenntnistheoretischen Beitrag Jean Piagets – ausführlich einzugehen sein; vgl. Abschnitt II/2.2.

Umwelt hat ihre Entsprechung in der Vagheit der Erklärung der internen Umwandlung des unspezifischen neuronalen Reizes in eine sinnhaft eindeutige Interpretation. Der Verweis auf die lokal determinierte Zuordnung der Reize zu den Sinnesorganen (das heißt auf die „topologische Organisation“ des Gehirns)²⁶ kann diese Erklärungslücke nicht schließen, da auf diese Weise nur die Identifikation eines Reizes als zum Beispiel eines *optischen* Eindrucks möglich wird, nicht aber zugleich auch seine spezifische *Bedeutung* festgelegt ist. Von Foersters Modell „unbegrenzter rekursiver Errechnungsprozesse“²⁷ verbleibt auf der Ebene einer kybernetischen Beschreibung dieses neurophysiologischen Prozesses, erklärt aber die Konstitution des Bedeutungsinhaltes nicht. Roth ist zuzustimmen, wenn er konstatiert, daß „eine rein physikochemische Beschreibung des Gehirns für das Verständnis seiner kognitiven und verhaltenssteuernden Leistungen nicht ausreicht“²⁸ – aber auch sein eigener Versuch, die Konstitution von Bedeutung unter Hinweis auf den Vergleich jeder Einzelerregung mit anderen gleichzeitigen Reizungen und mit früheren Reizzuständen zu fassen, bleibt (trotz eines gegenteiligen Anspruchs) der neurophysiologischen Erklärungsebene verhaftet.²⁹

Das Manko dieser Vorschläge wird besonders dann deutlich, wenn man sich von der Betrachtung von Struktur und Funktion des einzelnen Nervensystems, wie es das Paradigma des Radikalen Konstruktivismus erfordert, löst und soziale Phänomene in das Blickfeld nimmt. Mit dem Instrumentarium des Radikalen Konstruktivismus ist es offensichtlich nicht möglich, zum Beispiel die Genese unterschiedlicher Bedeutungszuweisungen in verschiedenen Kulturen zu erklären: trotz der – genetisch bedingten – Gemeinsamkeit der *neuronalen Prozesse* unterscheiden sich die *kognitiven Hervorbringungen* zwischen den Kulturen. Damit aber bilden die neurologischen Verrechnungsprozesse offensichtlich nur die Basis und das Medium der kognitiven Leistungen des Individuums – sie sind aber keineswegs in der Lage, ihre spezifische inhaltliche Ausprägung zu erklären. Um dies zu leisten, bedarf es offensichtlich eines Erklärungsmodells, das die Beschränkung auf das kognitive System selbst aufbricht und auch die Einflüsse externer Faktoren in die Analyse einbezieht.³⁰

26 Roth, Erkenntnis und Realität, 234f.

27 von Foerster, Das Konstruieren einer Wirklichkeit, 43ff.

28 Roth, Neuronale Grundlagen des Lernens und des Gedächtnisses, 366.

29 Roth, Neuronale Grundlagen des Lernens und des Gedächtnisses, 367ff.

Warum Roth seine Erklärung dennoch für ausreichend hält, wird deutlich werden, wenn wir in Abschnitt II/2.1 auf die Rolle des Subjektes im Radikalen Konstruktivismus zu sprechen kommen.

30 Der Soziologe als Rezipient des Radikalen Konstruktivismus muß sich vor der Gefahr hüten, in Übernahme von aus der Soziologie vertrauten konstruktivistischen Positionen diesen im Radikalen Konstruktivismus ausgeklammerten Aspekt des Umwelt-Bezuges stillschweigend zu ergänzen: wie bereits erwähnt wurde, wird ein sozialer Bezug im Erkennen gerade ausgeklammert (vgl. Fußnote 22) – und für die Radikalität des Radikalen Konstruktivismus ist diese Beschränkung auf das Er-

Es soll nicht in Frage gestellt werden, daß ‚Bedeutung‘ sich in der beschriebenen Weise im Nervensystem aktualisiert – angesichts des oben beschriebenen neurophysiologischen Prozesses erscheint dies plausibel. Die Frage bleibt aber unbeantwortet, in welcher Weise kulturell kodifizierte Bedeutungen im Prozeß der Wirklichkeitskonzeption aufgebaut werden – insbesondere dann, wenn man sie nicht nur technisch als „Wirkung, die dieses Signal auf die Struktur und Funktion eines neuronalen kognitiven Systems hat“³¹, konzipiert, sondern wenn man sie als ein inhaltlich ausgestaltetes Symbol begreift. Gerade dieses aber ist die für eine Theorie des Erkennens zentrale Fragestellung.

Die neuere Gehirnforschung hat aufzeigen können, in welcher Weise die menschliche Erkenntnis an die Grenzen gebunden ist, die durch die organische Ausstattung (vor allem durch das Gehirn und dessen Art der Informationsverarbeitung externer Signale) vorgegeben sind – die erkenntnistheoretische Interpretation des Radikalen Konstruktivismus, wie *innerhalb dieser Grenzen* der Prozeß von Wahrnehmung und Interpretation abläuft und wie er inhaltlich unterschiedlich ausgestaltet wird, ist aber wegen ihrer solipsistischen und anti-realistischen Logik nicht zu einem befriedigenden Ergebnis zu führen. Auch bleibt die Frage offen, inwieweit die grundsätzliche Ablehnung jeglicher realistischer Komponenten im Erkenntnisprozeß auf der Basis des vorliegenden Wissens überhaupt vertretbar ist: auch die Konstruktion von Invarianzen nach den Regeln des erkennenden Systems setzt auf Seiten des zu Erkennenden Eigenschaften voraus, an denen diese Invarianzen festzumachen sind.³² Die Überlegung, daß prinzipiell auch die Konstruktion anderer Invarianzen möglich ist, widerspricht nicht der Aussage, daß *diese* Invarianz eine Entsprechung in der Wirklichkeit hat, sondern stellt lediglich einen Wahrheitsanspruch im Sinne einer Strukturierung in nur dieser einen Weise in Frage.

Zusammenfassend ist festzustellen, daß die Erkenntnistheorie des Radikalen Konstruktivismus kein ausreichendes Modell für die Erklärung des menschlichen Erkenntnisprozesses darstellt. Ein wesentlicher Aspekt dieses Prozesses: die Genese von Bedeutungen, wird nicht zufriedenstellend erklärt, und in seiner programmatischen Beschränkung auf die Analyse der Strukturen des erkennenden Systems werden alle realistisch erscheinenden Anklänge systematisch ausgeschieden. Damit aber wird auch der Weg zu einem Verständnis der Wechselwirkung zwischen den Strukturen des Gehirns und den Strukturen der Welt –

kenntnisorgan und dessen ausschließlich selbstreferentielle Erkenntnis-Errechnung konstitutiv: da nur der Prozeß der internen Verarbeitung thematisiert wird, tritt die Konfrontation mit der externen (materiellen und sozialen) Umwelt – anders als etwa in der soziologischen Systemtheorie – gar nicht in den Aufmerksamkeitsbereich des Radikalen Konstruktivisten.

31 Roth, *Neuronale Grundlagen des Lernens und des Gedächtnisses*, 360.

32 Es ist richtig, daß manche Konstruktionen sich im Rückblick tatsächlich als ‚gegenstandslos‘ erweisen, doch kann eine völlige Beliebigkeit der Konstitution des Weltbildes nicht für alle Konstruktionen schlechthin unterstellt werden.

die sowohl materieller als auch sozialer Natur sind – im Erkenntnisprozeß stellt. Wenn auch der grundlegend konstruktive Charakter des Erkennens nicht in Frage zu stellen ist, so sind doch die überschießenden erkenntnistheoretischen Schlußfolgerungen des Radikalen Konstruktivismus zurückzuweisen.

1.2 Erkenntnis als Produkt eines evolutionären Anpassungsprozesses an die Realität

Hatte man im Radikalen Konstruktivismus ontologischen Aussagen über die Beschaffenheit der Welt eine kategorische Absage erteilt, so sehen sich Vertreter der Evolutionären Erkenntnistheorie umgekehrt gerade in der Lage, eine weitgehende Übereinstimmung der menschlichen Wahrnehmung mit der Beschaffenheit der Welt zu postulieren – und auch sie berufen sich auf Ergebnisse naturwissenschaftlicher Forschung: auf die biologische Evolutionstheorie. Erstmals 1943 von Konrad Lorenz entworfen, hat dieser Ansatz in den vergangenen fünfzehn Jahren durch die Arbeiten insbesondere von Gerhard Vollmer und Rupert Riedl eine umfassende Weiterentwicklung und Popularisierung erfahren.³³ Wie der Radikale Konstruktivismus, so setzt auch

- 33 Trotz ihrer Zentrierung auf die Evolutionstheorie ist auch die Evolutionäre Erkenntnistheorie von einer einheitlichen Ausformulierung ihres Theorieansatzes noch weit entfernt, weisen ihre Vertreter selbst in bezug auf den zu erhebenden epistemologischen Anspruch tiefgreifende Divergenzen auf – vgl. *Eve-Marie Engels*, Kritische Überlegungen zur „kaputten“ Erkenntnis- und Realismuskonzeption der evolutionären Erkenntnistheorie und ein „Reparaturvorschlag“, in: *Wilhelm Lütterfelds* (Hrsg.), *Transzendente oder evolutionäre Erkenntnistheorie?*, Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 1987, 229-260, hier: 235f. Die Differenz im Leistungsanspruch wird deutlich, wenn man z.B. die Position von *Gerhard Vollmer* (Was können wir wissen? Band 1: Die Natur der Erkenntnis. Beiträge zur Evolutionären Erkenntnistheorie, Stuttgart: Hirzel 1988 (1985), 63ff) mit der von *Robert Kaspar* (Lorenz' Lehre vom Aposteriorischen im Lichte gegenwärtiger Naturwissenschaft, in: Lütterfelds, *Transzendente oder evolutionäre Erkenntnistheorie?*, 1987, 64-80, hier: 77f) vergleicht. Ich beziehe mich im folgenden v.a. auf die Ausformulierung der Evolutionären Erkenntnistheorie durch Vollmer, dessen differenzierte Argumentation auch bei seinen Kritikern Anerkennung gefunden hat und der stärker als andere die wissenschaftstheoretischen Folgerungen dieses Ansatzes herauszuarbeiten versucht hat – vgl. hierzu *Bernhard Irrgang*, Die Evolutionäre Erkenntnistheorie aus philosophischer Perspektive, in: August Fenk (Hrsg.), *Evolution und Selbstbezug des Erkennens*, Wien/Köln: Böhlau 1990, 83-106, hier: 93; *Peter Janich*, Evolution der Erkenntnis oder Erkenntnis der Evolution?, in: Lütterfelds, *Transzendente oder evolutionäre Erkenntnistheorie?*, 1987, 210-226, hier: 212; *Gerhard Roth*, Stellungnahme zum Aufsatz „Evolution der Erkenntnisfähigkeit – Ansätze zu einer evolution-

die Evolutionäre Erkenntnistheorie an dem Organ an, mit dem die kognitive Erfassung der Wirklichkeit geleistet wird: am menschlichen Gehirn. Während aber der erstere sich auf eine Analyse der Funktionsweise des Gehirns stützt, betrachtet es die Evolutionäre Erkenntnistheorie als ein Organ, das wie andere Organe auch der biologischen Evolution unterlag. Fragt der Radikale Konstruktivismus: „Wie funktioniert das Gehirn?“, so verfolgt die Evolutionäre Erkenntnistheorie die Frage: „Welche Funktion erfüllt das Gehirn?“ – für die Möglichkeit menschlichen Erkennens kommen beide dabei zu diametral entgegengesetzten Schlußfolgerungen.

Hatte es der Radikale Konstruktivismus abgelehnt, aus der „Passung“ der Weltwahrnehmung auf die tatsächliche Beschaffenheit der Welt zu schließen, so formuliert Vollmer umgekehrt folgende „Hauptthese“ der Evolutionären Erkenntnistheorie: „Unser Erkenntnisapparat ist ein Ergebnis der Evolution. Die subjektiven Erkenntnisstrukturen passen auf die Welt, weil sie sich im Laufe der Evolution in Anpassung an diese reale Welt herausgebildet haben. Und sie stimmen mit den realen Strukturen (teilweise) überein, weil nur eine solche Übereinstimmung das Überleben ermöglichte.“³⁴

Die kognitiven Fähigkeiten des Menschen beruhen demnach nicht auf je individuellen Hervorbringungen, sie müssen vielmehr „aus Gründen natürlicher Ökonomie“ genetische Grundlagen haben.³⁵ Die Tatsache, daß die Menschen mit dieser Ausstattung bis heute überlebten, zeigt für Vollmer, daß unsere Erkenntnisfähigkeit der tatsächlichen Realität zumindest teilweise angepaßt sein muß, daß sie diese also zumindest zum Teil richtig erfaßt.³⁶ Als solche genetisch kodierten kognitiven Fähigkeiten nennt er zum Beispiel die Bewegungs- und Farberkennung und die räumliche Wahrnehmung, aber auch die Suche nach Regelmäßigkeiten in der Welt und die Neigung zu induktiven Schlüssen.³⁷

Die These vom „Passungscharakter der Wahrnehmungsstrukturen“, die von Vollmer nicht nur durch den allgemeinen Verweis auf die Evolutions-

nären Erkenntnistheorie“ von Gerhard Vollmer, in: Realismus und Dialektik oder Was können wir wissen?, Köln: Pahl-Rugenstein (Dialektik 8) 1984, 224-229, hier: 224.

- 34 *Gerhard Vollmer*, Evolutionäre Erkenntnistheorie. Angeborene Erkenntnisstrukturen im Kontext von Biologie, Psychologie, Linguistik, Philosophie und Wissenschaftstheorie, Stuttgart: Hirzel 1987 (1975), 102; *Vollmer*, Was können wir wissen?, 48, 64. Zwar verwenden beide Ansätze den Begriff der „Passung“, sie meinen aber Unterschiedliches damit: für die Evolutionäre Erkenntnistheorie beinhaltet die Passung die zumindest teilweise Übereinstimmung, für den Radikalen Konstruktivismus bedeutet er nur Vereinbarkeit, Möglichkeit, „sich-zur-Zeit-bewährend“.

Mit dem Begriff des „Subjektiven“ bezieht sich Vollmer nicht auf inter-individuelle Unterschiede – er bezeichnet damit vielmehr gattungsspezifische Erkenntnisstrukturen, die er so von den objektiven Strukturen der realen Welt abgrenzt.

- 35 *Vollmer*, Evolutionäre Erkenntnistheorie, 56, 121, 159; *Vollmer*, Was können wir wissen?, 126ff.

- 36 *Vollmer*, Evolutionäre Erkenntnistheorie, 86ff, 103ff.

- 37 *Vollmer*, Evolutionäre Erkenntnistheorie, 45ff, 90ff, 101f.

theorie begründet, sondern auch durch empirische Einzelbefunde untermauert wird,³⁸ impliziert nicht, daß alle Prinzipien und Konzepte, auf denen die Vorstellungen der Menschen beruhen, auch tatsächlich in der Welt gegeben sein beziehungsweise der realen Struktur der Welt entsprechen müssen – es belegt zunächst nur die Nützlichkeit dieser Vorstellungen für das (Über)Leben: ihr „evolutionärer Erfolg“ sagt nichts über ihren Wahrheitsgehalt aus. Damit wird also auch nicht behauptet, daß völlige Übereinstimmung zwischen unserer Erkenntnis und der Realität bestehe, sondern nur, daß erstere „nicht völlig falsch“ sein könne. Das Gehirn sei primär kein Erkenntnis-, sondern ein „Überlebensorgan“: seine Erkenntnisfähigkeit ist eine – nützliche – Leistung unter anderen, die ihre Grenze dort findet, wo die Überlebensfähigkeit des Lebewesens nicht weiter verbessert wird beziehungsweise gar nicht betroffen ist.³⁹

Zentral für das Verständnis der Evolutionären Erkenntnistheorie und ihres erkenntnistheoretischen Erklärungsanspruches ist ihr Beitrag zur Lösung der Frage nach Möglichkeit und Ursprung synthetisch-apriorischer Aussagen. Von Immanuel Kant wurden solche Aussagen nicht nur als möglich, sondern auch als notwendig, da jeder Erkenntnis vorgängig, behauptet: als „Anschauungsformen“ von Raum und Zeit und als „apriorische Kategorien“ (wobei Vollmer bei Kant sowohl das Fehlen genauer Definitionen und guter Beispiele für letztere wie auch das Fehlen einer befriedigenden Erklärung für ihren transzendenten Ursprung kritisiert). Dieser metaphysischen Erklärung setzt Vollmer unter Rückgriff auf heutiges Wissen über Wahrnehmung und Erfahrung nicht nur empirische Belege entgegen, die die Existenz solcher die Wahrnehmung beeinflussender kognitiver Strukturen belegen und sie zugleich inhaltlich benennen – er sieht sich auch in der Lage, sie als „Produkt der Evolution“ in ihrer Herkunft zu erklären: im Laufe der Phylogenese der Menschheit haben sich diese Strukturen in Anpassung des menschlichen Erkenntnisapparates an die Welt herausgebildet und werden nun in genetischer Kodierung weitergegeben.⁴⁰ Sie sind damit „phylogenetisch a posteriori“, aber „ontogenetisch a priori“⁴¹.

In dieser Beantwortung einer klassischen philosophischen Fragestellung gründet das Selbstverständnis und -bewußtsein der Evolutionären Erkenntnistheorie als einer auf den Erkenntnissen der Naturwissenschaften beruhenden Erkenntnistheorie: ein philosophisches Problem sei einzelwissenschaftlich beantwortet worden.⁴² Allerdings beansprucht Vollmer nicht, daß mit dieser Lei-

38 Vollmer, Evolutionäre Erkenntnistheorie, 97ff; s.a. Vollmer, Was können wir wissen?, 46f, 59ff.

39 Gerhard Vollmer, Zu den Voraussetzungen der Evolutionären Erkenntnistheorie. Eine Antwort an Gerhard Roth, in: Realismus und Dialektik oder Was können wir wissen?, Köln: Pahl-Rugenstein (Dialektik 8) 1984, 230-236, hier: 235, 284; Vollmer, Was können wir wissen?, 51, 68, 75, 88, 282f.

40 Vollmer, Evolutionäre Erkenntnistheorie, 45ff, 127ff; s.a. Vollmer, Was können wir wissen?, 166ff.

41 Vollmer, Evolutionäre Erkenntnistheorie, 133; Vollmer, Was können wir wissen?, 69f.

42 Vollmer, Was können wir wissen?, z.B. 38, 63f.

stung eine umfassende Erkenntnistheorie vorliege⁴³ – er bindet sie vielmehr explizit in einen von ihm so bezeichneten „hypothetischen Realismus“ (der weitgehend an den „kritischen Realismus“ Poppers angelehnt wird) als umgreifender Theorie ein. Der hypothetische Charakter allen Wissens ist für ihn unaufhebbar: sicheres Wissen über die Welt könne es nie geben, da unser Erkenntnisapparat die Grenzen seiner eigenen Erkenntnisfähigkeit nicht selbst erkennen könne.⁴⁴ Trotz dieser Ungewißheit hält er jedoch an der Möglichkeit objektiver Erkenntnis fest⁴⁵, er betrachtet sogar den Nachweis dieser Möglichkeit durch die Evolutionäre Erkenntnistheorie als „eine ihrer wichtigsten Folgerungen“. Dieser Nachweis bestehe zum einen in dem Verweis auf den allgemeinen Einfluß, den die „reale Welt“ im Verlauf der Evolution auf die Ausbildung des menschlichen Erkenntnisapparates gehabt habe, zum anderen aber in einer Differenzierung des Erkenntniskonzeptes.

Vollmer unterscheidet dabei zwischen „Wahrnehmung“, die „unbewußt und unkritisch“, „Erfahrung“, die „bewußt und unkritisch“ und „theoretischer Erkenntnis“, die „bewußt und kritisch“ erfolgen.⁴⁶ Eine genetische Beeinflussung der Erkenntnis sieht Vollmer nur auf den beiden ersten Ebenen als gegeben an, sie könne aber nicht mehr für die wissenschaftliche Erkenntnis gelten. Die genetische Beeinflussung könne sich nur auf diejenigen Bereiche beziehen, die für die Menschen hinsichtlich ihrer Überlebensstrategien wichtig gewesen seien – diese aber haben sich auf den „Mesokosmos“ beschränkt, das heißt auf denjenigen Teil der Welt, der den menschlichen Sinnen direkt zugänglich ist: also das, was zwischen Mikro- und Makrobereich liegt.⁴⁷ „Theoretische Erkenntnis“ sei dagegen in der Lage, den Mesokosmos, für den unser in der Evolution entwickelter Wahrnehmungsapparat ausgelegt ist, zu transzendieren und zu Erkenntnissen zu kommen, die von den dort geltenden Erkenntnisprinzipien abweichen, der realen Beschaffenheit der Welt aber zumindest näher stehen als die im Mesokosmos verankerten Wahrnehmungen und Erfahrungen. So verfügen wir etwa über „empirisch geprüfte und bestätigte“ physikalische Theorien, die unserer Sinneswahrnehmung widersprechen: die Verbindung von Raum und Zeit in der Speziellen Relativitätstheorie, nicht-euklidische Räume in der Allgemeinen Relativitätstheorie, Ereignisse ohne Ursache in der Quanten-

43 Vollmer, Was können wir wissen?, 71f.

44 Vollmer, Evolutionäre Erkenntnistheorie, 27f, 135ff; Vollmer, Was können wir wissen?, 16f, 26ff, 72, passim; Gerhard Vollmer, Kann unser Wissen zugleich vorläufig und objektiv sein? Zur Erkenntnistheorie des Kritischen Rationalismus, in: Ulrich O. Sievering (Hrsg.), Kritischer Rationalismus heute, Frankfurt a.M.: Haag + Herchen 1988, 39-62, hier: 43ff.

45 Vollmer, Evolutionäre Erkenntnistheorie, 119ff; Vollmer, Was können wir wissen?, 16f, 51ff, 306ff; Vollmer, Kann unser Wissen zugleich vorläufig und objektiv sein?, 52ff.

46 Vollmer, Evolutionäre Erkenntnistheorie, 41f; Vollmer, Was können wir wissen?, 53.

47 Vollmer, Evolutionäre Erkenntnistheorie, 127f, 161ff; Vollmer, Was können wir wissen?, 73.

theorie. Dies beweise nicht, daß *diese* Theorien objektiv seien, sondern nur, daß unsere theoretische Erkenntnis grundsätzlich nicht an „apriorische Anschauungsformen, Verstandesbegriffe oder Grundprinzipien gebunden“ sei.⁴⁸

Mit dem hier vorgestellten Erkenntniskonzept wird also seitens der evolutionären Erkenntnistheorie der Anspruch erhoben, „eine partielle Isomorphie zwischen objektiven und subjektiven Strukturen der Erkenntnis“⁴⁹ aus der biologischen Evolutionstheorie heraus erklären zu können und damit zugleich eine Begründung für die Möglichkeit objektiver Erkenntnis – und das heißt: für eine realistische Perspektive auf die Welt – zu geben. Dieser Anspruch ist in der Erkenntnistheorie nicht unwidersprochen geblieben, doch würde es zu weit führen, wollten wir die Breite der Diskussion hier nachzeichnen.⁵⁰ In der nachfolgenden Kritik beschränke ich mich auf solche Punkte, die die Evolutionäre Erkenntnistheorie an ihrem eigenen Anspruch mißt, nicht aber an ihr selbst fremden Kriterien (wie etwa dem Vorwurf der – fehlenden – Lösung des „cartesischen Problems“ bei Peter Bieri oder des fehlenden normativen Elementes bei Wolfgang Stegmüller⁵¹).

Zunächst einmal ist festzuhalten, daß die Evolutionäre Erkenntnistheorie selbst Grenzen ihrer Aussagefähigkeit einräumt, ohne allerdings die Konsequenzen dieser Begrenzung weiter zu verfolgen. So merkt Vollmer verschiedentlich an, daß seine Aussagen sich nur auf die Entwicklung der Erkenntnisfähigkeit des Menschen beziehen, nicht aber auf die Genese inhaltlicher Er-

48 Vollmer, Was können wir wissen?, 306ff.

49 Vollmer, Was können wir wissen?, 1988a, 62.

50 Zu den vorrangig philosophisch begründeten Einwänden siehe insbesondere die Beiträge in den von Robert Spaemann u.a. (Evolutionstheorie und menschliches Selbstverständnis. Zur philosophischen Kritik eines Paradigmas moderner Wissenschaft, Weinheim: Acta humaniora 1984) bzw. von Lütterfelds (Transzendente oder evolutionäre Erkenntnistheorie?) herausgegebenen Sammelbänden: ihre Stellungnahmen reichen von vehementer Ablehnung und Polemik bis hin zu „Reparaturvorschlägen“ und Vereinbarkeitsüberlegungen. Insbesondere die immer wieder aufgeworfene Frage der Angemessenheit der Kant-Interpretation Vollmers ist hier nicht aufzunehmen, da sie einen erheblichen exegetischen Aufwand erfordern, für unsere Zielsetzung der Begründung einer sozialwissenschaftlichen Erkenntnistheorie aber nur nachrangig ist. Zur Auseinandersetzung mit einigen der in diesen Bänden vorgebrachten Kritikpunkte siehe die Erwiderung von Vollmer, Was können wir wissen?, 268-327.

51 Peter Bieri, Evolution, Erkenntnis und Kognition. Zweifel an der evolutionären Erkenntnistheorie, in: Lütterfelds, Transzendente oder evolutionäre Erkenntnistheorie?, 1987, 117-147; Stegmüller, Evolutionäre Erkenntnistheorie, Realismus und Wissenschaftstheorie, 5-34.

In der Kritik kann ich mich insbesondere auf die Arbeiten von Engels stützen: Kritische Überlegungen zur „kaputten“ Erkenntnis- und Realismuskonzeption der evolutionären Erkenntnistheorie und ein „Reparaturvorschlag“; Eve-Marie Engels, Erkenntnistheoretischer Konstruktivismus, Minimalrealismus, empirischer Realismus. Ein Plädoyer für einige Unterscheidungen. Replik auf Hans Jürgen Wendels Aufsatz „Evolutionäre Erkenntnistheorie und erkenntnistheoretischer Realismus“, in: Zeitschrift für philosophische Forschung, 44, 1990, 28-54.

kenntnisse. Insbesondere das Aufstellen und Prüfen wissenschaftlicher Theorien wird von ihm (in Konsequenz der oben erwähnten Differenzierung der Erkenntnisstufen) aus dem Geltungsbereich der biologischen Evolutionstheorie herausgenommen: auf wissenschaftliche Ideen seien die Prinzipien der Mutation und Selektion nicht anzuwenden.⁵² Diese Beschränkung ist notwendig und folgerichtig, bedenkt man, daß Vollmer seine Erkenntnistheorie ‚lediglich‘ naturwissenschaftlich begründet, den möglichen Einfluß anderer Faktoren dagegen unberücksichtigt läßt. Zwar erwähnt er auch die kulturelle und die soziale Evolution, die mit der biologischen in Wechselwirkung stünden⁵³, doch wird dieser Gedanke nicht weiter verfolgt. Augenfällig werden die Konsequenzen dieser Beschränkung, wenn Vollmer von der Perspektivität, Selektivität und Konstruktionsleistung des Erkenntnisvorgangs spricht, diese dann jedoch rein physiologisch diskutiert⁵⁴ – gerade hier liegen psychische und soziale Einflußfaktoren auf der Hand. Auch wenn also die Grundlagen der Evolutionären Erkenntnistheorie akzeptiert werden könnten, wäre der erkenntnistheoretische Anspruch doch nur auf die Erklärung der Fähigkeit zur Erkenntnis zu erheben, der eigentliche Erkenntnisprozeß wäre jedoch davon auszunehmen: es handelte sich also um eine Erkenntnistheorie mit sehr eingeschränktem Aussagebereich. Doch auch hinsichtlich der Geltung ihrer Grundannahmen ergeben sich erhebliche Einwände.

In der eingangs zitierten Hauptthese der Evolutionären Erkenntnistheorie begründet Vollmer die Passung als Resultat eines evolutionären Anpassungsprozesses zwischen der realen Welt und den subjektiven Erkenntnisstrukturen. Zwar verwahrt er sich ausdrücklich vor der Fehlinterpretation, aus dem „evolutiven Erfolg“ auf die Wahrheit der Kognitionen zu schließen, doch folgert er andererseits dennoch aus der Tatsache des Überlebens, daß zumindest eine „partielle“ Übereinstimmung bestehen müsse, daß es „gute Gründe“ gebe,

52 Vollmer, Was können wir wissen?, 49, 74.

Die Beschäftigung vieler seiner Kritiker mit gerade diesem Punkt spricht allerdings dafür, daß diese Selbstbeschränkung angesichts des ansonsten beredt vorgetragenen breiten Erklärungsanspruches eher untergeht: so z.B. Irrgang, Die Evolutionäre Erkenntnistheorie aus philosophischer Perspektive, 102; Kaspar, Lorenz' Lehre vom Aposteriorischen im Lichte gegenwärtiger Naturwissenschaft, 77; Stegmüller, Evolutionäre Erkenntnistheorie, Realismus und Wissenschaftstheorie, 15ff. Während einige Vertreter der Evolutionären Erkenntnistheorie Vollmer nicht einmal so weit folgen wollen (z.B. Kaspar, Lorenz' Lehre vom Aposteriorischen im Lichte gegenwärtiger Naturwissenschaft) wird Vollmers Zielsetzung auf der anderen Seite von Erhard Oeser, Evolutionäre Wissenschaftstheorie, in: Lütterfelds, Transzendente oder evolutionäre Erkenntnistheorie?, 1987, 51-63) noch übertroffen, der auch eine Wissenschaftstheorie und eine Ethik auf der Basis der Evolutionstheorie für begründbar hält.

53 Vollmer, Evolutionäre Erkenntnistheorie, 84ff; Vollmer, Was können wir wissen?, 55, 74f.

54 Vollmer, Was können wir wissen?, 58f.

Wahrnehmung und Erfahrung „nicht als völlig verfehlt anzusehen“.⁵⁵ Als untere Grenze der erforderlichen Mindestabstimmung zwischen Realität und Erkenntnis nennt er die „Überlebensadäquanz“: „Die Passung muß wenigstens so gut sein, daß die existentiellen Bedürfnisse eines Organismus [...] befriedigt werden.“⁵⁶

Mit dieser Positionsbestimmung sind jedoch grundlegende Probleme verbunden.

1. Wie Engels herausgearbeitet hat, mischen sich in Vollmers Argumentation eine „starke Version“ der Evolutionären Erkenntnistheorie – in der die Selektion von Erkenntnis als Indiz für Objektivität gewertet wird⁵⁷ – und eine „schwache Version“, in der der Erkenntnisstatus der „überlebenden“ Kognitionen nur gering angesetzt wird: das Wissen um die Realität sei „nicht zu schlecht“, „nicht gänzlich falsch“, „nicht völlig verfehlt“.⁵⁸ Ein Passungsbegriff, der richtige und falsche Erkenntnisse umfaßt, taugt aber nicht als Kriterium für die Beurteilung der Güte der Erkenntnis:⁵⁹ wenn das Überleben auch mit sehr unvollständiger oder sogar falscher Wahrnehmung der Realität möglich ist, kann „Überleben“ nicht als Beleg für die Übereinstimmung von Erkenntnisstrukturen und Strukturen der Realität gewertet werden. Dem geringen Präzisionsgrad der schwachen Version korrespondiert ihr erkenntnistheoretischer Wert: die Begründung einer realistischen Position ist auf derart inhaltsleeren Aussagen nicht aufzubauen. Die starke Version, die daher in diesem Kontext allein von Interesse sein kann, wirft jedoch eigene Probleme in ihrer Anwendung auf konkrete Erkenntnisse auf.⁶⁰

2. Für die weitere Kritik ist zunächst festzuhalten, daß auch für Vollmer die starke Version nicht impliziert, daß jede Erkenntnis mit der Realität übereinstimmen muß – Schwierigkeiten ergeben sich jedoch bei der Entscheidung, wann überhaupt von einer „Passung“ gesprochen werden kann.

55 Vollmer, Was können wir wissen?, 284, 75, 91ff.

56 Vollmer, Was können wir wissen?, 68.

57 So in seiner Hauptthese (Was können wir wissen?, 48), im Gesamtduktus seiner Ausführungen, explizit z.B. in: Was können wir wissen?, 283.

58 Vollmer, Was können wir wissen?, 68, 75, 284.

Abweichend von der Interpretation von Engels scheint mir das Überlebenskriterium in beiden Versionen enthalten zu sein: ihre Differenz liegt in der unterschiedlich ‚harten‘ Folgerung hinsichtlich des Grades der Übereinstimmung zwischen Erkenntnis und Realität – vgl. *Eve-Marie Engels*, Erkenntnis als Anpassung? Eine Studie zur Evolutionären Erkenntnistheorie, Frankfurt: Suhrkamp 1989, 36f.

59 Vgl. *Engels*, Kritische Überlegungen zur „kaputten“ Erkenntnis- und Realismuskonzeption der evolutionären Erkenntnistheorie und ein „Reparaturvorschlag“, 246.

60 Dieser Wechsel zwischen starken und schwachen Postulaten (der nicht zuletzt auch eine Folge des Eingehens auf frühere Kritiken ist) findet sich in fast allen Ausführungen Vollmers, er erschwert aber eine genaue Bestimmung seiner Position erheblich: der Reiz der Evolutionären Erkenntnistheorie liegt in ihrer starken Version, ihre Absicherung gegenüber kritischen Einwänden bezieht sie aus den schwächeren Aussagen.

Nimmt man den Begriff in seiner allgemeinsten Bedeutung, so ist die Passung der Erkenntnis"werkzeuge" Voraussetzung für jegliche Erkenntnis⁶¹ – und sagt damit über den Erkenntnisstatus (das heißt den Grad der strukturellen Übereinstimmung zwischen Realität und Kognition) gar nichts aus. Von einer „Strukturgleichheit“ beider (das heißt Passung in ihrer härtesten Form) ist dagegen nur in „einigen Fällen“ zu sprechen: so beim „optischen Fenster“ unserer Wahrnehmung oder hinsichtlich der Dreidimensionalität unserer Raumwahrnehmung.⁶²

Dies wirft vor allem aber die Frage auf, wie denn diese Übereinstimmung überhaupt festzustellen ist: ihre Konstatierung setzt voraus, daß sichere Kenntnis über die reale Beschaffenheit der Welt vorliegt, mit der dann die subjektive Erkenntnis verglichen werden könnte – dies aber ist, wie Vollmer selbst mehrfach betont, gar nicht möglich. In diesem inneren Widerspruch dürfte auch der Grund dafür zu suchen sein, daß viele seiner Kritiker Vollmer (trotz dessen expliziter Dementis) vorhalten, mit der Evolutionären Erkenntnistheorie eine Erkenntnisposition außerhalb des eigenen Erkenntnisystems – eine „Gottesperspektive“ – einnehmen zu wollen, und ihn dann daran messen, inwieweit er das „cartesianische Problem“ der Möglichkeit sicherer Erkenntnis gelöst hat.⁶³ Vollmers Vorgehen ist jedoch einfacher, als seine Kritiker unterstellen: er vergleicht unsere Wahrnehmungsfähigkeiten, wie sie uns aus der biologischen Forschung bekannt sind, mit den Strukturen der Welt, wie sie uns aus der Physik bekannt sind⁶⁴ – aus ihrer Übereinstimmung schließt er auf die Übereinstimmung zwischen subjektiven Erkenntnisstrukturen und realen Strukturen der Welt. Damit aber bestimmt er die Angemessenheit menschlicher Erkenntnis der Welt nach dem Ergebnis eines bestimmten Typus eben dieser Erkenntnis: der Wissenschaft.⁶⁵ „Daß die Welt ‚wirklich‘ drei räumliche Dimensionen hat, wird durch alle relevanten Theorien der modernen Physik bestätigt.“⁶⁶ Der Kritik an der von ihm vorgenommenen „Gleichsetzung von physikalisch-biologischer Realität und Wirklichkeit an sich“ begegnet Vollmer mit dem Postulat, daß es „kein Motiv [gibt], hinter der Welt, wie die empirische Wissenschaft sie erforscht und

61 Vollmer, Was können wir wissen?, 60: „Ohne Passung keine Erkenntnis“.

62 Vollmer, Evolutionäre Erkenntnistheorie, 97ff, 119; Vollmer, Was können wir wissen?, 60ff.

63 So Bieri, Evolution, Erkenntnis und Kognition, 126ff, und Stegmüller, Evolutionäre Erkenntnistheorie, Realismus und Wissenschaftstheorie, 20ff.

64 Vollmer, Evolutionäre Erkenntnistheorie, 97ff; Vollmer, Was können wir wissen?, 60ff, 283.

65 Dieser Kritikpunkt ist sehr deutlich von Engels (Kritische Überlegungen zur „kaputten“ Erkenntnis- und Realismuskonzeption der evolutionären Erkenntnistheorie und ein „Reparaturvorschlag“, 248f; Erkenntnistheoretischer Konstruktivismus, Minimalrealismus, empirischer Realismus, 34ff) herausgearbeitet worden.

66 Vollmer, Was können wir wissen?, 62.

theoretisch rekonstruiert, noch eine unerkennbare Wirklichkeit an sich zu postulieren“.⁶⁷

Mit dieser Argumentation verstößt er jedoch gegen die Grundannahme des hypothetischen Realismus, daß alles Wissen hinsichtlich seines Erkenntnisstatus prinzipiell unsicher bleibt. Unterderhand ist ihm das wissenschaftliche Wissen zur objektiven Erkenntnis geworden, und indem er diese Gleichsetzung zur Basis seiner Aussage über die „partielle Isomorphie“ macht, gewinnt er zwar den erforderlichen Fixpunkt für seinen Vergleich von Erkenntnis und Realität, gibt aber implizit zugleich den Vorbehalt der Beschränkung auf die *Möglichkeit* der objektiven Erkenntnis auf: er muß sie als im theoretischen Wissen gegeben voraussetzen. Wenn Vollmer auch mit der Annahme recht haben mag, daß uns zur Zeit kein besseres Wissenssystem zur Beschreibung und Erklärung der Welt zur Verfügung steht, so kann doch schon ein kurzer Blick auf die lange Geschichte wissenschaftlicher Irrtümer den Fehlschluß deutlich machen, der ihm hier mit der Verwechslung von ‚relativ bester‘ und ‚richtiger‘ Theorie unterlaufen ist.

3. Dieser Verstoß gegen das eigene Prinzip ist kein Zufall, und er ist für die Gesamtargumentation der Evolutionären Erkenntnistheorie notwendig. Er ist nicht zufällig, denn er ist bereits in der Differenzierung der Erkenntnisstufen angelegt; und er ist notwendig, denn auf der Möglichkeit des Vergleichs mit einem sicheren Wissen beruht der Anspruch der Evolutionären Erkenntnistheorie, die empirische Begründung einer realistischen Erkenntnistheorie zu leisten. In dieser Begründung seiner Position erliegt Vollmer jedoch einem Fehlschluß. Wie bereits dargestellt wurde, nimmt Vollmer die theoretische Erkenntnis aus der Abhängigkeit von der biologischen Evolution aus: da die Physik unseren „mesokosmischen Vorstellungen“ nachweislich in mancher Hinsicht widerspreche, in vielfältigen empirischen Überprüfungen aber bestätigt worden sei, sei die Wissenschaft offensichtlich (zumindest weitgehend) von den am Mesokosmos ausgebildeten Wahrnehmungsgrenzen unabhängig: „In der Theorienbildung sind wir somit nahezu frei, keineswegs an apriorische Anschauungsformen, Verstandesbegriffe oder Grundprinzipien gebunden“.⁶⁸ Diese Konzeption beinhaltet jedoch eine folgenschwere „interne Inkonsistenz“⁶⁹ der Evolutionären Erkenntnistheorie: die Geltung der biologischen Evolutionstheorie wird explizit auf die beiden niedrigeren Erkenntnisformen der „Wahrnehmung“ und der „Erfahrung“ beschränkt: nur in ihnen gilt das Selektionsprinzip, nur sie unterlagen dem Anpassungsprozeß zwischen Erkenntnis und Realität, nur sie können daher den Selektionsbonus in bezug auf eine realistische Übereinstimmung in Anspruch nehmen – die „theoretische Erkenntnis“ der Wissenschaft jedoch (deren Ergebnisse von Vollmer zur Korrektur der

67 Vollmer, Was können wir wissen?, 306.

68 Vollmer, Was können wir wissen?, 308.

69 Engels, Erkenntnistheoretischer Konstruktivismus, Minimalrealismus, empirischer Realismus, 38f.

mesokosmisch gebundenen, aber evolutionär bewährten Wahrnehmungen und Erfahrungen herangezogen werden!) unterliegt eben nicht der Evolution, die Geltung ihrer Aussagen ist somit auch nicht mit der biologischen Evolutionstheorie zu begründen. Damit legt Vollmer zunächst ein erkenntnistheoretisches Fundament in Form der Evolutionstheorie, stellt die wissenschaftliche Erkenntnis dann aber in einen potentiellen Gegensatz zu den auf dieser Basis beruhenden Erkenntnisarten der Wahrnehmung und der Erfahrung und weist ihr im Zweifelsfall eine höhere Autorität zu, ohne dies jedoch begründen zu können. Vollmer entzieht sich damit selbst die Grundlage, auf der er seine These aufgebaut hat: die von ihm für überlegen gehaltene theoretische Erkenntnis ist gerade nicht evolutionär bewährt.

Angesichts der hier aufgeführten Mängel ist schwerlich zu erkennen, wie die Evolutionäre Erkenntnistheorie ihren Anspruch einlösen könnte, „einzelwissenschaftlich“ einen erkenntnistheoretischen Realismus zu begründen; aufgrund welcher Erklärungsleistung sie zu behaupten vermöchte, mehr zu sein als das, was Kaspar ihr in seiner kritischen Auseinandersetzung mit der Vollmerschen Position einräumt: eine Theorie „von den angeborenen Formen möglicher Erfahrung und von der phylogenetischen Genese dieser Formen“.⁷⁰ Zu einem ähnlich vernichtenden Resümee kommt auch Engels – aber sie versucht dennoch, unter Aufgabe der Realismuskonzeption der Evolutionären Erkenntnistheorie deren Grundgedanken: den Nachweis der Möglichkeit objektiver Erkenntnis als Resultat des Evolutionsprozesses, zu retten.⁷¹

Engels übernimmt von der Evolutionären Erkenntnistheorie die Grundannahme einer evolutiv belegten Bewährung mesokosmischer Erkenntnis, relativiert diese jedoch nicht durch einen Vergleich mit der wissenschaftlichen Erkenntnis, sondern spricht ihr eine „eigene Autorität“ zu. Schon das unvergleichlich höhere Alter der ersteren wie auch der Blick auf die Reihe wissenschaftlicher Irrtümer mache es wahrscheinlicher, von ihr „realistische Weltbildhypothesen mit höherem Objektivitätsgrad“ zu erwarten als von der Wissenschaft. Dies mache es allerdings erforderlich, die Annahme einer einheitlichen Realität, auf die die Erkenntnisse aller Lebewesen passen müssen, aufzugeben: für die den Mesokosmos der einzelnen Arten konstituierenden ökologischen Nischen seien jeweils eigene Realitäten anzunehmen. Engels geht damit von einer Vielfalt von in ihrem Geltungsanspruch gleichberechtigten Realitäten aus, denen eine „Pluralität objektiver Erkenntnisse“ korrespondiert.⁷² Mit dieser

70 Kaspar, Lorenz' Lehre vom Aposteriorischen im Lichte gegenwärtiger Naturwissenschaft, 78.

71 Engels, Kritische Überlegungen zur „kaputten“ Erkenntnis- und Realismuskonzeption der evolutionären Erkenntnistheorie und ein „Reparaturvorschlag“, 248ff.

72 Engels, Kritische Überlegungen zur „kaputten“ Erkenntnis- und Realismuskonzeption der evolutionären Erkenntnistheorie und ein „Reparaturvorschlag“, 248, 253, 256; Engels, Erkenntnistheoretischer Konstruktivismus, Minimalrealismus, empirischer Realismus, 39.

Auflösung des einheitlichen Realitätskonzeptes der Evolutionären Erkenntnistheorie beansprucht sie, deren „Kernstück, die These vom Selektionswert objektiver (mesokosmischer) Erkenntnis“, gerettet zu haben: Objektivität beziehe sich jetzt nicht mehr auf eine „mögliche Wiedergabe der Realität an sich“, sondern auf eine „Rekonstruktion der von uns in Abhängigkeit von unseren Handlungs- und Erkenntnis schemata erfahrbaren Realität“.⁷³

Es ist überraschend, wie Engels nach ihrer klarsichtigen Kritik an dem Erklärungsanspruch der Evolutionären Erkenntnistheorie hier zu einer Position kommt, die das von ihr als unhaltbar erwiesene evolutionistische Erklärungsmodell noch länger durchhält als Vollmer selbst. Hatte dieser wegen der unüberschbaren Mängel mesokosmischer Erkenntnis⁷⁴ eine Differenzierung der Erkenntnisstufen vorgenommen und sich hinsichtlich des Objektivitätsanspruches durch eine Aufwertung der theoretischen Erkenntnis zu helfen versucht, so löst Engels umgekehrt den Objektivitätsbegriff auf und bindet ihn an die von dem jeweiligen Erkenntnisträger erfahrbare Realität. Sie macht die „phänomenologisch beschreibbare Erfahrung“ des Mesokosmos zur „letzten Autorität“⁷⁵, ohne darüber zu reflektieren, wer aufgrund welcher Kriterien über die artspezifische Erfahrbarkeit der jeweiligen „Umwelt“ (im Sinne Jakob von Uexkülls) entscheiden kann und soll. An der Evolutionären Erkenntnistheorie hatte sie zu Recht die „Leere“ ihres Erkenntnisbegriffes kritisiert, da dieser wegen der Unbestimmtheit des Passungsbegriffes sowohl richtige als auch falsche Erkenntnisse umfasse⁷⁶ – ihr eigener Objektivitätsbegriff bleibt jedoch insofern ebenfalls leer, als er an die Stelle der Kenntnis der Strukturen der Welt die Kenntnis der artspezifischen Begrenzungen der Erkenntnis dieser Strukturen setzt; aber auch hierüber kann es kein zuverlässiges Wissen geben. Objektivität

Auf die von Engels zur Begründung dieser Position angeführte „handlungsbezogene Erkenntnis- und Objektivitätskonzeption“ Jean Piagets und Jakob von Uexkülls (und ihre darauf beruhende „konstruktionistische Perspektive“) möchte ich hier nicht näher eingehen, da mir diese Verbindung für Engels Realismus-Argument nicht notwendig, in der Systematik zugleich unpassend zu sein scheint: Piaget bezieht sich auf die ontogenetische Entwicklung kognitiver Vorstellungen, Engels will die Passung phylogenetisch entstandener Kognitionen begründen. Zwar skizziert Engels sehr treffend die genetische Epistemologie Piagets (*Engels*, Erkenntnis als Anpassung?, 241ff), doch verfehlt sie die zentrale Bedeutung des Handlungskonzeptes in dessen Theorie. Auf Piagets Konzept wird im folgenden Abschnitt noch ausführlich – aber eben von einer anderen Perspektive aus – einzugehen sein.

73 *Engels*, Erkenntnistheoretischer Konstruktivismus, Minimalrealismus, empirischer Realismus, 43.

74 Diese Mängel werden auch von *Engels* eingeräumt: Kritische Überlegungen zur „kaputten“ Erkenntnis- und Realismuskonzeption der evolutionären Erkenntnistheorie und ein „Reparaturvorschlag“, 233, 242ff.

75 *Engels*, Kritische Überlegungen zur „kaputten“ Erkenntnis- und Realismuskonzeption der evolutionären Erkenntnistheorie und ein „Reparaturvorschlag“, 250.

76 *Engels*, Kritische Überlegungen zur „kaputten“ Erkenntnis- und Realismuskonzeption der evolutionären Erkenntnistheorie und ein „Reparaturvorschlag“, 246.

bleibt also auch für Engels unentscheidbar – gleichzeitig aber ist die Voraussetzung der Objektivität mesokosmischen Wissens unverzichtbar, wenn der evolutive Erklärungsanspruch aufrechterhalten werden soll. Da Engels im übrigen für die Objektivität der mesokosmischen Erkenntnis dieselbe Begründungsbasis wählt wie die Evolutionäre Erkenntnistheorie: nämlich die biologische Evolutionstheorie, gelten auch für ihre Alternative dieselben Vorbehalte, die oben für die letztere ausführlich entwickelt worden sind. Ihr Rettungsversuch muß daher als gescheitert betrachtet werden.

1.3 ‚Erkenntnis‘: Konstruktion oder Korrespondenz?

Die in den beiden vorangegangenen Abschnitten am Radikalen Konstruktivismus und an der Evolutionären Erkenntnistheorie geübte Kritik richtete sich gegen den von beiden Ansätzen erhobenen Erklärungsanspruch in seiner Gesamtheit. Dabei ist deutlich geworden, daß beide den Anforderungen an eine umfassende Erkenntnistheorie nicht genügen können. Neben punktuellen Einwänden und der Tatsache der Beschränkung beider Ansätze auf die Klärung der *Voraussetzungen* der Erkenntnis, nicht aber des *Erkenntnisprozesses* selber war insbesondere auch fraglich geworden, inwieweit der grundlegende Anspruch (der Evolutionären Erkenntnistheorie) auf eine Begründung eines erkenntnistheoretischen Realismus aufrechtzuerhalten ist beziehungsweise inwieweit der Konstruktionsprozeß (im Falle des Radikalen Konstruktivismus) nicht realistisch rückgekoppelt werden muß. Angesichts der skeptizistischen Grundhaltung, die Evolutionäre Erkenntnistheorie und Radikaler Konstruktivismus hinsichtlich der Entscheidbarkeit des Wahrheitsgehaltes einer Erkenntnis gemeinsam ist, überrascht die Entschiedenheit, mit der die Vertreter beider Ansätze ihre einander widersprechenden Schlußfolgerungen aus dem Pool der verfügbaren naturwissenschaftlichen Ergebnisse zum Problem menschlicher Wahrnehmung ziehen: beide räumen die Unentscheidbarkeit der Streitfrage ein, um dann doch entschieden eine der beiden möglichen Extrempositionen zu vertreten.⁷⁷

77 Der nicht involvierte Betrachter mag sich an die Scherzfrage erinnert fühlen, ob ein Glas nun halbleer oder halbvoll sei: es kommt wohl auf die Perspektive – und vielleicht auch auf die Befindlichkeit des Betrachters an. Maturana, einer der prominentesten Radikalen Konstruktivisten, führt denn auch explizit die „emotionale Beschaffenheit“ als ausschlaggebenden Faktor für die Entscheidung des Forschers für eine realistische oder für eine konstruktivistische Perspektive an: „man mag es einfach, so zu denken“ – Riegas/Vetter, Gespräch mit Humberto R. Maturana, 77ff; Humberto R. Maturana, *Wissenschaft und Alltagsleben: Die Ontologie der wissenschaftlichen*

Nicht in Frage zu stellen ist die Ausgangsposition der Evolutionären Erkenntnistheorie, daß die Menschheit nicht hätte überleben können, wäre das Gehirn nicht in der Lage gewesen, die Beschaffenheit der Welt zumindest in den für sie wichtigen Aspekten richtig wiederzugeben, wenn es also nicht ein zumindest partiell realistisches Bild der Welt hätte zeichnen können. Allerdings mangelt es den daraus gezogenen erkenntnistheoretischen Schlußfolgerungen über den prinzipiell realistischen Charakter unserer Erkenntnis und der Möglichkeit objektiver Erkenntnis an der erforderlichen Präzisierbarkeit und Kontrollierbarkeit: das zur Verfügung stehende theoretische Instrumentarium reicht weder aus, um im Einzelfall über die Geltung mesokosmischen Wissens zu befinden, noch kann es wissenschaftliche Aussagen allgemein absichern, da für diese die Anwendbarkeit der Evolutionstheorie gar nicht vorausgesetzt werden kann.

Vermutlich hat Vollmer mit der Annahme recht, daß die wesentlichen Aspekte des menschlichen Wissens „nicht gänzlich falsch“ sein können, daß dieses also eine gute Annäherung an die Realität darstellt, und auch die Möglichkeit einer Übereinstimmung zwischen Erkenntnis und Erkanntem (und damit die Möglichkeit objektiver Erkenntnis) besteht durchaus – wenn allerdings eine größere Präzisierung der Aussagen über den Erkenntnisstatus nicht möglich ist, kommt die Evolutionäre Erkenntnistheorie über die alltagsweltliche Annahme, daß an unserem Wissen „schon etwas dran sein müsse“, nicht wesentlich hinaus, sie liefert ihr lediglich eine allgemeine Begründung. Auf der bisher vorliegenden Basis ist der erkenntnistheoretische Beitrag der Evolutionären Erkenntnistheorie als äußerst gering einzuschätzen, die Hoffnung auf die Begründung einer – ebenfalls naturwissenschaftlich fundierten – realistischen Position zur Ergänzung des Radikalen Konstruktivismus erfüllt sie nicht.

Auch die bisher formulierte Kritik am Radikalen Konstruktivismus bewegte sich im immanenten Rahmen des dort formulierten Erklärungsmodells, vermied es also, externe Kriterien als Beurteilungsmaßstab zu verwenden. Ausgeklammert worden sind vor allem Kritikpunkte, die die Vorgehensweise des Radikalen Konstruktivismus prinzipiell in Frage stellen.⁷⁸ Von diesen ist hier insbesondere noch der Vorwurf einer verdeckten ontologischen Argumentation im Radikalen Konstruktivismus aufzunehmen.

Erklärung, in: Krohn/Küppers, Selbstorganisation, 1990, 107-138, hier: 126. Für eine erkenntnistheoretische Begründung reicht dieses dezisionistische Element nicht aus.

78 Absehen möchte ich auch weiterhin von einer grundsätzlichen Problematisierung des Versuchs, mentale Prozesse zum Gegenstand naturwissenschaftlicher Analyse zu machen – also dem Vorwurf des Reduktionismus nachzugehen: es besteht zu sehr die Gefahr, daß dieses Argument eine disziplinäre Abschottung legitimiert, ohne zuvor den möglichen Nutzen dieser anderen Perspektive ausgelotet zu haben.

Dem – zunächst einmal naheliegenden und auch wiederholt erhobenen⁷⁹ – Einwand gegen den Radikalen Konstruktivismus, er setze für die Untermauerung seiner eigenen Position voraus, was er generell in Frage stelle: nämlich eine realistische Interpretation seiner empirischen Ergebnisse, begegnet Schmidt mit einem Verweis in seiner Zurückweisung dieses Einwandes auf den Entstehungsprozeß des Radikalen Konstruktivismus: die Experimente seien in der Logik eines erkenntnistheoretischen Realismus angelegt gewesen, hätten aber in ihrem Ergebnis die Notwendigkeit einer konstruktivistischen Deutung nahegelegt – und sie könnten nun innerhalb dieses neuen Denkens natürlich nur als eine mögliche Konstruktion interpretiert werden, unterlägen also selbst allen vom Radikalen Konstruktivismus formulierten ontologischen Vorbehalten.

Wie überzeugend dieses Gegenargument von seiner Systematik her auch scheinen mag⁸⁰ – und in den erkenntnistheoretisch-programmatischen Erklärungen auch eingehalten wird,⁸¹ – im Alltag des wissenschaftlichen Argumentierens wird dieser geistige Vorbehalt nur unzureichend in die Tat umgesetzt. Es ist nicht nur auf das Problem des Mangels an geeigneten sprachlichen Ausdrucksmöglichkeiten, wie von Glasersfeld⁸² nahelegt, zurückzuführen, wenn sich zum Beispiel bei Maturana wiederholt Formulierungen der Art: „Dann begann ich einzusehen, daß das Nervensystem geschlossen *ist*“ oder: „Das trifft einfach nicht zu“⁸³ finden – von Glasersfeld selbst verstößt massiv gegen den Grundsatz des Radikalen Konstruktivismus, ontologische Aussagen zu vermeiden, wenn er (gemeinsam mit Richards) zum Schluß ihrer Darlegung feststellt: „Es gibt nicht nur keine guten Gründe anzunehmen, daß unsere Sinne uns die Dinge so zeigen, wie sie sind; *es gibt auch keinen guten Grund zu der Annahme, daß die ontologische Realität etwas besitzt, das wir ‚Struktur‘ nennen könnten.*“⁸⁴ Damit ist genau der Punkt ausformuliert worden, der für die Radikalität des Radikalen Konstruktivismus konstitutiv ist, zumeist aber implizit bleibt: die Voraussetzung der völligen Unstrukturiertheit der Realität selbst –

79 Schmidt, Der Radikale Konstruktivismus, 39f; Hans Jürgen Wendel, Moderner Relativismus. Zur Kritik antirealistischer Sichtweisen des Erkenntnisproblems, Tübingen: Mohr (Siebeck) 1990, 211ff.

Eine analoge Kritik wurde auch gegen wissenssoziologische Relativierungen von Erkenntnis vorgebracht: vgl. Abschnitt II/3.4.1.

80 Wendel verweist auf den damit allerdings erforderlich gewordenen „metaphysischen Instrumentalismus“ dieser Theorie – Moderner Relativismus, 214ff.

81 Richards/von Glasersfeld, Die Kontrolle von Wahrnehmung und die Konstruktion von Realität, 221; Schmidt, Der Radikale Konstruktivismus, 43.

82 von Glasersfeld, Die Unterscheidung des Beobachters, 294.

83 Riegas/Vetter, Gespräch mit Humberto R. Maturana, 36, 15 (Hervorhebung W.M.).

84 Richards/von Glasersfeld, Die Kontrolle von Wahrnehmung und die Konstruktion von Realität, 221 (Hervorhebung W.M.) – auf die hier zu beobachtende Gleichsetzung von Erkennbarkeit und Existenz werden wir in Abschnitt III/2.1 zurückkommen; ähnlich von Glasersfeld, Siegenger Gespräche über Radikalen Konstruktivismus, 405.

und er ist in einer realistischen Aussage über die (Nicht)Beschaffenheit der Welt zum Ausdruck gebracht worden. Dies aber geht weit über die einfache Annahme der *Nicht-Erkennbarkeit* der Strukturen der Realität hinaus und macht auch erst die Unterstellung nur negativ begrenzter – und damit (fast) beliebiger – Wirklichkeiten plausibel.

Nicht nur ist hier ein interner Widerspruch: eine ontologische Prämisse des Radikalen Konstruktivismus, zu konstatieren; an dieser Stelle des Kontaktes von Erkenntnisssystem und Realität liegt, wie oben schon ausführlich gezeigt werden konnte, das Ungenügen des Radikalen Konstruktivismus begründet. Die Gefahr einer Subjektivierung der Erkenntnis vermeidet er, indem er die individuelle Ausbildung der Wirklichkeitsvorstellungen an die phylogenetisch bestimmten Strukturen des Gehirns und an frühe Entwicklungsprozesse bindet, doch vergibt er in der Hypostasierung der Selbstreferentialität des Gehirns und in der Prämisse der Unstrukturiertheit der Welt vorab einer Strukturierung durch einen Beobachter die Möglichkeit einer angemessenen Berücksichtigung der Wechselwirkung von erkennendem System und Umwelt.⁸⁵

Weniger eindeutig in bezug auf den Status der Realität sind Maturana und Varela, wenn sie das Dilemma einer radikal-konstruktivistischen Position zum Ausdruck bringen: halten wir an der „Existenz einer objektiven Welt“ fest, so sei dies nicht mit unserem Wissen über das Funktionieren unseres Nervensystems vereinbar – geben wir diese Annahme auf, so „scheinen wir zuzugestehen, daß alles relativ ist und daß alles möglich ist“. Ihre ‚Lösung‘ dieses Dilemmas besteht darin, sich über die Strukturiertheit der Realität gar nicht mehr äußern zu wollen, da diese erkenntnisbedingt sei: „Der ganze Mechanismus der Erzeugung unserer selbst als Beschreiber und Beobachter sagt uns, daß unsere Welt ... immer genau jene Mischung von Regelmäßigkeit und Veränderlichkeit aufweisen wird, ... die so typisch ist für die menschliche Erfahrung, wenn wir sie genauer unter die Lupe nehmen.“⁸⁶ Damit weichen sie einer Aussage über die Existenz der Welt – und zugleich über den externen Bezugspunkt unserer Erkenntnis – aus, da diese nicht direkt zu erfassen ist: es lohne nicht, über die

85 Über die Gültigkeit der Interpretation der vorgelegten empirischen Belege – eine weitere, bisher nicht problematisierte Grundlage des Radikalen Konstruktivismus – gibt es, wie Volker Riegas in seiner Auseinandersetzung mit den Forschungsergebnissen Maturanas erstaunt anmerkt, bisher keine kritische Diskussion. Er selber kommt zu keiner eindeutigen Stellungnahme, tendiert aber dazu, „das Nervensystem eher als ein zumindest teilweise offenes System“ anzusehen. Dabei stützt er sich vor allem auf Studien über sehr elementare Wahrnehmungsprozesse, auf denen vor allem Maturana seine Argumentation aufbaute – die gehirnphysiologischen Studien, auf die ich mich hier bezogen habe, werden von ihm nicht kommentiert – Das Nervensystem – offenes oder geschlossenes System?, in: Riegas/Vetter, Zur Biologie der Kognition, 1990, 99-115, hier: 99, 113.

86 Maturana/Varela, Der Baum der Erkenntnis, alle Zitate von S. 259. Auf den impliziten Realismus und die merkwürdige Subjektivierung *dieser* Erkenntnis („Der ganze Mechanismus der Erzeugung sagt uns ...“) sei nur am Rande verwiesen.

Existenz und die mögliche Struktur der Welt zu spekulieren. Hier wirkt sich die Weigerung des Radikalen Konstruktivismus, die analytische Trennung der Frage nach der „Existenz der Welt“ und des „Erkennens der Welt“ vorzunehmen, erkenntnisbegrenzend aus. Ein wesentliches Ziel der nachfolgenden Überlegungen wird es sein zu zeigen, daß diese erkenntnistheoretische Schlußfolgerung nicht zu halten und nicht notwendig ist, daß sie die Erkenntnismöglichkeiten unterschätzt und die (selbst)kritische Reflexion auf den Erkenntnisprozeß behindert.

Für die Möglichkeit, auch unter Beibehaltung des Postulats der Selbstorganisation und der Selbstreferentialität des Gehirns eine Integration realistischer Elemente mit der grundlegenden Einsicht in den konstruktiven Charakter des Erkenntnisprozesses zu leisten, spricht auch die von der oben dargestellten Position abweichende Annahme einiger Autoren. Anders als Richards und von Glasersfeld oder Schmidt, die jegliche Vermischung „radikal konstruktivistischer mit realistischen Positionen“ apodiktisch ablehnen⁸⁷, sprechen Roth und Singer der Realität vorab jeder Strukturierung durch einen erkennenden Organismus ganz selbstverständlich eine eigene Struktur zu: „Natürlich wird niemand ernsthaft daran zweifeln, daß die bewußtseins- und gehirnunabhängige Welt geordnet ist“; „Diese Befunde zeigen, daß ontogenetische Selbstorganisationsprozesse offenbar geeignet sind, Gesetzmäßigkeiten der physikalischen Welt auszuwerten und mittels selektiver Stabilisierung von Nervenverbindungen neuronale Repräsentationen für diese Gesetzmäßigkeiten zu generieren.“⁸⁸ In dieser Aussage liegt die Leistung dieser Prozesse gerade darin, trotz der Selbstorganisation eine solche Entsprechung zwischen Erkenntnis und Realität herzustellen. Diese Annahme stellt allerdings die erkenntnistheoretische Radikalität des Radikalen Konstruktivismus in Frage, müßte er sich doch jetzt dem Problem stellen, in welcher Weise trotz der postulierten Abgeschlossenheit des menschlichen Nervensystems eine solche Abstimmung zwischen ihm und der Welt erfolgen kann – und das heißt: die für ihn erkenntnistheoretisch konstitutive These, daß Erkenntnis *allein* von den Strukturen des erkennenden Systems abhängt, wäre nicht mehr aufrechtzuerhalten. Genau in diese Richtung müssen, wie die obige Diskussion gezeigt hat, unsere Überlegungen gehen, wenn wir aus der Sackgasse einer Rhetorik der Selbstorganisation, in der der Radikale Konstruktivismus befangen ist, herauskommen wollen.

87 Z.B. Schmidt, Der Radikale Konstruktivismus, 1988b, 40.

88 Roth, Neuronale Grundlagen des Lernens und des Gedächtnisses, 365; Singer, Die Entwicklung kognitiver Strukturen, 115.

2. Erkenntnis, Handeln und Subjekt

2.1 Die Eliminierung des Subjektes im Radikalen Konstruktivismus und in der Evolutionären Erkenntnistheorie

Im vorangegangenen Kapitel ist schon darauf hingewiesen worden, daß Radikaler Konstruktivismus und Evolutionäre Erkenntnistheorie zwar in allgemeiner Form auf die Existenz sozialer und kultureller Prozesse verweisen, daß sie es aber unterlassen, ihrer Bedeutung für den Erkenntnisprozeß konkret nachzugehen – hierauf wird zurückzukommen sein. Daneben fällt ein weiteres gemeinsames Manko auf, das nicht nur unmittelbar mit dieser Vernachlässigung zusammenhängt, das ihr vielmehr vorgängig ist: es gibt bei ihnen kein handelndes Subjekt.

Roth bringt dies explizit zum Ausdruck, wenn er schreibt: „das Gehirn nimmt wahr und steuert das Handeln und erzeugt ein ‚Ich‘, das sich als das Subjekt dieses Handelns wähnt und doch nur leere und für das Handeln belanglose mentale Akte vollführt“.¹ An der hier zitierten Stelle schreibt er diese Position zwar noch vorsichtig einer „Reihe von Philosophen“ zu, doch macht er sie sich später ausdrücklich zu eigen und faßt seine Überlegungen über die Konstruktion des „Ich“ aus dem komplexen Zusammenwirken der „funktionalen Großsysteme“ des Gehirns zu der Aussage zusammen: „Unser Ich [...] ist [...] eine Fiktion, ein Traum des Gehirns, von dem wir, die Fiktion, der Traum, nichts wissen können“.²

Zu einem in der Konsequenz analogen Ergebnis führt die Betonung der Identität geistiger und physiologischer Prozesse durch Vollmer³. Obwohl seine Position – anders als die Roths – nicht auf Ergebnissen der Gehirnforschung basiert, sondern die Erklärungskraft des „identistischen“ Modells (ge-

1 Roth, Stellungnahme zum Aufsatz „Evolution der Erkenntnisfähigkeit – Ansätze zu einer evolutionären Erkenntnistheorie“ von Gerhard Vollmer, 227.

2 Roth, Erkenntnis und Realität, 253, 248ff. Zu demselben Ergebnis kommen auch *Maturana/Varela*, Der Baum der Erkenntnis, 246ff.

3 Gerhard Vollmer, Evolutionäre Erkenntnistheorie und Leib-Seele-Problem, in: Wolfgang Böhme (Hrsg.), Wie entsteht der Geist?, Karlsruhe 1980, 11-40; Vollmer, Zu den Voraussetzungen der Evolutionären Erkenntnistheorie, 233f; Vollmer, Was können wir wissen?, 108ff, 270f.

genüber dem dualistischen Modell einer Interaktion zwischen Körper und Geist) hervorhebt, stimmen doch beide darin überein, daß Kognition in den neuronalen Prozessen selbst besteht, daß es keiner davon unterschiedenen Instanz als Produzenten und Träger der Kognition bedarf. Trotz ihrer unterschiedlichen Perspektive auf diesen Aspekt kommen beide Ansätze in ihrer Erklärung von Erkenntnis völlig ohne Rekurs auf einen Handelnden aus: der Radikale Konstruktivismus beschränkt sich ausschließlich auf die Analyse der Prozesse im Nervensystem, speziell im Gehirn, die Evolutionäre Erkenntnistheorie baut ihre Argumentation auf der Evolution der Gattung auf. Die handelnde Person dagegen findet weder in der Mikroperspektive des einen noch in der Makroperspektive des anderen Ansatzes als eine eigenständige Größe Berücksichtigung – ihr Stellenwert reduziert sich auf den des Ortes der Realisierung von Prozessen, deren Anstoß und Steuerung aber in einer je anderen Dimension verortet werden.

Angesichts dieser Auffassung in bezug auf die Rolle des Subjektes im Erkenntnisprozeß wird auch Roths Anspruch verständlich, mit der Rekonstruktion der neurophysiologischen Prozesse die „Genese von Bedeutung“ erklärt zu haben, ohne daß er eine inhaltliche Dimension, die diesem neuronalen Muster korrespondiert und die den alltagsweltlichen Gehalt von „Bedeutung“ erst konstituiert, berücksichtigt.⁴ Noch deutlicher wird diese subjekt- und handlungslose Perspektive in der von Maturana und Varela verwendeten Metapher eines U-Boot-Fahrers, der geschickt zwischen Riffen hindurchmanövriert, diese aber gar nicht als solche erkennt und auf sie nicht als „Riffe“ reagiert, sondern der es nur gelernt hat, auf bestimmte Zeichen seiner Instrumententafel zu reagieren, „Hebel und Knöpfe zu drehen und bestimmte Relationen zwischen den Anzeigen der Geräte beim Betätigen der Hebel und Knöpfe herzustellen“, um seine „Anzeigegegeräte in einem bestimmten Bereich konstant zu halten“. Intern werden neuronale Zustände verwaltet, die sich extern als Verhalten darstellen.

In beiden Ansätzen wird damit Erkenntnis mit den ihr korrespondierenden physiologischen Prozessen gleichgesetzt; dies führt zu der eigenartigen Konstruktion, daß ein „Kognitionsorgan“ isoliert vom ‚Rest‘ des Organismus in seiner Beziehung zur Umwelt analysiert wird, daß eine Erkenntnistheorie nur auf der Theorie eines einzelnen Organs aufgebaut wird. Diese Ineinssetzung ermöglicht in der Tat den Verzicht auf das Konzept eines erkennenden und handelnden Subjektes – sie wirft aber die Frage nach der Möglichkeit der Reflexion, der Distanzierung eben dieses Organs von seinen eigenen

4 Gerhard Roth, Die Konstitution von Bedeutung im Gehirn, in: Schmidt, Gedächtnis, 1991, 360-370.

5 Maturana/Varela, Der Baum der Erkenntnis, 149.

6 Humberto R. Maturana, Kognition (1978), in: Schmidt, Der Diskurs des Radikalen Konstruktivismus, 1988, 89-118, hier: 105, wo sich ein analoges Beispiel findet.

strukturellen Begrenzungen ebenso auf wie die Frage danach, wie denn dieses Organ mit der Umwelt in Kontakt tritt.

Eine immanente Lösung des Problems der Reflexion und Distanzierung ist weder im Radikalen Konstruktivismus noch in der Evolutionären Erkenntnistheorie möglich, beide sind gezwungen, auf theoriefremde Erklärungsmuster zurückzugreifen. Im Radikalen Konstruktivismus taucht als *deus ex machina* das Konzept des Beobachters auf, der ein „lebendes System“ in zwei verschiedenen Bereichen betrachten kann: zum einen kann er es als ein von seiner Umwelt abgeschlossenes System ansehen, das nur für sich existiert und auf Äußeres nur nach seinen eigenen internen Regeln reagiert (wie es in dem obigen Bild des U-Boot-Fahrers zum Ausdruck kommt) – er kann aber andererseits auch (und diese Perspektive ist dem lebenden System als solchem versperrt) die Korrelationen wahrnehmen, die zwischen den Handlungen des Systems und den Bedingungen seiner Umwelt bestehen (wobei er in diesem letzteren Fall keinerlei Annahmen über die internen Prozesse des Systems machen muß). Erst der Beobachter (beziehungsweise das lebende System als Beobachter) nimmt Unterscheidungen der Umwelt vor und kann über sie sprechen, erst er ist zu dem in der Lage, was das System als solches nicht kann: nämlich es als ein in bezug auf bestimmte Gegenstände seiner Umwelt Handelndes zu erkennen.⁷

Das Konzept des Beobachters wird von Maturana und Varela als zentral für ihre Erkenntnistheorie bestimmt⁸, und tatsächlich hängt von ihm im Rahmen des Radikalen Konstruktivismus die Möglichkeit einer Erkenntnis ab, die das erkennende System selbst zum Gegenstand der Erkenntnis macht – wie allerdings der Beobachter, der ja ebenfalls – als ein lebendes System – seinerseits nur über ein in sich geschlossenes Gehirn verfügt, zu einer Leistung in der Lage sein soll, zu dem das handelnde System nicht in der Lage ist, wird von Maturana nicht diskutiert.⁹

Hinsichtlich der Notwendigkeit der Befreiung der Erkenntnis von der ihr in beiden Ansätzen zugeschriebenen biologisch bedingten Begrenzung hilft sich Vollmer seinerseits mit der bereits dargestellten und kritisierten Differenzierung der Erkenntnisarten, von denen er die theoretische Erkenntnis aus ihrer Bindung an die evolutionäre Tradierung ausnimmt. Angesichts der offensichtlichen Transzendierung der Grenzen der genetisch vermittelten und

7 Maturana, Kognition, 110ff; Maturana/Varela, Der Baum der Erkenntnis, 145ff; Riegas/Vetter, Gespräch mit Humberto R. Maturana, 57ff, 67f.

8 Maturana/Varela, Der Baum der Erkenntnis, 147f.

9 Auch der Versuch einer „Auslegung“ dieses „wohl schwierigsten Punktes in Maturanas Gedankengebäude“ durch von Glasersfeld bringt in dieser Hinsicht keine Aufklärung – der Autor räumt ein: „Ich habe mehr als ein Jahrzehnt gebraucht, um mir eine Interpretation dieser Ableitung [des Beobachters] zurechtzulegen“, aber Gewißheit habe er in dieser Interpretation nicht – Die Unterscheidung des Beobachters, 286.

Vgl. dagegen die Begründung dieser Fähigkeit in der subjektbezogenen Sozialtheorie Meads: s. Abschnitt II/3.2.

auf die Gegebenheiten des Mesokosmos beschränkten Erkenntnisfähigkeiten durch die Wissenschaft ist eine Erklärung dieses Phänomens durch die Evolutionäre Erkenntnistheorie, dies erkennt Vollmer ganz richtig, unabdingbar – was aber den Menschen zu dieser Leistung befähigt, bleibt auch hier völlig offen¹⁰. Will Vollmer seinen eigenen Erklärungsansatz nicht verlassen, so müßte diese Befähigung ebenfalls biologisch verankert sein. Genau dies aber stellt in sich widersprüchliche Anforderungen: gesucht wäre dann eine genetisch vermittelte Fähigkeit, die genetisch bedingten Grenzen der Erkenntnis zu überschreiten.¹¹

Die Ineinssetzung der kognitiven Prozesse mit den biologischen Strukturen des Erkenntnisorgans, wie wir sie im Radikalen Konstruktivismus und in der Evolutionären Erkenntnistheorie finden, wirft im Rahmen dieser Denkansätze offensichtlich nicht zu lösende Probleme auf. Damit stellt sich die Frage, in welcher Weise diese Dilemmata aufzuheben sind, ohne daß die empirischen Grundlagen, die in diesen Forschungstraditionen erarbeitet wurden, aufgegeben werden müssen. Wenn auch, wie Roth und Vollmer betonen, eine Lokalisierung des „Ich“ in den neuronalen Prozessen bisher nicht gelungen ist,¹² ist zu prüfen, ob nicht ein Perspektivenwechsel, der die Beschränkung auf die Analyse eines Organs aufgibt und die Person als eine handelnde Einheit zum Gegenstand der Analyse macht, neue Möglichkeiten eröffnet, nicht nur die zuletzt skizzierten Unklarheiten zu vermeiden, sondern auch der oben begründeten Notwendigkeit einer realistischen Korrektur des Radikalen Konstruktivismus zu entsprechen.¹³

2.2 Erkenntnis als Leistung eines handelnden Subjektes

Eine solche andere Perspektive eröffnet die „genetische Epistemologie“, die bereits seit Beginn der zwanziger Jahre dieses Jahrhunderts von Jean Piaget und seinen Mitarbeitern entwickelt worden ist. Vielfältige Gemeinsamkeiten

10 Per Augenschein wird lediglich der *Tatbestand* dieser Transzendierung konstatiert und dann retrospektiv als *möglich* postuliert: Vollmer, Was können wir wissen?, 308.

11 Einen Ausweg würde hier eine Orientierung in Richtung auf die philosophische Anthropologie und ihre erkenntnistheoretische Weiterführung in der Arbeit von Günter Dux (Zur Strategie einer Soziologie der Erkenntnis, in: Nico Stehr/Volker Meja (Hrsg.), Wissenssoziologie, Opladen: Westdeutscher Verlag 1981 (Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, Sonderheft 22), 73-101; Günter Dux, Die Logik der Weltbilder. Sinnstrukturen im Wandel der Geschichte, Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1982) eröffnen, doch sind diese Überlegungen von den naturwissenschaftlich orientierten Autoren nicht aufgenommen worden. In Abschnitt II/3.1 werden wir auf diesen Aspekt zurückkommen.

12 Roth, Erkenntnis und Realität, 249; Vollmer, Evolutionäre Erkenntnistheorie und Leib-Seele-Problem, 20.

13 Der erkenntnistheoretische Beitrag der Evolutionären Erkenntnistheorie ist zu widersprüchlich und zu wenig ergiebig, um sich als Ansatzpunkt für weitere Überlegungen zu eignen.

zwischen dem Radikalen Konstruktivismus und Piagets Position sind nicht zu übersehen: dazu zählen ihre Fundierung in der (jeweils) zeitgenössischen Biologie ebenso wie ihre Überzeugung, daß die Erkenntnistheorie nicht mehr als philosophische Disziplin, sondern als empirische Wissenschaft zu betreiben sei; auch Piagets Konzept beruht auf der Annahme eines sich selbst organisierenden Organismus, und auch er hat seine Theorie explizit als eine konstruktivistische angelegt. Angesichts dieser Berührungspunkte kann es nicht verwundern, daß Piaget als Vorläufer des Radikalen Konstruktivismus in Anspruch genommen wurde.¹⁴ Allerdings konnte auch von Glaserfeld nicht ignorieren, daß Piagets Konzept des Konstruktionsprozesses auf einem ausgeprägt realistischen Fundament beruht, doch behandelt er dies als Folge sprachlicher Unklarheiten des Autors, die bedauerlicherweise den Zugang zu dem einen, dem eigentlichen, und das heißt: dem radikal-konstruktivistischen Piaget erschweren. Wenn es hier auch nicht um die Prüfung der wissenschaftlichen Erbfolge (und der damit verbundenen Zuschreibung von Legitimität und Dignität) gehen kann, so ist bei genauerer Betrachtung doch unübersehbar, daß sich von Glaserfeld (in einer Phase ungewisser Akzeptanz des neuen Ansatzes „Radikaler Konstruktivismus“) einen Piaget konstruiert, der in den Rahmen dieser Denkweise paßt – dabei aber genau diejenigen Elemente des Konstruktivismus Piagets eliminiert, die die Defizite des Radikalen Konstruktivismus beheben könnten. Die Position Piagets soll im folgenden kurz entwickelt werden, bevor wir die Frage der Verbindung zwischen Piaget und dem Radikalen Konstruktivismus erneut aufnehmen können.¹⁵

Lassen wir zunächst Piaget selbst seine Position charakterisieren. Am Ende seines Vorwortes zum „Abriß der genetischen Epistemologie“ resümiert er: „Der Leser wird also eine Epistemologie vorfinden, die naturalistisch sein will, ohne in den Positivismus zu verfallen, die die Aktivität des erkennenden Subjekts betont, ohne idealistisch zu werden, und die sich auf

14 Siehe insbesondere von Glaserfeld, *Wissen, Sprache und Wirklichkeit*, 99ff, 221ff.

15 Es kann hier nicht darum gehen, die genetische Epistemologie umfassend darzustellen und in all ihren Konsequenzen und in ihren eigenen Unzulänglichkeiten zu diskutieren. Wie alle anderen hier herangezogenen theoretischen Ansätze und empirischen Ergebnisse ist auch an dieser Stelle die Rezeption selektiv auf die für uns wichtigen Aspekte – und das heißt in diesem Fall: die Prüfung der Möglichkeit einer Verbindung realistischer und konstruktiver Komponenten im Erkenntnisprozeß – zu beschränken. Zusammenfassungen der Piagetschen Position finden sich u.a. in den folgenden Veröffentlichungen: *Magali C. Bovet/Jaques J. Vonèche*, Der Aufbau der kognitiven Strukturen aus der Sicht der Genfer Psychologen, in: Gerhard Steiner (Hrsg.), *Piaget und die Folgen*, Zürich (Die Psychologie des 20. Jahrhunderts, Bd. VII) 1978, 242-259; *Reinhard Fatke* (Hrsg.), *Jean Piaget über Jean Piaget*. Sein Werk aus seiner Sicht, München: Kindler 1981 (1970); *Hans G. Furth*, Intelligenz und Erkennen. Die Grundlagen der genetischen Erkenntnistheorie Piagets, Frankfurt: Suhrkamp 1981 (1969); *Jean Piaget*, Abriß der genetischen Epistemologie, Olten/Freiburg: Walter 1974 (1970); *Jean Piaget*, Einführung in die genetische Erkenntnistheorie, Frankfurt: Suhrkamp 1988 (1970); *R. Murray Thomas/Birgitt Feldmann*, Die Entwicklung des Kindes, Weinheim/Basel: Beltz 1986.

das Objekt abstützt, obwohl sie es als nur in der Grenze erreichbar betrachtet und als unabhängig von uns existierend, obwohl es uns nie vollständig zugänglich sein wird. Vor allem wird die Erkenntnis als eine ständige Konstruktion interpretiert“.¹⁶ Damit sind die vier Säulen der Piagetschen Erkenntnistheorie benannt: die naturalistische Grundlegung, die Aktivität des Subjektes, der Objektbezug und die Konstruktionsleistung.

Piaget, der selber in Neuchâtel vier Jahre lang einen Lehrstuhl für Philosophie innehatte, wendet sich in seiner eigenen Forschung über das Erkennen als erstes von der philosophischen Frage „Was ist Erkenntnis?“ ab und formuliert sie so um, daß sie einer empirischen Überprüfung zugänglich wird: „Wie entwickelt sich Erkenntnis?“. Piaget initiiert damit eine ontogenetische Betrachtungsweise, die nicht das Wesen und die Voraussetzungen der (wissenschaftlichen) Erkenntnis allgemein zum Gegenstand nimmt, sondern die konkrete Entwicklung des Erkennens, wie es bereits beim Säugling einsetzt.¹⁷

Die Wurzeln des Erkennens liegen für Piaget in der biologischen Ausstattung des Menschen, wobei diese Ausstattung keine beziehungsweise nur rudimentäre inhaltliche Ausprägungen von Erkenntnisschemata umfaßt.¹⁸ Ausdrücklich setzt er sich damit von den Annahmen des Nativismus wie auch des Empirismus ab: weder muß er voraussetzen, daß der Säugling von Geburt an über apriorische Erkenntnisse beziehungsweise Erkenntnis-kategorien verfügt, noch unterstellt er eine Entwicklung der Kognitionen aus der Erfahrung, in der diese die Kognitionen nach dem Muster der Realität formt. Vielmehr betont auch Piaget – wie der Radikale Konstruktivismus und die Evolutionäre Erkenntnistheorie – die Unmöglichkeit, „eine feste Grenze zwischen dem Angeborenen und dem Erworbenen zu ziehen“¹⁹. Erkenntnis bildet sich in einem „selbstregulativen“ Prozeß, in dessen Beginn Subjekt und Objekt in einer „zunächst unentwirrbaren Interaktion“ stehen,²⁰ in deren Verlauf erst allmählich die interdependenten Prozesse der Assimilation und der Akkomodation ihre gegenläufige Funktion entfalten können. Über die allgemeine Prämisse der Befähigung des Menschen zur Kontaktaufnahme

16 *Piaget*, Abriß der genetischen Epistemologie, 28.

17 Seine Vorbehalte gegen eine weitere Verfolgung der erkenntnistheoretischen Fragen als philosophische Probleme hat er 1965 in „Weisheit und Illusionen der Philosophie“ dargelegt: angesichts der bestehenden Möglichkeit, diese Fragen empirisch zu untersuchen, bedeute jedes Beharren auf ihrer weiteren philosophischen Diskussion wissenschaftlichen Stillstand und den Verzicht auf mögliche Lösungen. (Eine Zusammenfassung dieser Argumentation findet sich in *Hans G. Furth*, *Piaget über Weisheit und Illusionen der Philosophie*, in: ders., *Intelligenz und Erkennen*, 1981 (1969), 341-355; s.a. *Furth*, *Intelligenz und Erkennen*, 25; *Jean Piaget*, *Die Entwicklung des Erkennens I: Das mathematische Denken*, Stuttgart: Klett 1972 (1950), 13ff.)

18 *Piaget*, *Die Entwicklung des Erkennens I*, 30; *Piaget*, *Abriß der genetischen Epistemologie*, 83ff.

19 *Piaget*, *Abriß der genetischen Epistemologie*, 89.

20 *Fatke*, *Jean Piaget über Jean Piaget*, 32.

mit seiner Umwelt und zu seiner Entwicklung (die auch die Funktionen der Assimilation und der Akkomodation umfassen) hinaus braucht Piaget also keine Voraussetzungen zu machen, die ihrerseits einer Begründung bedürften, sondern kann sich direkt der empirischen Analyse des „Aufbaus der Wirklichkeit beim Kinde“ zuwenden.

Das empirische Vorgehen der Genfer Psychologen stützt sich auf intensive Laborstudien mit Kindern verschiedenster Altersgruppen, die – auf der Grundlage ausführlicher Vorstudien – in themenzentrierte Gespräche verwickelt oder mit experimentellen Anordnungen konfrontiert wurden, wobei beides von alltagsweltlichen Erfahrungen und Fragestellungen ausging. Besondere Aufmerksamkeit wurde dabei der Vermeidung der gerade bei dieser Thematik und diesem Personenkreis bestehenden Gefahr gewidmet, Denkstrukturen der Forscher auf die Kinder zu übertragen und in ihnen zu ‚entdecken‘, was zuvor an sie herangetragen wurde.²¹

Bekannt ist die von Piaget und seiner Forschungsgruppe festgestellte Abfolge von Stufen der geistigen Entwicklung des Kindes, derzufolge – wenn man nur die drei Hauptstadien zugrundelegt – zwischen der sensomotorischen Phase, der Phase der konkreten Operationen und der Phase der formalen Operationen des Denkens zu unterscheiden ist.²² In unserem Zusammenhang: im Bemühen um eine realistische Fundierung der Erkenntnis, kommt der ersten Stufe, der Ausbildung der sensomotorischen Intelligenz, eine besondere Bedeutung zu. Dieser Prozeß setzt unmittelbar nach der Geburt ein und basiert auf der handelnden Auseinandersetzung des Kindes mit seiner Umwelt. Zunächst existiert für das Kind gar keine ‚äußere Welt‘ in unserem Sinne, da es zu einer bewußten Wahrnehmung seiner selbst und damit zu einer Gegenüberstellung von ‚Ich‘ und ‚Welt‘ gar nicht fähig ist. Es bezieht alles, was es wahrnimmt, auf sich selbst, ohne die Objekte als solche zu erkennen: eine Trennung von Subjekt und Objekt besteht in diesem Stadium noch nicht.

Damit sind auch die beiden grundlegenden Prozesse der Ausbildung von Erkenntnis noch nicht getrennt: Assimilation und Akkomodation können ihre gegenläufige, aber aufeinander verweisende und sich wechselseitig bedingende und ergänzende Funktion noch nicht erfüllen, sie sind lediglich als Potential im Kind bereits angelegt.²³ Ihre Entfaltung erfolgt erst allmählich,

21 *Jean Piaget, Das Weltbild des Kindes*, Stuttgart: Klett-Cotta 1978 (1926) 13ff; siehe hierzu auch die Kritik von *Hans Aebli, Von Piagets Entwicklungspsychologie zur Theorie der kognitiven Sozialisation*, in: Steiner, Piaget und die Folgen, 1978, 604-627, hier: 614.

22 Für eine knappe Zusammenfassung der Stadientheorie siehe die Ausführungen in *Piaget, Abriß der genetischen Epistemologie*, 31ff.

23 *Piaget, Der Aufbau der Wirklichkeit beim Kinde*, Stuttgart: Klett 1975 (1937) 337ff. Mit Assimilation ist die Einpassung eines äußeren Elementes in ein bereits bestehendes kognitives Schema gemeint, wobei das Element diesem Schema subsumiert, das Schema selbst also nicht verändert wird. Akkomodation bedeutet demgegenüber die Anpassung des Schemas an äußere Bedingungen, die als so sehr unterschieden von den verfügbaren

indem das Kind in seiner handelnden Auseinandersetzung mit der Umwelt auch auf deren „Widerständigkeit“ stößt: in einem ständigen Wechselspiel zwischen Subsumtion (der Welt) und Anpassung (der Schemata) differenzieren sich die Schemata und gewinnt – damit korrelierend – die Welt an Komplexität. In dieser sensomotorischen Phase verfügt das Kind noch nicht über „innere Bilder“.²⁴ So ließ sich in den von der Genfer Forschergruppe durchgeführten Experimenten zeigen, daß selbst eine so grundlegende Vorstellung wie die der Eigenexistenz und Dauerhaftigkeit von Objekten erst gegen Ende der sensomotorischen Phase, also im Alter von 18 bis 24 Monaten, sicher etabliert ist: zuvor sind dies für das Kind Erscheinungen, die es auf seine eigenen Aktivitäten und Wünsche bezieht und die für es nicht mehr existieren, sobald sie aus seinem Gesichtskreis verschwinden. Erst jetzt, mit der sich ausbildenden Möglichkeit der Manipulation innerer Vorstellungen, erkennt es ein äußeres Objekt als einen beständigen Teil der Welt – und hat damit zugleich auch eine Vorstellung von sich selbst als von diesen es umgebenden Objekten getrennt existierender und handelnder Einheit entwickelt.²⁵

Diese Ausbildung und Differenzierung der kognitiven Schemata erfolgt allein in dem und durch das Handeln des Kindes, nicht jedoch durch eine mehr oder weniger automatische Entfaltung der Kognitionen selbst beziehungsweise durch eine reine Anpassung an die Umwelt. In seinem Handeln: im Saugen, im Betasten, im Greifen, macht das Kind Erfahrungen mit der Welt, die aber auch nur dann zu Erfahrungen werden können, wenn sie den bestehenden Schemata assimilierbar sind, das heißt wenn sie als mit ihnen übereinstimmend oder von ihnen abweichend, in jedem Fall aber in bezug auf sie wahrgenommen werden können.²⁶ Die Schemata, die das Kind in seinem Handeln entwickelt hat, bilden in der weiteren Entwicklung die Grundlage für die kognitiven Operationen, bei denen die Manipulation der inneren Vorstellungen dann nicht mehr an die Ausführung entsprechender Verhaltensweisen gebunden ist, sondern (im Falle der formalen Operationen) unabhängig von einer Handlungssituation vorgenommen werden kann. *Die Strukturen des Denkens sind somit für Piaget im Handeln angelegt und in ihm praktisch erprobt worden.* „Der Aufbau der Wirklichkeit in den ersten zwei Lebensjahren folgt also dem Aufbau des sensomotorischen Verhaltens.“ „Grundaxiom und Ergebnis seiner [Piagets] Forschung“ ist, daß „sich im praktischen Tun schon Strukturen abzeichnen, welche in der Mathematik und

Schemata erkannt werden, daß ihre Subsumtion unter diese als nicht angemessen angesehen wird: das Schema wird entsprechend modifiziert – *Fatke, Jean Piaget über Jean Piaget*, 41ff. Aber selbst die Akkomodation ist, wie *Thomas Bernhard Seiler* betont, ein konstruktiver Akt des Individuums, keine Festlegung der Kognition durch die Realität selbst – Handeln und Erkennen in der strukturalgenetischen Theorie Jean Piagets, Diskussionspapier für die Zweiten Freiburger Arbeitstage für Soziologie vom 3.-5. Oktober 1991, 4, 18.

24 *Furth*, Intelligenz und Erkennen, 338.

25 *Piaget*, Der Aufbau der Wirklichkeit beim Kinde, 9, 12f.

26 *Piaget*, Abriß der genetischen Epistemologie, 86.

– allgemeiner – in der theoretischen Erkenntnis sehr viel später begrifflich und formal gefaßt werden.²⁷

Zwischen Subjekt und Objekt konstatiert Piaget einen „Zirkel“, „wonach das Subjekt sich selbst nur mittels des Objekts erkennt und das Objekt nur dank seiner eigenen subjektiven Aktivität“.²⁸ Damit aber sind beide in einer „unauflösbaren Wechselwirkung“²⁹ miteinander verbunden, die es völlig illusorisch macht, realistische und konstruktivistische Elemente der Erkenntnis voneinander trennen zu wollen. So wie im Radikalen Konstruktivismus und in der Evolutionären Erkenntnistheorie unter Verweis auf den epigenetischen Charakter des menschlichen Entwicklungsprozesses der Kontroverse um Anlage versus Umwelt der Boden entzogen worden ist³⁰, so zeigt sich hier, daß die unversöhnliche Gegenüberstellung von Realismus und Konstruktivismus den Kern des Aufbaus der Wirklichkeit verfehlt. Zwar bekennt sich Piaget wiederholt zu der konstruktivistischen Grundlegung der genetischen Erkenntnistheorie³¹ – sein Konstruktivismus ist aber untrennbar an die Strukturen der Realität, wie sie dem Kind in seinem Handeln begegnen, gebunden. Ausdrücklich betont Piaget den Primat des Handelns gegenüber dem Denken, des „Reellen“ gegenüber dem „Möglichen“.³² Eine konstruktivistische Verabsolutierung auf Kosten ihrer realistischen Anbindung, wie sie von Glasersfeld in seiner Piaget-Rezeption vornimmt, nimmt der genetischen Erkenntnistheorie ihr konstitutives Element: die unaufhebbare Verbindung realistischer und konstruktivistischer Elemente zu einem integralen Konzept menschlicher Erkenntnis. Insofern fällt von Glasersfeld – und mit ihm der Radikale Konstruktivismus – hinter den bei Piaget erreichten Erklärungsstand zurück.

27 Hans Aebli, Zur Einführung, in: Piaget, Der Aufbau der Wirklichkeit beim Kinde, 1975, 7-10, hier: 8, 9; Piaget, Die Entwicklung des Erkennens I, 24ff, 38ff; Seiler, Handeln und Erkennen in der strukturalgenetischen Theorie Jean Piagets, 8ff.

Allerdings erfolgt nicht eine einfache Übertragung von der Handlungs- auf die kognitive Ebene: Piaget betont nachdrücklich den mühseligen Prozeß, in dem das Kind sich kognitiv erneut erarbeiten muß, worüber es (z.B. in bezug auf Objektpermanenz, Raumwahrnehmung oder Kausalität) auf der Handlungsebene bereits sicher verfügte – Der Aufbau der Wirklichkeit beim Kinde, 343ff.

28 Piaget, Die Entwicklung des Erkennens I, 45.

29 Fatke, Jean Piaget über Jean Piaget, 38.

30 Singer, Die Entwicklung kognitiver Strukturen, 115ff; Vollmer, Was können wir wissen?, 131f.

31 Und er verwendet dabei durchaus Formulierungen, die auch aus der Feder eines Radikalen Konstruktivisten stammen könnten: z.B. Piaget, Einführung in die genetische Erkenntnistheorie, 22f, 87.

32 Piaget, Die Entwicklung des Erkennens I, 38ff.

Auch innerhalb der Philosophie findet diese Position Unterstützung; siehe – neben dem bereits erwähnten Aufsatz von Schneider, Die Situiertheit des Denkens, Wissens und Sprechens im Handeln – auch: Hans Lenk, Philosophie und Interpretation. Vorlesungen zur Entwicklung konstruktivistischer Interpretationsansätze, Frankfurt: Suhrkamp 1993, passim, v.a. 213ff.

2.3 Zur Begründung eines konstruktiven Realismus³³

Erinnern wir uns: das vom Radikalen Konstruktivismus nicht gelöste Problem bestand darin, das Konzept des Gehirns als eines abgeschlossenen, selbstreferentiellen Systems mit der Passung zwischen der kognitiven Leistung dieses Systems und der prinzipiell unzugänglichen Realität in Einklang zu bringen. In der genetischen Erkenntnistheorie Piagets finden wir das ‚missing link‘ zwischen dem erkennenden System und der Umwelt: *es liegt in der Verankerung der kognitiven Konstruktionen im Handeln des Menschen in der Realität*. Piaget ist zu diesem Brückenschlag in der Lage, weil er die für den Radikalen Konstruktivismus konstitutive Verkürzung der Betrachtungsperspektive auf das Gehirn, auf das kognitive System als alleinigem Bezugspunkt der Analyse, nicht teilt, sondern im Gegenteil das Kind als ein aus eigenem Antrieb handelndes Subjekt, bei dem Kognition und Handeln untrennbar verbunden sind, zum Ausgangspunkt seiner Analyse macht; *das Kind ist Akteur, nicht Kognitionsproduzent*.³⁴

Die Erkenntnisperspektive orientiert sich in den beiden Ansätzen an genau gegenläufigen Prämissen: während im Radikalen Konstruktivismus die Kognition der Autopoiese des Organismus dient, sie also als *Voraussetzung* erfolgreichen Handelns betrachtet wird, wählt Piaget die Handlung, das Handtieren mit Gegenständen zum *Ausgangspunkt* seiner Analyse – Kognition ist nicht Voraussetzung, sondern Ergebnis dieses Agierens.³⁵

Indem der Radikale Konstruktivismus die Geschlossenheit des erkennenden Systems und die prinzipielle Nicht-Erkenntbarkeit der äußeren Welt zum unverrückbaren Grundstein seiner Theorie erhebt, der nur noch ein Schweigen über die Realität zuläßt, grenzt er diese aus seinen Überlegungen aus und verstellt sich damit die Möglichkeit, sie auf eine andere Weise als durch die hier zurückgewiesene direkte Wahrnehmung doch in seine Analyse einbeziehen zu können. Zwar weicht auch Piaget, wie Bärbel Inhelder berichtet, einer Aussage über die Realität „vor irgendeiner Erkenntnis“ aus: darüber könne er „als Psychologe“ nichts sagen – er verknüpft aber sogleich das Er-

33 Aus einem anderen Begründungskontext kommt auch Dux zu dieser Charakterisierung des Erkenntnisprozesses – Die Logik der Weltbilder, 76ff; auf ihn wird später ausführlich eingegangen sein.

34 Zwar wird auch im Radikalen Konstruktivismus immer wieder von „Aktivität“ gesprochen, doch handelt es sich dort nur um die *kognitive* Aktivität *des Gehirns* – ein in der Welt handelndes Subjekt gibt es in seiner Logik nicht.

35 An dieser grundlegenden und entscheidenden Differenz ändert auch die Tatsache nichts, daß auch für Piaget – für nachfolgende Handlungen – die zuvor erworbene Kognition orientierende Funktionen ausübt, während umgekehrt auch im Radikalen Konstruktivismus Handlungen zur Ausprägung von Kognitionen führen können: der Ausgangspunkt ist ein jeweils grundsätzlich anderer.

kennen mit dem Handeln, wenn er hinzusetzt: „ich erkenne einen Gegenstand nur in dem Maße, in dem ich auf ihn einwirke; vor einer solchen Tätigkeit kann ich nichts über ihn sagen“.³⁶

Greift Piaget mit seiner realistischen Fundierung der Erkenntnis zu kurz, das heißt muß er nicht – da jede (und damit auch die Handlungs)Erfahrung der Welt eine Sinneserfahrung ist – die im Radikalen Konstruktivismus aufgezeigten neurophysiologischen Grundlagen voraussetzen? Bleibt dann aber nicht die Erkenntnis in der dort konstatierten Geschlossenheit des Nervensystems gefangen, so daß die von ihm in der Handlungsanalyse geleistete scheinbare Transzendierung der oben aufgezeigten Grenzen einen Trugschluß darstellt? Natürlich bleibt auch Piagets Analyse an die aufgezeigten neurophysiologischen Prozesse – und damit an das Prinzip der Verarbeitung aller äußeren Signale nach internen Strukturen – gebunden. Aber: die Konzentration seines Interesses auf das Handeln – und damit auf die Verbindungsstelle zwischen Subjekt und Umwelt (statt der Beschränkung auf die internen Prozesse) – öffnet den Blick für die Rückwirkung der Realität auf das handelnde Subjekt. Eine handlungsbasierte Analyse kann sich nicht damit zufriedengeben, allein die Erkenntnisstrukturen zu berücksichtigen: sie muß auch zur Kenntnis nehmen, daß dem Kind mit bestimmten Objekten immer nur bestimmte (Handlungs)Operationen gelingen, und sie muß daraus erkenntnistheoretische Konsequenzen ziehen.

Wenn ein Kind, um ein einfaches Beispiel zu geben, versucht, einen Ball auf einer schiefen Ebene abzulegen, so wird es damit eine andere Erfahrung machen, als wenn es dasselbe mit einem Würfel machen würde; wenn das Kind diesen Würfel auf dem Boden zu rollen versucht, so wird der Würfel darauf unverkennbar anders ‚reagieren‘, als wenn das Kind dazu den Ball nehmen würde. Obwohl es sich im Hantieren mit diesen Objekten im konstruktivistischen Sinne durchaus um ‚gemachte‘ Erfahrungen handelt, müssen sie doch zu deutlich unterschiedlichen mentalen Konzepten davon, ‚was man mit solchen Dingen machen kann‘ beziehungsweise ‚was diese Dinge machen‘, führen – und diese Kognitionen sind eben nicht nur abhängig von den internen Verarbeitungsmechanismen des Kindes, sie sind vielmehr ganz entscheidend durch die Eigenschaften der Objekte selbst, wie sie sich dem Kind in ihrer Handhabbarkeit darstellen, vorgegeben.

Natürlich wird das Kind zunächst einmal versuchen, mit allen Objekten so umzugehen, wie es es bisher gewohnt war – das heißt in einer bestimmten Phase zum Beispiel, an allem zu saugen, da dies das einzige oder zumindest wichtigste Handlungs- und Kognitionsschema ist, über das es verfügt. Es wird dabei die Erfahrung machen, daß nicht jedes Objekt den Hunger stillt, daß nicht jedes Objekt, wenn man es schüttelt, Geräusche von sich gibt, daß nicht jedes Objekt zum Rollen geeignet ist – und es wird seine Hand-

36 *Bürbel Inhelder*, Einige Aspekte von Piagets genetischer Theorie des Erkennens (1965), in: *Furth, Intelligenz und Erkennen*, 1981, 44-71, hier: 47.

lungsweise und seine kognitiven Vorstellungen diesen den Objekten inhärenten Möglichkeiten anpassen. *Das Kind definiert die Objekte über die Handlungsmöglichkeiten, die sie ihm eröffnen; die Aktivität und damit die Konstruktion liegen beim Kind – die Bedingungen der Konstruktion werden von der Welt vorgegeben.*

Die Welt ist für das Kind genau so komplex, wie seine Schemata differenziert sind – und diese sind so differenziert, wie das Kind über Handlungsmöglichkeiten in dieser Welt verfügt. Wie ein englisches Sprichwort sagt: ‚Give a child a hammer and it thinks everything needs hammering‘. Diese „deformierende Assimilation der Realität ans Ich“ stößt aber zunehmend auf „Widerstände“, die eine Akkomodation der Konstrukte an die Realität notwendig machen:³⁷ das Kind wird die Vorstellung einer rollenden Bewegung eben eher mit der eines Balles in Verbindung bringen als mit der des Würfels. Und in diesem Sinne ist die oben zitierte Aussage von Richards und von von Glasersfeld über die Unstrukturiertheit der Welt vorab jeder Erkenntnisleistung unhaltbar: in einer konstruktivistischen Logik hat sie als ontologische Aussage keinen Platz, und aus realistischer Perspektive ist sie unzutreffend. Ohne in einen naiven Realismus verfallen zu müssen, können wir feststellen, daß diese Aussage nicht den Möglichkeiten entspricht, über die wir verfügen, um die Realität zu beschreiben.

Es wird deutlich, daß der Erkenntnisprozeß von beiden an ihm beteiligten ‚Akteuren‘ beeinflusst wird – und hinsichtlich ihrer Möglichkeit, ‚nein‘ zu sagen und ein Handlungskonzept beharrlich scheitern zu lassen, kommt (wenn auch nur in genau diesem Sinne) selbst der materiellen Umwelt der Status eines ‚passiven Akteurs‘ zu.³⁸ Es ist durchaus richtig, daß nur das zu einer ‚Kognition‘ werden kann, was von dem Erkenntnisssystem des jeweiligen Organismus verarbeitet werden kann (und diese interne Verarbeitung folgt den Strukturen und Prozessen dieses Organismus)³⁹ – insofern ist dem Radikalen Konstruktivismus zu folgen. Über die *möglichen* Handlungsweisen und über das *Scheitern* von Handlungsentwürfen entscheiden aber die Strukturen der Realität. Und diese Handlungseinschränkung und dieses Scheitern sind beharrlich und offensichtlich oft genug auch so eindeutig, daß sich bei den Individuen in ihrem Erkenntnisprozeß sehr ähnliche, erfolgreiches Handeln und Kommunikation ermöglichende kognitive Systeme ausbilden – Effekte, die vom Radikalen Konstruktivismus allein auf die Strukturen des Erkenntnisystems zurückgeführt werden, die tatsächlich aber eben *auch* durch die Strukturiertheit der Realität selbst bedingt sind.

37 *Piaget, Der Aufbau der Wirklichkeit beim Kinde*, 370.

38 Ganz zu schweigen von der sozialen Umwelt, die auch von Piaget in ihrer Bedeutsamkeit nicht angemessen zur Kenntnis genommen worden und auf die an dieser Stelle noch nicht näher einzugehen ist, auf die hier aber nochmals verwiesen werden soll – vgl. Kapitel II/3.

39 Dies wird auch von Piaget so gesehen: *Piaget, Abriß der genetischen Epistemologie*, 86.

Nicht nur der bereits früher erfolgte Verweis auf die Annahme einer Strukturierung der Realität durch Roth und Singer spricht dafür, daß die hier angestellten Überlegungen in Richtung einer fruchtbaren Verbindung zwischen einer konstruktivistischen Interpretation der neueren Gehirnforschung und der genetischen Epistemologie zwar gegen die Interpretation einiger Radikaler Konstruktivisten verstoßen mögen, nicht aber zwingend gegen die empirischen Grundlagen beider Ansätze. Über diese Grundannahmen hinaus gibt es jedoch auch konkretere Berührungspunkte, in denen Vertreter des Radikalen Konstruktivismus explizit auf die Bedeutung des Handelns für die Ausbildung von Kognitionen verweisen, ohne allerdings die strategische Bedeutung dieser Befunde zu sehen.

So berichtet Roth von einem Experiment mit jungen Katzen, die an einer „aktiven, visuomotorischen ‚Eroberung‘ der Welt“ gehindert wurden, indem man sie nur passiv umherbewegte, und von entsprechenden Erfahrungen mit stark behinderten Kindern: in beiden Fällen war die Wahrnehmung der Umwelt massiv beeinträchtigt, die Katzen verhielten sich „später wie blind“.⁴⁰ An anderer Stelle resumiert er: „Ganz offenbar muß die gegenständliche Welt im Säuglingsalter im wahrsten Sinne *begriffen werden, damit sie gesehen werden kann*.“⁴¹ In der Diskussion eines Experimentes mit einer Umkehrbrille stellt Riegas fest, daß sich hinsichtlich einer sicheren Orientierung „in unklaren Situationen die taktilen Erfahrungen den visuellen als überlegen“ erweisen.⁴² Ähnliches ist auch aus der Erfahrung mit Blinden, die von Geburt an blind waren und erst im Erwachsenenalter durch eine Operation ihre Sehfähigkeit erhielten, bekannt: in ihrem langwierigen Lernprozeß griffen sie immer wieder auf taktile Erfahrungen zurück, um zu erkennen, was sie sahen.⁴³ Zwar vermittelt der Gesichtssinn für das alltägliche Handeln die mit Abstand wichtigsten menschlichen Sinneseindrücke, aber sie ruhen offensichtlich auf den im Handeln konstituierten Erfahrungen der Welt auf. Auch von Foerster führt klinische Erfahrungen an, in denen über rein motorische Handlungen Wahrnehmungsveränderungen erreicht werden.⁴⁴ Wie nahe der Radikale Konstruktivismus *in der Formulierung* der Position Piagets ist,

40 Roth, Erkenntnis und Realität, 237.

41 Gerhard Roth, Die Bedeutung der biologischen Wahrnehmungsforschung für die philosophische Erkenntnistheorie, in: Peter M. Hejl u.a. (Hrsg.) Wahrnehmung und Kommunikation, Frankfurt u.a.: Lang 1978, 65-78, hier: 73 (Hervorhebung W.M.).

42 Riegas, Das Nervensystem – offenes oder geschlossenes System?, 110.

43 Martin Goldstein/Inge F. Goldstein, How We Know. An Exploration of the Scientific Process, New York/London: Plenum Press 1978, 13ff.

44 von Foerster, Das Konstruieren einer Wirklichkeit, 41.

Nur am Rande sei auch auf die vielfältigen Versuche verwiesen, über die Ausübung bestimmter körperlicher Bewegungen Bewußtseinsveränderungen zu erreichen: Yoga, Tai Chi, Feldenkrais-Methode und anderes mehr – Handlungsfelder, denen sich die Wissenschaften nur sehr zögerlich näherten, deren Wirksamkeit sie aber mittlerweile anerkennen, und die ihre Wirksamkeit möglicherweise in der hier beschriebenen Koppelung von Handlung und Ausbildung neuronaler Strukturen begründet finden.

zeigt sich in der von Maturana und Varela als „Kernaphorismus“ bezeichneten Aussage: „Jedes Tun ist Erkennen, und jedes Erkennen ist Tun“. Wie sehr ihre Perspektive aber verengt ist, wird deutlich, wenn es im folgenden nur noch darum geht, Erkenntnis als eine *kognitive* Welt schaffende Handlung zu begründen, ohne auf das *praktische* Handeln in der Welt einzugehen.⁴⁵

Rufen wir uns des weiteren noch einmal in Erinnerung, wie sich für den Radikalen Konstruktivismus ‚Bedeutung‘ aufbaut: sie erscheint im neuronalen System als ein konstantes Schwingungsmuster, das sich durch wiederholte Aktivierung zu einer kognitiven Struktur verfestigt. Diese Verfestigung durch Wiederholung kann leicht mit den von Piaget beschriebenen „Zirkulärreaktionen“ parallelisiert werden, in denen ein Kind wieder und wieder dieselbe Handlung (zum Beispiel das Fallenlassen einer Rassel, das Rollen eines Balles) wiederholt und damit die äußere Erfahrung mit dem inneren neuronalen Prozeß in Verbindung bringt. In diesem Prozeß: über das Hantieren mit einem Gegenstand, der nur ganz bestimmte Handlungsmuster zuläßt, wirkt die Realität zwar nicht direkt in das geschlossene System der neuronalen Verarbeitung ein, sie läßt diesem – innerhalb individueller Schwankungsbreiten und natürlich nur auf der Grundlage von dessen grundsätzlichen Möglichkeiten und Begrenzungen – aber gar keine andere Wahl, als eine bestimmte Erfahrung mit ihr zu machen, und das heißt in den Kategorien des Radikalen Konstruktivismus: als ein bestimmtes neuronales Muster, das sich in bestimmter Weise von anderen Mustern unterscheidet, aufzubauen. *Es ist diese Koppelung von Handlungserfahrung und neuronalem Prozeß, in der ‚Bedeutung‘ konstituiert wird.*⁴⁶

In diesem Zusammenhang verdient auch die Tatsache einer zeitlichen Parallele in den Modellen der kindlichen Entwicklung des Radikalen Konstruktivismus und der genetischen Erkenntnistheorie eine Erwähnung. Die von Piaget aufgrund seiner Beobachtungen identifizierte sensomotorische Phase, die wesentlich durch die innere Konstitution externer Objekte charakterisiert ist, wird von der Geburt bis zum achtzehnten (beziehungsweise vie-

45 Maturana/Varela, Der Baum der Erkenntnis, 31f.

46 Keineswegs ist im übrigen Bedeutungskonstitution auf den Umgang mit Objekten beschränkt; andere Entstehungsbedingungen von ‚Bedeutung‘ umfassen ihre Genese aus – nicht an konkrete Objekte gebundene – Handlungen bzw. aus dem ‚Hantieren‘ mit kognitiven Vorstellungen, wie sie zum Beispiel die Entwicklung der Konzepte der Menge, der Gleichzeitigkeit, der Kausalität o.ä. darstellen. Diese letztere Art der Bedeutungsentwicklung bezeichnet Piaget als „reflektierende Abstraktion“ und setzt sie von der hier von mir in den Vordergrund gestellten „empirischen Abstraktion“, „die in erster Linie von den Objekten ausgeht“, ab – Abriss der genetischen Epistemologie, 38; s.a. Piaget, Einführung in die genetische Erkenntnistheorie, 23ff. In unserem Kontext kommt der letzteren jedoch die größere Bedeutung zu, da sie es ist, die die kognitiven Schemata mit der Realität verbindet und die Grundlage für das reflektierende Abstrahieren schafft.

rundzwanzigsten) Lebensmonat terminiert⁴⁷. Für diesen Zeitraum berichtet nun Roth, „daß die Verknüpfung der Nervenzellen untereinander mit dem 2. Lebensjahr zu ca. 80% abgeschlossen ist“.⁴⁸ In der Phase also, in der das Kind sich intensiv handelnd mit Objekten seiner Umwelt auseinandersetzt, bilden sich zugleich und unter dem Einfluß dieser Erfahrungen die neuronalen Strukturen des Gehirns heraus: *nicht ein fertiges Gehirn nimmt kognitiv die Welt nach vorgegebenen Mustern wahr, vielmehr bilden sich seine Wahrnehmungsstrukturen erst in Auseinandersetzung mit eben dieser Welt heraus.*

Damit aber kann nicht nur das kognitive System der Realität (bis zu seinem Scheitern im Handeln) eine bestimmte Interpretation auferlegen, sie also assimilieren (hier haben wir den Platz für alltägliche Sinnestäuschungen wie auch für wissenschaftliche Irrtümer) – ihm kann auch seinerseits von der Realität über die Erzwingung eines bestimmten Handelns eine bestimmte kognitive Struktur auferlegt werden (und hier ist der Platz für die im Radikalen Konstruktivismus geleugnete formende Rückwirkung der Welt auf das kognitive System).⁴⁹ Die für den Radikalen Konstruktivismus konstitutive Beschränkung der Genese von Erkenntnis auf die neuronalen Prozesse ist damit hinfällig geworden. Erkenntnis kann nun, ohne daß das menschliche Nervensystem als ein offenes System begriffen werden muß – was die von Roth beschriebene Konsequenz seiner Determinierung durch externe Stimuli und damit den Verlust seiner Handlungsautonomie nach sich ziehen würde –, als ein Prozeß konzipiert werden, der sowohl an die internen Regeln des erkennenden Systems gebunden als auch in der Lage ist, Realität in ihrer Beschaffenheit zu erkennen.

Die hier entwickelte Position impliziert weder eine Rückkehr zur Abbildtheorie noch zum Postulat wahrer Aussagen über die Realität. Es wird aber behauptet, daß *wesentliche* Strukturen der Realität erfaßt werden können und auch erfaßt werden müssen, um das Überleben des Organismus zu ermöglichen. Explizit wird damit auch der metaphysischen Annahme Radikaler Konstruktivistinnen widersprochen, jenseits des Scheiterns an der Realität gäbe es noch „zahllose andere Arten“⁵⁰, diese Realität in Wirklichkeiten zu überführen, so daß man über die Beschaffenheit der Realität gar nichts aussagen könne. Dieser Verweis auf mögliche andere Wirklichkeitskonstruktionen ist wohlfeil und irrelevant, da er weder zu belegen noch zu widerlegen ist: we-

47 Piaget, Abriß der genetischen Epistemologie, 33ff; Thomas/Feldmann, Die Entwicklung des Kindes, 128ff, 136f.

48 Roth, Gehirn und Selbstorganisation, 168.

49 Ein solcher Eingriff in den Erkenntnisprozeß erfolgt darüber hinaus nicht nur über die beschriebenen „Sachzwänge“, die sich aus den Möglichkeiten des Umgangs mit Objekten ergeben, hier eröffnet sich zudem eine zweite Einflußlinie, indem auch die soziale Umwelt bestimmte Handlungsweisen erzwingen und damit bestimmte Weisen der Weltwahrnehmung begründen kann – vgl. Kapitel II/3.

50 von Glasersfeld, Wissen, Sprache und Wirklichkeit, 109.

der ist vom Radikalen Konstruktivismus zu verlangen, diese Möglichkeiten zu belegen, da dies die Überschreitung der von ihm selbst postulierten, durch das gegebene menschliche Gehirn gesetzten Grenzen voraussetzen würde, noch ist – aus demselben Grunde – eine Widerlegung möglich.

Nehmen wir die im Zusammenhang mit der Diskussion der Epistemologie Piagets entwickelten Überlegungen ernst, so ist die Frage nach dem Charakter der Erkenntnis als „Konstruktion oder Wiedergabe“ mit ihrer Ausschließlichkeit der Alternativen falsch gestellt. Weder ist unsere Erkenntnis eine Widerspiegelung der Realität, noch ist sie ein reines Konstrukt unseres kognitiven Apparates. Wie wir bei Piaget gesehen haben, konstituieren sich Subjekt und Objekt in einem Prozeß ständiger Wechselwirkung, ein Auseinanderrechnen von Komponenten der Welt und Komponenten der Erkenntnis ist nicht möglich: „Vor einer solchen Tätigkeit [in bezug auf einen Gegenstand der Welt] kann ich nichts über ihn aussagen“ – danach sind Objekt und Erkenntniskategorie in unserer Wahrnehmung untrennbar verschmolzen.⁵¹ Jede Erkenntnis umfaßt also sowohl konstruktive als auch realistische Elemente. Der Prozeß der Erkenntnis ist daher nur aus der Perspektive eines realistischen Konstruktivismus beziehungsweise eines konstruktiven Realismus angemessen zu begreifen, wobei es müßig ist, die relative Wichtigkeit der beiden Komponenten gegeneinander aufrechnen zu wollen. Die Vorstellung einer Erfassung ‚der‘ Realität ist aufzugeben, und das Reden von der „Möglichkeit objektiver Erkenntnis“ muß inhaltsleer bleiben, da eine Entscheidung hierüber nicht möglich ist: beides setzt die Einnahme einer Perspektive voraus, die unabhängig von unserem Erkenntnisssystem ist.⁵²

Verschiedentlich ist im Verlauf dieser Darstellung erwähnt worden, daß in den besprochenen Ansätzen zwar immer wieder ein globaler Hinweis auf die Bedeutung sozialer und kultureller Faktoren zu finden ist, daß diese Dimensionen aber nirgends eine eigenständige Berücksichtigung erfahren. Auch die genetische Epistemologie Piagets ist von dieser Begrenzung nicht ausgenommen. So konstatiert Aebli im Zeitverlauf eine thematische wie auch eine methodische Verengung der Piagetschen Perspektive, die er für eine „Erlahmung“ der Anregungsfähigkeit dieser Theorie verantwortlich macht.⁵³ In einer „formalen Wende“ habe sich Piaget nach 1940 von der Analyse der Genese alltäglicher Vorstellungen, wie er sie zum Beispiel in „Das Weltbild des Kindes“ 1926 zum Thema gemacht hatte, abgewandt und sich auf die Analyse der Entwicklung „logisch-mathematischer Operationen“ konzentriert, die für ihn den „eigentlichen Mechanismus“ des Denkens darstellten.⁵⁴

51 Inhelder, Einige Aspekte von Piagets genetischer Theorie des Erkennens, 47.

52 In welcher Weise es sinnvoll sein kann, am Begriff der Objektivität festzuhalten, soll in Abschnitt III/2.2 diskutiert werden.

53 Aebli, Von Piagets Entwicklungspsychologie zur Theorie der kognitiven Sozialisation, 604.

54 Piaget, Die Entwicklung des Erkennens I, 26.

Auch nimmt Piaget ursprünglich – das heißt in der genannten Veröffentlichung von 1926 – vorhandene kritische Reflexionen über den mehrdeutigen Charakter der von den Kindern in der Experimentalsituation gemachten Aussagen später nicht wieder auf, sondern interpretiert diese als spontan, vom Versuchsleiter und der experimentellen Situation unbeeinflusst, lediglich den jeweiligen Entwicklungsstand des Kindes selbst reflektierend.⁵⁵ Zusammen mit seiner Konzentration auf die Entwicklungsstadien, deren sequentielle Unbeeinflussbarkeit durch soziale Einflüsse von ihm besonders betont wurde⁵⁶, wirkten die Beschäftigung mit mathematischen Denkstrukturen und die gewählte Methodik der Laborexperimente einer Berücksichtigung sozialer Prozesse entgegen.

Eine Ursache für diese Entwicklung seines Denkens sieht Aebli in Piagets (an Jean Jaques Rousseau, am Calvinismus und am Darwinismus orientiertem) Bild vom Menschen als einem „selbständigen und einsamen Sucher und Forscher“. In Übereinstimmung mit diesem Bild habe er ein Forschungsprogramm entwickelt, in dem „kein Platz für den Erwachsenen, für Verhaltensvorbilder und für Anleitung ist, für Kultur, Tradition und für die sie vermittelnde, prägende und von ihnen geprägte Sprache“.⁵⁷ Deutlich spiegelt sich diese Vorstellung auch in Piagets Handlungsbegriff wieder: Handeln ist für ihn immer nur das Handeln eines einzelnen in einer bedeutungsneutralen Situation.⁵⁸ Die Einsicht in daraus möglicherweise resultierende Konsequenzen für den Erkenntnisprozeß bleiben Piaget versperrt: er kommt über das Modell einer Forschungssituation, in der ein Kind mit einem Experimentator (der nur als Störfaktor, nicht jedoch als Interaktionspartner konzipiert wird) zusammen ist, nicht hinaus.

Hatten wir Piagets genetische Epistemologie heranziehen können, um die erkenntnistheoretische Perspektive von der Beschränkung auf die biologischen Grundlagen des Erkennens zu befreien und um die Tätigkeit des handelnden Subjektes zu erweitern, so zeigt sich nun die Notwendigkeit, in einem nächsten Schritt seine Beschränkung auf das Individuum aufzuheben und durch die Thematisierung des *Aufbaus der kognitiven Vorstellungen in*

Dies wird auch in Piagets „Einführung in die genetische Erkenntnistheorie“ deutlich, wenn sich die Diskussion um mentale Operationen und Strukturen in den „Mutter-Strukturen“ der „Bourbaki-Gruppe“ konkretisiert – 29ff.

55 Aebli, Von Piagets Entwicklungspsychologie zur Theorie der kognitiven Sozialisation, 614; Hans Aebli, Zur Einführung, in: Piaget, Das Weltbild des Kindes, 1978, 8-12, hier: 10.

56 Fatke, Jean Piaget über Jean Piaget, 56ff, 62ff, 92ff.

57 Aebli, Von Piagets Entwicklungspsychologie zur Theorie der kognitiven Sozialisation, 613; vgl. Fatke, Jean Piaget über Jean Piaget, 92ff.

58 Seiler verweist zwar auf die Erwähnung sozialer Prozesse in Piagets Werk, doch kommt ihnen immer nur ein marginaler Stellenwert zu – Handeln und Erkennen in der struktur-genetischen Theorie Jean Piagets, 12ff.

der alltäglichen Handlungssituation auch die von der sozialen und kulturellen Umwelt ausgehenden Einflüsse in die Erkenntnistheorie einzuholen.

3. Erkenntnis als soziale Hervorbringung

Evolutionäre Erkenntnistheorie und Radikaler Konstruktivismus gingen von der Existenz genetisch verankerter Wahrnehmungsstrukturen aus, konnten allerdings die Passung dieser Strukturen nur indirekt aus dem Evolutions-erfolg beziehungsweise aus der Interpretationsoffenheit der Welt folgern, ohne den Prozeß ihrer Herstellung in der Auseinandersetzung des einzelnen mit dieser Welt erklären zu können. Vor allem blieb bei ihnen völlig offen, wie die (notwendig allgemeinen) genetischen Erkenntnismuster ihre konkrete, das heißt objekt- und kulturspezifische Ausformung erfahren, die sie erst zu ihrer Funktion als Basis praktischen Handelns in einer hochkomplexen und sich ständig wandelnden Umwelt befähigen. Eine solche Spezifizierung kann nicht durch genetische Kodierung erreicht werden, sie setzt vielmehr Entwicklungsprozesse voraus, die zwar auf der Grundlage der biologischen Ausstattung – und damit innerhalb ihrer Grenzen – erfolgen, zugleich aber auch über sie hinausreichen müssen. Unter Heranziehung der Entwicklungstheorie Piagets war es gelungen, die Fruchtbarkeit der Berücksichtigung des Subjektes, das sich in der handelnden Auseinandersetzung mit der Welt deren Strukturierung erschließt, aufzuzeigen. Allerdings galt Piagets Interesse mehr der Analyse der Entwicklungsstadien als der Bestimmung des Prozesses, in dem inhaltliche Vorstellungen über die Welt ausgebildet werden. Im folgenden soll es darum gehen, diesen Prozeß der Genese und Anwendung erkenntnisleitender Kategorien einer genaueren Analyse zu unterziehen.

3.1 Die anthropologische Verfaßtheit des Menschen als Basis der Genese von Erkenntnis

Ansätze zur Begründung einer Erkenntnistheorie zwischen biologischer Veranlagung und subjektbezogener Handlungstheorie finden sich auch in der zeitgenössischen Psychologie – insbesondere die „Kognitive Psychologie“ von Ulric Neisser stellt hier einen wichtigen Beitrag dar. Neisser geht von einer rudimentären Ausstattung des Säuglings mit „neuronalen Schemata“ aus, die eine erste Hinwendung zur Welt ermöglichen: „nicht besonders gut, aber

gut genug, um damit beginnen zu können“.¹ Ihre weitere Ausbildung erfolgt in einem „Wahrnehmungszyklus“, der sich als eine ständige Wechselwirkung darstellt zwischen dem die Wahrnehmung auslösenden Schema, der an diesem orientierten Erkundung (zum Beispiel Kopfbewegung, genaueres Hinsehen und ähnliches) und der dadurch aufgenommenen Information, die ihrerseits auf das Schema zurückwirkt und es verändert, um dann einen neuen Zyklus zu begründen.²

Wahrnehmung ist damit auch für Neisser „eine Art von Handeln“,³ eng gebunden an die Realität, und damit ohne das Konzept eines in einer strukturierten Welt handelnden Subjektes nicht zu denken. Aber auch Neisser muß den Ursprung dieser ersten Schemata als ‚black box‘ behandeln, auch er steht vor dem Problem, den qualitativen Sprung von den „präattentiven Prozessen“⁴ automatischer motorischer Reaktion auf die Ausbildung inhaltlicher Schemata zu erklären. Die Bedeutsamkeit „sozialer Erfahrungen“ wird auch von ihm kurz angedeutet, kann aber innerhalb seines Bezugsrahmens nicht ausgeführt werden.⁵

Wesentlicher weiter zielt dagegen der Erklärungsanspruch von Günter Dux. In expliziter Absetzung von biologisch begründeten Erkenntnistheorien versucht er nicht nur, eine Theorie der Erkenntnis der Welt durch den einzelnen unter den Bedingungen des „hier und jetzt“ zu entwerfen – in seiner Rekonstruktion des Erkenntnisprozesses beansprucht er darüber hinaus, aus der Analyse der Ontogenese eine universale „Entwicklungslogik“ der Geistesgeschichte ableiten zu können. Radikal-konstruktivistischen Theorien hält er vor, gerade diese Ebene der „strukturlogisch“ begründeten Historizität der Erkenntnis – und damit die „Geschichtlichkeit des Denkens“ wie auch seine Rekonstruierbarkeit aus den „nicht verfügbaren Bedingungen des Bildungsprozesses von Welt“ – nicht erfassen zu können.⁶ „Die Verdienste biologischer Theorien mögen sein welche sie wollen, sie kommen über die Allgemeinheit organischer Strategien nicht hinaus, schlicht deshalb nicht, weil sie die Ebene, in der sich die kognitiven Strukturen bilden, gar nicht erreichen.“⁷

Zwar geht auch Dux vom „biologischen Organisationsplan“ des Menschen aus, verfolgt aber nicht die Idee einer genetischen Grundausstattung,

1 *Ulric Neisser, Kognition und Wirklichkeit. Prinzipien und Implikationen der kognitiven Psychologie*, Stuttgart: Klett-Cotta 1979, 57.

2 *Neisser, Kognition und Wirklichkeit*, 26ff, 92.

3 *Neisser, Kognition und Wirklichkeit*, 49.

4 *Neisser, Kognition und Wirklichkeit*, 80.

5 *Neisser, Kognition und Wirklichkeit*, 149.

6 *Günter Dux, Der Konstruktivismus in der historisch-genetischen Theorie der Erkenntnis*, Diskussionspapier für die Zweiten Freiburger Arbeitstage für Soziologie vom 3.-5. Oktober 1991, 2f; *Günter Dux, Die Zeit in der Geschichte. Ihre Entwicklungslogik vom Mythos zur Weltzeit*, Frankfurt: Suhrkamp 1989, 30.

7 *Dux, Der Konstruktivismus in der historisch-genetischen Theorie der Erkenntnis*, 29.

aus der, autonom oder in Auseinandersetzung mit der Umwelt, Wahrnehmungsstrukturen zu entwickeln seien – umgekehrt macht er, in Anlehnung an die philosophische Anthropologie, gerade die relative Undeterminiertheit des Menschen, seine Instinktreduktion, zum Angelpunkt seiner Überlegungen. Um mit dieser biologischen Ausstattung zu überleben, mußte der Mensch „geistig-kulturelle Lebensformen“ entwickeln, das heißt seine eigenen Lebensbedingungen schaffen: er mußte Naturgeschichte in „Geschichte“ überführen und fortsetzen. Während für Arnold Gehlen in dieser Weltoffenheit des Menschen zugleich seine Gefährdung liegt, die durch soziale Institutionen aufgefangen werden müsse, sieht Dux in ihr gerade die Chance zur Entwicklung von Strukturen (kognitiven Schemata), die ihm die Orientierung in der Welt erlauben.⁸

Voraussetzung für die Erbringung dieser Entwicklungsleistung ist die Existenz eines „Schonraumes“ in der Ontogenese, die dem menschlichen Nachwuchs überhaupt erst die Möglichkeit eröffnet, sein im Vergleich zu anderen Lebewesen genetisch defizitäres Orientierungsvermögen auf eine andere Weise aufzubauen. Diesen Schonraum sieht Dux in der sozialen Organisiertheit der menschlichen Gruppe gegeben. Soziale Organisationen entwickelten sich zwar bereits auf der subhumanen Ebene, seien dort allerdings vor allem auf Schutzfunktionen beschränkt. Aufgrund der im Vergleich zum Tier offeneren genetischen Ausstattung des Menschen ermöglicht dieser Schonraum darüber hinaus eine neuartige Qualität des menschlichen Lernens, indem dieses nicht nur genetisch vorstrukturierte Formen ausbildet, sondern solche Formen überhaupt erst schafft.⁹ Erst in diesem Schonraum kann das Lernen seine „oppositionelle Funktion“ zur Instinktregelung voll entfalten, können also Kategorien entwickelt werden, die die Orientierungsfunktion der Instinkte übernehmen. Dies heißt aber weiter: in der Mutter-Kind-Beziehung werden „kategoriale Formen“ der „kulturellen Lebenswelt“ grundgelegt – die hier in Auseinandersetzung mit der sozialen Umwelt aufgebauten Kategorien erweisen sich als prägend für alle späteren Orientierungsmuster.¹⁰

Diese Feststellung einer „kulturellen Nullage“ gilt für alle heutigen Kulturen ebenso wie für alle früheren Zeiten, „nachdem sich einmal die biologische Organisation des rezenten Menschen ausgebildet hat“.¹¹ Nachdrücklich setzt sich Dux auch von der Vorstellung ab, daß das Kind kulturelle Muster mehr oder weniger passiv und in ihrer bereits ausgebildeten Komplexität in-

8 Dux, Zur Strategie einer Soziologie der Erkenntnis, 84ff.

9 Der Begriff der „Offenheit“ bei Dux ist nicht als Gegensatz zur Geschlossenheit des Nervensystems im Radikalen Konstruktivismus – und damit auf der Ebene von Konstruktion versus Realismus – bestimmt, sondern definiert sich aus der Gegenüberstellung zur Determination des Verhaltens durch Instinkte.

10 Dux, Die Logik der Weltbilder, 62ff.

11 Dux, Die Logik der Weltbilder, 68; Dux, Die Zeit in der Geschichte, 30f, 103ff.

ternalisiere – für ihn geht die Aktivität in diesem Entwicklungsprozeß konstitutiv vom Kind und nicht vom sozialisierten Erwachsenen aus. Zwar existiert für das Kind die soziale Realität immer in einer spezifischen Ausprägung, muß es sich mit ihr als einer äußeren Gegebenheit auseinandersetzen, macht es also seine Erfahrungen zu einem großen Teil vermittelt über die spezifische Verarbeitung der Wirklichkeit durch seine erwachsenen Bezugspersonen, lernt es folglich vieles auf der Symbolebene statt auf der Ebene direkter Konfrontation mit der Realität – doch gibt es für das Kind gar keine Möglichkeit, die Kultur in ihrem komplexen Entwicklungsstand aufzunehmen. Nicht die „Übernahme“ einer fertigen Kultur, sondern die „Aufbauleistung der Kinder selbst“ ist zu analysieren – die einzig sinnvolle Strategie ist daher die einer ontogenetischen Betrachtungsweise.¹²

Wie für Piaget, auf den er sich explizit bezieht, so erfolgt auch für Dux der Aufbau kategorialer Formen in Auseinandersetzung des Menschen mit den Objekten der Umwelt – und damit an diesen Objekten. Eine apriorische Gegebenheit von Kategorien, wie sie von René Descartes, Kant oder Lorenz postuliert wird, lehnt Dux ab. Dieser transzendentalen Ableitung stellt er ein Konzept gegenüber, das nicht nur den Inhalt, sondern auch die Form einer Kategorie auf die Auseinandersetzung mit den Objekten zurückführt. Dazu bedürfe es nur dreier „natürlicher Vorgaben“: einer sensorischen Ausstattung, die die Wahrnehmung von Objekten ermögliche; einer Motorik, die die Hinwendung zu Objekten ermögliche; und des Gehirns zur Verarbeitung der so gewonnenen Erfahrungen.¹³

An den Anfang all unserer Erkenntnis stellt Dux nicht einen biologischen Trieb oder eine organische (Grund)Ausstattung, sondern eine Handlungserfahrung: den „elementaren Zusammenstoß [...] mit der Objektwelt“, in dem der Säugling gezwungen wird, sich mit eben dieser Welt auseinanderzusetzen.¹⁴ Zunächst geschieht dies nur, um „Frustrationen zu vermeiden“: die „Widerständigkeit der Objekte“ zwingt ihn, sie zur Kenntnis zu nehmen. Zwar erfolgt diese Auseinandersetzung immer unter der Perspektive des subjektiven Interesses, enthält damit immer auch – und untrennbar – subjektive Elemente; zugleich aber ist das Interesse auf die Bewältigung von Problemen gerichtet und damit auch auf eine „adäquate“ Wahrnehmung der Objekte angewiesen. In dieser unauflösbaren „Gemengelage“ von Subjekteinfluß und

12 Dux, Die Logik der Weltbilder, 66ff; Dux, Die Zeit in der Geschichte, 24ff, 66ff. Entsprechend entschieden setzt er sich von Emile Durkheims Rückführung der Entstehung sozialer Kategorien auf die vorgängige Existenz der Gesellschaft ab: damit setze er das voraus, was es zu erklären gelte – Dux, Die Logik der Weltbilder, 59f; Dux, Die Zeit in der Geschichte, 72ff.

13 Dux, Die Logik der Weltbilder, 76ff; Dux, Der Konstruktivismus in der historisch-genetischen Theorie der Erkenntnis, 27.

14 Dux, Die Logik der Weltbilder, 84.

Sachbezug ist Dux' „konstruktiver Realismus“ begründet, der sowohl den konstruktiven Aspekt wie den Wirklichkeitsbezug umfaßt.¹⁵

In der Widerständigkeit der Objekte, in der Erfahrung der Trennung zwischen ihrem Da-Sein und der eigenen Motorik entwickelt der Mensch die „Gegenlage“ von Subjekt und Objekt, das Bewußtsein von sich selbst und dem, was ihm gegenübersteht. Er erfährt dabei „Grenzen“ der Objekte ebenso wie ihre „Substanz“, er baut (in dem Erleben der Distanz zwischen sich und den Objekten) eine Vorstellung von „Raum“ auf. Er erfährt ihre Eigenschaften und deren Variabilität – und gewinnt damit auch die Vorstellung von Ereignissen: „Das Objektschema impliziert das Ereignisschema.“¹⁶

Das im Zeitablauf und von seiner Relevanz her primäre Objekt, mit dem der Säugling konfrontiert ist – und damit führt Dux sein zentrales Argument hinsichtlich der konkreten Ausbildung von Erkenntniskategorien ein –, ist die „sorgende Bezugsperson“, das heißt also: ein anderes Subjekt. An einem Subjekt entwickelt das Kind sein „primitives Objektschema“, sein erstes Objekt ist ein mit Intentionen ausgestatteter handelnder „anderer“. Diese Objektbeziehung ist grundlegend für jede später folgende: „Die primäre Art, die Welt aufzubauen, ist subjektivisch. Eben deshalb wird die Welt im subjektivischen Schema begriffen.“ In den darauf aufbauenden Kognitionen sind „die dauerhaften Erfahrungen der Wirklichkeit dauerhaft sediert“. Für die Auseinandersetzung des einzelnen mit der Wirklichkeit bewirken sie eine „geradezu mechanische Anwendung“: das subjektivische Schema wirkt formgebend für jede nachfolgende Wirklichkeitsinterpretation. Dabei ist diese prägende Wirkung nicht nur dadurch bedingt, daß es die erste kognitive Struktur ist – hinzu kommt ihre „praktisch unbegrenzte Anpassungsfähigkeit“, die ihre leichte Übertragung auf andere Objekte sichert, sowie ihre Verankerung in der Sprachstruktur. Diese entwickelt sich zwar erst nach ihr, dann aber auf ihrer Grundlage, wie das dominante Subjekt-Prädikat-Schema zeigt – und verfestigt rückwirkend genau diese Grundstruktur einer subjektivistischen Sichtweise.¹⁷

Mit dieser Rekonstruktion des ontogenetischen Prozesses – dessen Konsequenzen für die Ausbildung kosmologischer Vorstellungen auf der Basis des subjektivistischen Schemas Dux in der „Logik der Weltbilder“ weiter ausführt – läßt Dux die Geistesgeschichte an die Naturgeschichte anschließen, ohne daß er auf die Annahme einer genetischen Kodierung der Erkenntnisformen oder gar der Erkenntnisinhalte hätte zurückgreifen müssen. Erkenntnis ist demnach die Hervorbringung eines Individuums, in Form und Inhalt entwickelt in der sozial angeleiteten und sozial geprägten Auseinandersetzung mit der Realität, möglich nur aufgrund des Ineinanderfassens

15 Dux, Die Logik der Weltbilder, 81ff, 91.

16 Dux, Die Logik der Weltbilder, 92.

17 Alle Zitate aus: Dux, Die Logik der Weltbilder, 95ff.

von biologischer (Nicht)Ausstattung und „soziöter Lage“, wesentlich strukturiert durch das Subjekt-Sein des ersten Objektes.¹⁸

Wie eingangs bereits angedeutet, beläßt es Dux aber nicht bei der Rekonstruktion der Ontogenese: in seiner späteren Veröffentlichung „Die Zeit in der Geschichte“ versucht er am Beispiel des Konzeptes „Zeit“ nicht nur, das zuvor errichtete theoretische Gerüst an historischem und kulturvergleichendem Material zu exemplifizieren, er geht vielmehr noch darüber hinaus und stellt die Ontogenese in einen Zusammenhang mit der historischen Entwicklung von Kultur.¹⁹

Wenn es richtig ist, daß die Entwicklung kognitiver Strukturen nicht eine Übernahme kultureller Fertigprodukte, sondern eine Aufbauleistung des Kindes ist, und wenn es richtig ist, daß die Bedingungen, unter denen diese Aufbauleistung erfolgt, aufgrund der anthropologischen Verfaßtheit des Menschen in allen Gesellschaften und zu allen Zeiten faktisch gleich sind, dann müssen auch die kognitiven Strukturen in allen Gesellschaften und zu allen Zeiten faktisch gleich sein. Damit aber müssen sich alle Kulturen auf *einer* Entwicklungslinie, die von der Ontogenese vorgegeben ist, hinsichtlich ihres erreichten kognitiven Konzeptes verorten lassen. Und da die kognitiven Strukturen ihre Begründung in der Strukturierung des Handelns finden, hängt der erreichte Stand der Ausarbeitung dieser Kognitionen von der in dieser Gesellschaft zum Überleben erforderlichen Handlungskompetenz ab. Das Kind entwickelt seine kognitiven Kompetenzen aus seiner Handlungserfahrung²⁰ – und es treibt die Entwicklung so weit voran, wie es zur Bewältigung der in dieser Gesellschaft auftretenden Handlungsprobleme erforderlich ist.²¹

Dux demonstriert dieses Konzept der Genese kategorialer Formen des Zeiterlebens zunächst an dem Ergebnis kulturvergleichender Studien, die –

18 Dux, Die Logik der Weltbilder, 22ff, 54ff; Dux, Die Zeit in der Geschichte, 23ff.

19 Dabei ist es wichtig, sich bewußt zu machen, daß es Dux hier, in enger Anlehnung an Piaget, um die Analyse der Genese von *Strukturen* der Kognition geht, also um die Beherrschung kognitiver *Operationen*, nicht aber um die Ausprägung konkreter *Inhalte*: „Inhaltlich ist eine ganze Welt über diese Strukturen organisiert“ – in jeder Kultur eine andere – Die Zeit in der Geschichte, 107, 28f.

20 Was nicht impliziert, daß das Kind frei wäre, völlig Neues zu entwerfen: es entwickelt für sich neu, was ihm „immer schon entgegentritt“ (Dux, Die Zeit in der Geschichte, 68), d.h. es entwickelt seine kognitiven Strukturen in Auseinandersetzung mit und in Orientierung an den konkreten Inhalten dieser Kultur – aber diese Entwicklung ist eine eigene Konstruktionsleistung, die nicht mit einfacher Übernahme verwechselt werden darf. Genau diesen Aspekt hebt auch Seiler in seiner Piaget-Interpretation hervor – Handeln und Erkennen in der strukturalistischen Theorie Jean Piagets.

21 Dux, Die Zeit in der Geschichte, 80ff, 103ff.

Dies impliziert für Dux auch, daß Gesellschaften, die sich denselben Handlungsanforderungen gegenübersehen (z.B. Jäger und Sammler im Unterschied zu Ackerbauern), auch dieselben kognitiven Strukturierungsleistungen zu erbringen haben – und dies wiederum erlaubt es, von der Untersuchung heute lebender Völker auf Kulturen früherer Zeiten zurückzuschließen.

unter Verwendung einer von Piaget entworfenen Versuchsanordnung zur Beurteilung der Gleichzeitigkeit, der Dauer und der Geschwindigkeit zweier Figuren – vor allem an Erwachsenen in Brasilien und Indien und an einer Kontrollgruppe von Kindern in Freiburg durchgeführt wurden. Dabei erwies sich, daß die Fähigkeit zur Beurteilung dieser drei Dimensionen von Zeit mit den Kulturen variierte und daß des weiteren eine Entwicklungsfolge der Kulturen nach dem Grad der in ihnen jeweils erreichten Kompetenz festzustellen ist, die den von Piaget beobachteten ontogenetischen Entwicklungsstufen parallel läuft. Aufgrund dieser Befunde sieht Dux seine These einer „aus der Ontogenese herausgeführten Entwicklungslogik der geistigen Operationalität“ als belegt an.²²

Diese Gemeinsamkeit in der Entwicklungslogik ist für ihn – neben der Konstruktion der Kategorien an der Realität – der Grund dafür, daß wir fremde Kulturen verstehen können, daß wir nicht nur in unsere eigene eingesponnen und in ihr gefangen sind. Die Basis unserer kognitiven Strukturen ist sowohl in bezug auf ihren Gegenstand: die Realität, als auch in bezug auf die Bedingungen des Konstruktionsprozesses: die anthropologische Ausgangslage und das Handeln in dieser Realität, universal. In dieser Koppelung der kognitiven Struktur an die Handlungslogik und deren Bindung an die sozialstrukturelle Organisation der Gesellschaft findet Dux die „reale Dimension“ der über diese Strukturen gebauten Weltbilder. Es ist diese Koppelung, die eine Beliebigkeit kognitiver Konstruktionen verbietet, und die zugleich den Schlüssel für ihre Rekonstruktion darstellt.²³

Mit diesen beiden Arbeiten hat Dux den Entwurf einer Erkenntnistheorie vorgelegt, in der er konstruktive und realistische Elemente verbindet und zugleich die Rekonstruierbarkeit der Genese kognitiver Kategorien begründet. Dazu bedarf er nicht der Annahme einer genetischen Festlegung der Erkenntniskategorien, sondern nur sehr allgemeiner Annahmen über die Hineinwendung des Säuglings zur Welt. Wenn auch nicht zu leugnen ist, daß grundlegende Muster der Welterkennung, wie sie von Vollmer oder Neisser benannt worden sind, genetisch verankert sein müssen, so verweist Dux' Mikro-Analyse der ersten „Objekt“-Beziehung des Säuglings doch nachdrücklich auf den sehr frühzeitig einsetzenden Einfluß sozialer Faktoren auf den Erkenntnisprozeß, der zudem nicht auf inhaltliche Anpassungen und Konkretisierungen beschränkt ist, sondern selber formgebend wirkt. Zugleich ist damit der Punkt benannt, an dem die Ausprägung konkreter inhaltlicher Erkenntnismuster, die über die rudimentäre biologische Ausstattung hinausgehen, festzumachen ist.

Das Hineinwachsen des Säuglings in eine bestimmte Kultur – und damit in die kulturspezifische Wahrnehmungsweise der Welt – erfolgt eben nicht, wie von Glasersfeld in seinen Ausführungen unterstellte, in solipsistischer

22 Dux, *Die Zeit in der Geschichte*, 119.

23 Dux, *Die Zeit in der Geschichte*, 32f, 368ff.

Manier, sondern, soll sie erfolgreich sein, immer in intimer Auseinandersetzung mit vollsozialisierten Gesellschaftsmitgliedern.²⁴ Eine Theorie der Erkenntnis darf diesen grundlegenden Umstand der sozialen Einbettung des Entwickelns und Erlernens der Erkenntniskategorien nicht systematisch ausklammern. „Die soziologische Wende in der genetischen Theorie macht deutlich, weshalb eine Erkenntnistheorie, die Einsicht in den Bildungsprozeß verschaffen und damit zur Klärung der Frage führen will, warum die Konstrukte sind, was sie sind, hinkünftig eine soziologische Theorie sein muß, gleich von welcher Disziplin sie entwickelt wird.“²⁵

Allerdings greift auch Dux' selber an diesem Punkt noch zu kurz. Zwar legt er ausführlich die anthropologischen Voraussetzungen dieses Prozesses dar und beschreibt überzeugend den Aufbau der subjektivisch geprägten Grundkategorie jeglichen Objektbezugs – es fehlt jedoch bei ihm eine detailliertere Analyse des Prozesses der Bedeutungs-genese und des Zustandekommens der konkret-inhaltlichen Vorstellungen über die Realität, die an seine Begründung der Basisform der Erkenntnis anschließen müßte. Diesen Fragestellungen ist in den nachfolgenden Abschnitten nachzugehen.

3.2 Ausbildung der Erkenntniskategorien im Interaktionsprozeß

Eine detaillierte Analyse des Aufbaus der Bedeutung von Objekten im Prozeß der Interaktion findet sich im Werk des amerikanischen Philosophen und Sozialpsychologen George Herbert Mead. Auch Mead geht programmatisch von der Körperlichkeit des Menschen und von seiner Hinwendung zur Welt als Basishandlung jeglichen Bewußtseins aus. Diese Hinwendung zur Welt erfolgt zunächst ohne explizite Ausrichtung auf ein bewußtes Ziel, sie gehorcht vielmehr körperlichen Funktionen und Reaktionen auf Umweltreize. Im Unterschied zum Radikalen Konstruktivismus, der die *autonome* Verarbeitung von Außenreizen im Gehirn des einzelnen Menschen unterstellte, bezieht Mead jedoch die *situationale Einbettung* der Auseinandersetzung des einzelnen mit der Welt in seine Analyse ein. Diese Situation ist für ihn gerade nicht durch eine insulare Existenz des Menschen gekennzeichnet, sondern sie ist immer – und dies gilt insbesondere auch für die ersten Kontakte des Säuglings mit der Welt – eine soziale: Beziehungen zu Objekten der Außenwelt erfolgen in der Regel in Anwesenheit eines sozialen Gegenüber.²⁶

24 Die Erfahrung mit sogenannten „Wolfskindern“ zeigt nachdrücklich die Konsequenzen des Fehlens dieser „Sozialisationsagenten“.

25 Dux, Der Konstruktivismus in der historisch-genetischen Theorie der Erkenntnis, 4.

26 George Herbert Mead, Geist, Identität und Gesellschaft aus der Sicht des Sozialbehaviorismus, Frankfurt: Suhrkamp 1968 (1934), 71ff, passim.

Aus dieser Konstellation heraus analysiert Mead nun die Genese der Bedeutung, die die Handlungen und die Objekte (einschließlich der eigenen Person) für den Handelnden gewinnen. Seine Grundkategorie findet Mead – in kritischer Auseinandersetzung mit Wilhelm Wundt – im Begriff der „Geste“.²⁷ Im Wachzustand gibt ein Kind – im Rahmen seiner ständig wachsenden Möglichkeiten – körperliche Äußerungen von sich, die aber ursprünglich noch nicht mit bewußten Bedeutungen besetzt sind: es ist eine planlose, aber kontinuierliche Abfolge von Aktivitäten, die von ihm nicht bewußt zur Erreichung eines bestimmten Zieles eingesetzt werden. Einzelne dieser Äußerungen haben für die anwesenden anderen Personen jedoch eine bestimmte Bedeutung (oder ihnen wird spontan eine Bedeutung zugeschrieben) – diese anderen reagieren darauf als auf eine Geste, die eine bestimmte Intention des diese Geste setzenden Kindes zum Ausdruck bringt. Erst die Reaktion der anwesenden anderen Personen hebt dann auch für das Kind selbst diese spezifische Äußerung aus der Gesamtheit aller Äußerungen heraus, sie lenkt sozusagen das Bewußtsein des ‚Produzenten‘ auf diesen Ausschnitt seiner Tätigkeit und gibt ihm zugleich – je nach Art der Reaktion – eine bestimmte Bedeutung. Neu entstehende Bedeutungen sind demnach nicht einer Handlung selbst inhärent, sondern sie werden erst durch die Reaktion der Interaktionspartner mit der Handlung verbunden. „Sinn ist daher die Entwicklung einer objektiv gegebenen Beziehung zwischen bestimmten Phasen der gesellschaftlichen Handlung; er ist nicht ein psychisches Anhängsel zu dieser Handlung und keine ‚Idee‘ im traditionellen Sinne“ – „Sinn leitet sich somit aus der Reaktion ab“.²⁸

Diese Verbindung ist nicht als subjektive Beliebigkeit mißzuverstehen: die Reaktionen der Erwachsenen sind orientiert an kulturellen Deutungsmustern, die sich in dieser Kultur für die Organisation erfolgreichen Handelns bewährt haben, die also eine zumindest minimale Nützlichkeit besitzen müssen. Durch die Reaktion wird zunächst die Geste selbst und allmählich auch ihr ‚Inhalt‘, ihre Bedeutung als Beginn einer bestimmten gemeinsamen Handlungsfolge, dem Handelnden selbst bewußt gemacht; sie wird damit zum gemeinsamen Wissen aller Beteiligten. In Mead's Diktion ist die Geste (als Teil einer Handlung, die nur für *einen* Interaktionspartner bedeutungsvoll ist) nun zu einem „signifikanten Symbol“ geworden, dessen Bedeutung von *beiden* Partnern geteilt wird.²⁹ Diesen signifikanten Symbolen kommt für

27 Mead, Geist, Identität und Gesellschaft, 52, 81ff.

28 Mead, Geist, Identität und Gesellschaft, 115, 116.

29 Die von manchen Autoren geübte Kritik an der Unterstellung gesamtgesellschaftlich geteilter Kategorien – mit dem Problem der Erklärung von Abweichungen – braucht an dieser Stelle nicht näher verfolgt zu werden, da dies den Grundprozeß des Bedeutungsaufbaus nicht tangiert. Es sei jedoch darauf hingewiesen, daß dies von Mead gerade nicht vorausgesetzt wird; auch ließe sich leicht zeigen, daß unter Berücksichtigung des ‚gesellschaftlichen Ortes‘ dieser Prozesse sehr wohl auch die Genese konfligierender Bewußtseinsinhalte zu erklären ist: Meads Theorie gründet nicht auf der Unterstellung gesell-

die soziale Interaktion zentrale Bedeutung zu: sie sind nicht nur Grundlage der sinnhaften Reaktion des anderen, sondern aufgrund ihrer Bewußtheit werden sie auch vom Handelnden selbst in derselben Weise wahrgenommen wie von seinem Gegenüber, und bei beiden lösen sie dieselben Reaktionen aus. Damit befähigen sie aber auch den Handelnden, die Reaktion des anderen zu antizipieren – kurz: sie befähigen zu Rollenübernahme und mentalem Probehandeln. Von besonderer Relevanz sind hier die „vokalen Gesten“, das heißt die sprachlichen Äußerungen, in denen die sozial geteilten Bedeutungen in besonders leicht erkennbarer und reproduzierbarer Form vorliegen.³⁰ Auch und gerade an den vokalen Gesten läßt sich der Prozeß des Aufbaus von Bedeutungen in der Interaktion nachvollziehen, auf ihre Bedeutsamkeit für die Wahrnehmung der Welt wird im folgenden noch gesondert einzugehen sein.

Die Meads Konzept bisher gegebene sozialisationstheoretische Interpretation: die Erklärung der Genese von Bedeutung in der Kind-Eltern-Beziehung, erschöpft aber nicht Meads Entwurf, ja: diese Situation steht nicht einmal im Zentrum seiner Überlegungen. Zumeist argumentiert Mead vielmehr ohne eine Spezifikation der Situation, er bezieht sich in seinem Bemühen um eine Begründung der spezifisch menschlichen Handlungsweise (die er systematisch von tierischem Verhalten absetzt) ganz allgemein auf jede Situation, in der Interaktionspartner ohne Intention bestimmte Handlungen ausführen, auf die eine andere Person reagiert und die erst durch diese Reaktion eine bestimmte Bedeutung erlangen. Das oben skizzierte Modell der Bedeutungskonstitution gilt prinzipiell auch für andere Beziehungen, ist dort allerdings den jeweiligen Gegebenheiten anzupassen.

Nach dem Grad der bereits erfolgten Sozialisation der Beteiligten in die Kultur der jeweiligen Gesellschaft sind zwei Grundtypen solcher Situationen zu unterscheiden.³¹ In dem oben vorliegenden Fall einer Sozialisationsbezie-

schaftlicher Harmonie, sondern auf dem grundlegend sozialen Charakter menschlichen Bewußtseins und menschlichen Handelns in Situationen der Kooperation wie auch des Konfliktes. (Kritisch z.B. Klaus Fischer, Die kognitive Konstitution sozialer Strukturen, in: Zeitschrift für Soziologie, 18, 1989, 16-34, hier: 18f. Zur Zurückweisung dieser Kritik siehe dagegen Hans Haferkamp, Mead und das Problem des gemeinsamen Wissens, in: Zeitschrift für Soziologie, 14, 1985, 175-187.)

30 Mead, Geist, Identität und Gesellschaft, 100ff, 107ff.

31 Absehen können wir hier von der rein kombinatorisch möglichen Beziehung zwischen Kindern: entweder haben sie bereits Sozialisationserfahrungen gemacht – dann verläuft die Schöpfung neuer Bedeutungen zwischen ihnen wie zwischen Erwachsenen (wenn auch die ‚Originalitätsquote‘ bei ihnen vermutlich höher liegen wird); oder aber sie haben beide den Status von Säuglingen – dann wird es bei ihnen nicht zur Konstitution dauerhafter Bedeutungen kommen können, da sie sich in diesen Deutungen nicht genügend gegenseitig stützen können. Auch der Fall einer bereits sozialisierten Person, die die Bedeutungszuschreibungen einer anderen Kultur erlernt, ist unter den Typus der Interaktion zwischen Erwachsenen zu subsumieren, da auch hier beide Partner zu vorgängigen bewußten – wenn auch unterschiedlichen – Handlungsentwürfen in der Lage sind.

hung wird nicht kulturell neues Wissen geschaffen, hier eignet sich ‚nur‘ ein Neuling die Interpretationsmuster an, über die sein Interaktionspartner bereits verfügt. Dabei ist die Dominanz der Erwachsenen so ausgeprägt, daß der Spielraum für neue Deutungen auf den Bereich des Spielerischen beschränkt bleibt. Während seitens des Kindes (zunächst jedenfalls) keine spezifische Intention mit seinen Bewegungsabläufen verbunden ist,³² orientiert sich die Interpretation der kindlichen Aktivitäten durch die Erwachsenen an den ihnen geläufigen und gesellschaftlich etablierten Deutungsmustern – und lenkt damit die Aufmerksamkeit des Kindes auf diejenigen seiner Verhaltensweisen, die in dieser Kultur als bedeutungsvoll anerkannt sind. Individuell wird Bedeutung konstituiert, die kulturell schon längst zur Verfügung steht.

Anders stellt sich dies im Fall zweier Erwachsener dar: hier kann durchaus in der von Mead beschriebenen Weise kulturell neue Bedeutung geschöpft werden, indem die reagierende Person auf die von der ersten Person initiierte Aktivität in einer Weise reagiert, die von dieser (so) nicht beabsichtigt war.³³ Beiden Fällen aber ist – und dies ist in unserem Kontext wichtig – gemeinsam, daß die Bedeutung einer Handlung erst in der Interaktion zwischen den Beteiligten aufgebaut und daß erst in ihr über ihre Geltung und damit ihre potentielle Dauerhaftigkeit entschieden wird. Wenn auch Mead eine Konkretisierung der Situationen, für die er sein Modell entwickelte, nicht systematisch vornahm, so ist die zuerst beschriebene Sozialisationsbeziehung doch die empirisch wichtigere, da in dieser Situation die Grundkategorien vermittelt werden, die das Interpretationsmuster aller zukünftigen Bedeutungszuschreibungen darstellen.³⁴

- 32 Im Lichte des in der Darstellung des Radikalen Konstruktivismus entwickelten Konzeptes von Aufbau und Strukturierung des Nervensystems mögen die für die Erwachsenen scheinbar bedeutungslosen Entäußerungen des Kindes durchaus von seiner Seite aus geordnete neurale Zustände (und damit auch ‚Bedeutungen‘ im Sinne physiologischer Muster) zum Ausdruck bringen, doch verbleiben diese solipsistisch, da sie den beteiligten Erwachsenen mangels eines geteilten Symbolsystems nicht kommunizierbar sind – dieses gilt es ja gerade erst aufzubauen.
- 33 Hier ist allerdings zu berücksichtigen, daß – anders als zuvor – auch die erste Person bereits eine Intention mit ihrer Handlung verbinden kann und daß sie zu einer Antizipation möglicher Reaktionen des oder der anderen auf das Setzen tentativer Gesten in der Lage ist. Eine anschauliche Darstellung dieses Prozesses tastender Handlungsentwürfe und ihrer Akzeptanz bzw. Zurückweisung durch die anderen findet sich bei *Albert K. Cohen* für die Herausbildung abweichender Handlungen in jugendlichen Banden, ist aber auf alle Situationen, die institutionell offen sind, zu übertragen – Kriminelle Jugend. Zur Soziologie jugendlichen Bandenwesens, Reinbek: Rowohlt 1961 (1955), 44.
- 34 In seiner Auseinandersetzung mit Meads Konzept des gemeinsamen Wissens kritisiert *Haferkamp* die „Übersteigerung der Rolle der Intersubjektivität im Handeln“, da für Mead „stets erst die Reaktion alters egos Handlungen einen Sinn“ gebe. (Mead und das Problem des gemeinsamen Wissens, 179, 180; Hervorhebung W.M.) Haferkamp überdehnt hier jedoch Meads Modell, indem es ihm allgemein um die „Handlungsrelevanz sozialer Vorstellungen“ (a.a.O., 175) geht und er von daher folgerichtig auch Situationen berücksichtigt, in denen die erste Person von Anfang an eine bestimmte Handlungsintention ver-

Die hier skizzierte Genese von Bedeutungen beschränkt sich aber nicht auf die Bedeutung von Handlungen, sondern umfaßt auch die soziale Konstitution der Bedeutung von *Objekten*. Auch die belebten und unbelebten Objekte in der Umwelt des Handelnden erhalten ihre (soziale) Bedeutung erst aus der Reaktion der anderen auf das Handeln. Mit zunehmender Beherrschung der gesellschaftlichen Symbole laufen dabei Handeln und Reaktion sprachlich ab, doch bleibt die Trennung zwischen Handelndem, Gegenstand und Bedeutung konstitutiv für diesen Prozeß: „Objekte werden im wahrsten Sinn des Wortes innerhalb des gesellschaftlichen Erfahrungsprozesses geschaffen, durch Kommunikation und gegenseitige Anpassung des Verhaltens einzelner Organismen, die in diesen Prozeß eingeschaltet sind und ihn ablaufen lassen.“³⁵

Hans Joas hat verschiedentlich – mit dem Ziel der Zurückweisung einer definitorischen Beliebigkeit der Bedeutungskonstitution – die enge Anbindung der Genese von Bedeutungen an die Manipulation physischer Objekte in der Theorie Meads betont: Bedeutung konstituiert sich eben nicht nur aus der Interaktion (wie es sich im Symbolischen Interaktionismus unter dem Einfluß Herbert Blumers darstelle), sondern sie konstituiert sich auch in Abhängigkeit von „den Bedürfnissen des Organismus und [...] der Eigenstruktur der Dinge“.³⁶ Diese Charakterisierung trifft zweifellos Meads Grundposition, doch hat sie für ihn eher den Stellenwert eines selbstverständlichen Hintergrundes, den er aus der Philosophie des Pragmatismus gewinnt, ohne daß er ihn jedoch intensiver ausarbeiten würde. Selbst in seinen Reflexionen über „Das physische Ding“ stellt Mead nicht auf die Anpassung der Bedeutung an die „tatsächliche“ Beschaffenheit des Objektes ab (gegen eine solche Argumentation wendet er sich vielmehr ausdrücklich in seinem Aufsatz über „Die objektive Realität der Perspektiven“), sondern er analysiert den grundlegenden *sozialen* Mechanismus, in dem diese Vorstellung völlig unabhängig davon, um welches konkrete Objekt es sich handeln mag, entwickelt wird.³⁷

folgt. Mead dagegen geht es nur um die Analyse des Grundprozesses, der in der Anwendung auf empirische Situationen in Abhängigkeit von deren Ausgangsbedingungen modifiziert werden muß – und genau in dieser basalen Funktion ist sein Modell der Genese von Bedeutungen im Interaktionsprozeß weiterführend. Die von Haferkamp im folgenden gemachten Ausführungen zeigen denn auch, daß Meads Modell problemlos in der oben angedeuteten Weise ausformuliert werden kann. (n.a.O., 185)

35 Mead, Geist, Identität und Gesellschaft, 118.

36 Hans Joas, George Herbert Mead, in: Dirk Käsler (Hrsg.), *Klassiker des soziologischen Denkens*, Band II: Von Weber bis Mannheim, München: Beck 1978, 7-39, hier: 36; s.a. Axel Honneth/Hans Joas, *Soziales Handeln und menschliche Natur. Anthropologische Grundlagen der Sozialwissenschaften*, Frankfurt: Campus 1980, 64; Hans Joas, *Praktische Intersubjektivität. Die Entwicklung des Werkes von G.H.Mead*, Frankfurt: Suhrkamp 1989 (1980), 113f, 163.

37 George H. Mead, *Gesammelte Aufsätze*, Band 2, Frankfurt: Suhrkamp 1983, darin: „Die objektive Realität der Perspektiven“ (1927), 211-224; „Das physische Ding“ (aus dem Nachlaß, zuerst 1932), 225-243.

Diese Begründung eines Objektes als ein Objekt verläuft für Mead in einer viel fundamentaler sozialen Weise, als daß lediglich eine per Übereinkunft festgelegte kulturelle Bedeutung durch bereits sozialisierte Interaktionspartner weitergegeben würde: die Wahrnehmung des Objektes als ein Objekt setzt für ihn die Fähigkeit zur sozialen Rollenübernahme voraus. Ganz ähnlich wie bei Dux bedeutet dies, daß die Beziehung zu den Objekten nach dem Muster der Beziehung zu den Interaktionspartnern gestaltet wird. Objekterfahrung ist für Mead „Kontakterfahrung“, und Kontakterfahrung ist gleichbedeutend mit der Erfahrung von Widerstand: das Kind unterstellt dem Objekt ein Inneres, das durch eigene Kraftanstrengung seinen Händen Widerstand entgegensetzt, so wie es selbst im Spiel seiner Hände erfahren hat, daß ein solcher Druck nur durch einen aus dem Inneren kommenden Kraftaufwand erzeugt werden kann.³⁸

Die so im direkten Kontakt gemachten Erfahrungen – denen das Kind eine größere Zuverlässigkeit zuschreibt als den „Distanzerfahrungen“ und auf die es daher im Zweifelsfalle immer zurückgreift³⁹ – überträgt das Kind auf entfernte Objekte, und in seinem Handeln ihnen gegenüber orientiert es sich an ihnen, unterstellt es ihnen eine aus ihrem Inneren kommende Wirkkraft, die es auf sich selbst bezieht. Das Kind übernimmt die „Haltung des Dings“, wie es zuvor gelernt hat, die Haltung seiner Interaktionspartner ihm gegenüber einzunehmen, um ihr Handeln zu antizipieren und sich entsprechend darauf einzustellen.⁴⁰ Es ist „ein unglaublicher Vorteil, gewissermaßen anstelle des entfernten Objekts handeln zu können und so für seine eigene spätere Reaktion [auf diese Objekte] vorbereitet zu sein“.⁴¹

Dabei ist die Dingkonstitution in untrennbarer Weise verknüpft mit der Bewußtwerdung des eigenen Körpers als eines Objektes unter anderen Objekten wie auch der eigenen Identität als eines Organismus, der in einer spezifischen Beziehung sowohl zu den Dingen seiner Umwelt wie auch zu den Interaktionspartnern steht. „Wir dürfen auch nicht annehmen, daß ein Individuum sich selbst ein Inneres zuschreibt, bevor es dies bei anderen Dingen tut. Eigentlich sollte klar sein [...], daß wir nicht eher physische Dinge werden als die uns umgebenden Objekte“.⁴² Und seine Ich-Identität gewinnt der einzelne, indem er die Fähigkeit erwirbt, die Haltung anderer Personen einzunehmen und sich selbst aus ihrer Perspektive (wie er sie wahrnimmt!) zu betrach-

38 Mead, Gesammelte Aufsätze II, 127ff; Joas, Praktische Intersubjektivität, 151ff.

39 Mead, Gesammelte Aufsätze II, 228ff, 237ff; Joas, Praktische Intersubjektivität, 147f, 153f.

Vgl. hierzu auch die ganz ähnlichen Ausführungen in der Diskussion der Vereinbarkeit von Radikalem Konstruktivismus und Piagets Konzept in Abschnitt II/2.3.

40 Auch Mead also betonte schon, wie nach ihm Dux, die zeitliche und damit auch sachliche – da formbestimmende – Priorität der sozialen Beziehung gegenüber der Objektbeziehung.

41 Mead, Gesammelte Aufsätze II, 241.

42 Mead, Gesammelte Aufsätze II, 240.

ten. Identität ist nicht das Ergebnis eines autonom ablaufenden individuellen Entwicklungsprozesses – die für den Menschen charakteristische Fähigkeit, für sich selbst Subjekt und Objekt sein zu können, beruht vielmehr auf dem Prozeß der Rollenübernahme, und dieser wiederum setzt die Befähigung zur Manipulation signifikanter Symbole voraus (und das heißt: die Verfügung über gemeinsames Wissen, über ein Wissen, das in allen Beteiligten dieselbe Reaktion auszulösen imstande ist).⁴³

Nicht nur die Bedeutung von Handlungen oder von Objekten wird somit in einem sozialen Prozeß aufgebaut – auch das Bewußtsein des Handelnden von sich selbst wird in der Auseinandersetzung mit ‚den anderen‘ entwickelt. „Besonders betonen möchte ich dabei, daß der gesellschaftliche Prozeß zeitlich und logisch vor dem bewußten Individuum besteht, das sich in ihm entwickelt“.⁴⁴ Sind diese ‚anderen‘ zunächst vor allem die unmittelbaren Interaktionspartner, so wird dieser Kreis von Bezugspersonen allmählich erweitert zu dem von Mead so genannten „generalisierten Anderen“, der für eine anonyme soziale Bezugsinstanz steht. Das Kind weiß nun, was ‚man‘ von ihm (und von anderen) in bestimmten Situationen erwartet: es hat eine soziale Identität aufgebaut, die es zu einer erfolgreichen Abstimmung seiner eigenen Handlungsintentionen mit den seinen Interaktionspartnern unterstellten Erwartungen und Absichten befähigt.⁴⁵

Diesem gesellschaftlichen Teil der Identität – von Mead als „me“ bezeichnet – stellt er einen genuin individuellen Teil zur Seite, der aus seiner körperlichen Individualität folgt: das „I“. Steht das „me“ für das gesellschaftlich Bedingte, für das Erwartbare im Handeln des einzelnen, so steht das „I“ für das Spontane, das Überraschende. Im „me“ weiß der einzelne, was man von ihm erwartet und wie er selbst in der Vergangenheit gehandelt hat, was für eine Person er ist – im „I“ reagiert er auf diese Wahrnehmung der Realität, ohne auf das im „me“ Erwartete festgelegt zu sein.⁴⁶

Damit finden wir – wenn auch in ungleicher Gewichtung – in Meads Analyse alle vier der bisher bestimmten Komponenten der Erkenntnis: ihren Konstruktionscharakter, ihre Anbindung an die Realität, ihre soziale und ihre subjektive Ausgestaltung. Man muß nicht jedem Einzelaspekt der Meadschen Analyse folgen, um ihren über die bisher behandelten Ansätze hinausweisenden Beitrag zu einer Erklärung des Erkenntnisprozesses anzuerkennen.⁴⁷

43 Mead, Geist, Identität und Gesellschaft, 177ff.

44 Mead, Geist, Identität und Gesellschaft, 230, 280, passim.

45 Mead, Geist, Identität und Gesellschaft, 187ff.

46 Mead, Geist, Identität und Gesellschaft, 216ff.

Dieser Aspekt des Identitätsaufbaus, der einige Fragen (insbesondere zu dem Verhältnis von „me“ und „I“) offenläßt, ist hier nicht weiter zu verfolgen. Entscheidend für uns ist nur, in welcher grundlegenden Weise für Mead der soziale Prozeß eben nicht nur die Wahrnehmung der Welt beeinflusst, sondern bis in die Bildung der Persönlichkeit hineinwirkt.

47 Zum Beispiel erscheint die von Mead vorgenommene Beschränkung der Bewußtwerdung der eigenen Handlung auf Interaktionsbeziehungen mit anderen Personen (Mead, Gesam-

Besonders deutlich wird dies, wenn wir das Konzept des „anderen“ – und, damit eingeschlossen, das Konzept der Intersubjektivität – bei Mead mit dem im Radikalen Konstruktivismus beziehungsweise in der Evolutionären Erkenntnistheorie vergleichen.

„Da wir ‚andere‘ Leute konstruiert haben, indem wir bestimmte permanente Objekte in unserem Erfahrungsbereich mit zielgerichtetem Verhalten und mit Zielstrukturen ausgerüstet haben, die denen ähneln, die wir uns selbst zuschreiben, wäre es in der Tat überraschend, wenn diese ‚anderen‘ nicht so handelten und nicht von Objekten genau in der Weise beeinflusst würden, wie wir es im Prinzip uns selbst zuschreiben.“⁴⁸ In der hier wiedergegebenen Bestimmung des „anderen“ als – und *nur* als – ein Konstrukt unseres Wahrnehmungssystems wird das idealistische Mißverständnis des Radikalen Konstruktivismus unübersehbar: es ist nicht ernsthaft zu unterstellen, die „anderen“ (das heißt konkret: Mutter, Vater, ältere Geschwister) handeln so, *weil* das Kleinkind sie mit den Zielstrukturen ausgestattet hat, die es sich selbst zuschreibt. Umgekehrt – und das ist die Perspektive, die uns Mead eröffnet – macht es Sinn: der Säugling entwickelt seine eigenen Handlungs- und Deutungsmuster in (durchaus nicht nur kopierender und sicherlich konstruierender, aber eben doch: in) aktiver Auseinandersetzung mit den in seinem sozialen Vorfeld bereits vorfindlichen Gegebenheiten.

Dies macht noch einmal die solipsistische Abkapselung deutlich, in der das Individuum vom Radikalen Konstruktivismus begriffen wird: die existentiell notwendige soziale Konstitution des Subjektes⁴⁹ wird vom Radikalen Konstruktivismus gar nicht erfaßt. Wie in der Kritik des Radikalen Kon-

melte Aufsätze, Band 1, Frankfurt: Suhrkamp 1983, 218ff; Joas, *Praktische Intersubjektivität*, 104f) nicht zwingend: auch der Umgang mit physischen Dingen führt – sobald Probleme auftreten – zu einer bewußten Selbst-Wahrnehmung, zu einer Zurückverweisung auf das eigene Handeln. Hier scheint mir Mead nun in der Tat das Argument der Intersubjektivität als Voraussetzung auch für die Bewußtheit des eigenen Handelns zu überschätzen. „Selbstreflexive Aufmerksamkeit“ wird vielmehr immer dann erzwungen, wenn eine vorangegangene Handlung zu Reaktionen des Handlungs„objektes“ führt (sei dies nun ein Ding oder eine Person), auf die wiederum die erste Person reagieren muß. Dies stellt nicht die Priorität der sozialen Beziehungen vor den Objektbeziehungen hinsichtlich der Bedeutungs-genese in Frage, wertet aber den realistischen Bezug der ersteren gegenüber ihrer reinen Ableitung aus der Interaktion auf. (Nur aus dieser prozessualen Gleichheit der Beziehung zu dem Ding-Objekt und zu dem Person-Objekt ist im übrigen die oben aufgezeigte enge Parallelität zwischen der Übernahme der „Haltung des anderen“ und der „Haltung des Dings“ zu erklären.) Meads Beschränkung der Bewußtwerdung auf Interaktionssituationen resultiert aus der Tatsache, daß in ihnen dieses Erfordernis, sich Rechenschaft über das eigene Handeln zu geben, immer vorliegt, während dies in Objektbeziehungen weniger augenfällig ist. Die in Abschnitt II/2.3 in Anlehnung an Piaget vorgenommene Begründung einer (konstruktiv-)realistischen Perspektive macht aber die Begrenzung der Meadschen Argumentation an dieser Stelle deutlich.

48 *Richards/von Glasersfeld*, Die Kontrolle von Wahrnehmung und die Konstruktion von Realität, 220. Siehe auch *Glasersfeld*, Wissen, Sprache und Wirklichkeit, 236.

49 S. die obigen Ausführungen zu Dux.

struktivismus und der Evolutionären Erkenntnistheorie gezeigt werden konnte, bleibt die Fähigkeit des Menschen zur Selbst-Distanzierung – und damit zur Ausbildung eines Selbst-Bewußtseins – in diesen beiden Ansätzen ungeklärt, müssen sie wegen ihrer individualistischen Beschränkung zu fragwürdigen Konstrukten Zuflucht nehmen.⁵⁰ Mead kann diesem Mangel begegnen, indem er die „Robinsonade“ aufgibt und die mögliche „Gegenlage“⁵¹ zum „anderen“ von Anfang an in seine Analyse einbezieht: seine Ausgangsbasis ist eben nicht der individuelle Bewußtseinsakt, sondern das gemeinsame Handeln mehrerer Personen: „the social act“. Joas bringt dies auf den Punkt, wenn er schreibt: „Die Handlung und nicht der Nervenstrang ist also das grundlegende Datum sowohl der Sozial- wie der Individualpsychologie[...]“.⁵² Intersubjektivität ist nicht eine besondere Leistung des Erkenntnisaktes, sondern sie ist die Grundlage der gemeinsamen Entwicklung von Dingkonstitution und Identitätsbildung in der sozialen Beziehung.

Als unhaltbar und inhaltsleer erweist sich der von Vollmer erhobene Erklärungsanspruch hinsichtlich der Möglichkeit von Intersubjektivität: „Je ähnlicher unsere Gehirne sind, desto ähnlicher muß auch unser Erleben sein. Die EE [Evolutionäre Erkenntnistheorie] behauptet und erklärt also die Möglichkeit von Intersubjektivität.“⁵³ Die erkenntnistheoretisch zur Diskussion stehenden Abstimmungsprobleme zwischen verschiedenen Personen liegen jedoch auf einer ganz anderen Ebene der Konkrektion, als daß die biologische Baugleichheit der Erkenntnisorgane irgendeinen Erklärungswert gewinnen könnte. Zweifellos ist sie eine Voraussetzung für Kommunikationsfähigkeit, doch ist sie in ihrer Allgemeinheit weit davon entfernt, konkrete Prozesse der Divergenz oder der Übereinstimmung erklären zu können.

Weitreichende Übereinstimmungen ergeben sich dagegen zu den Überlegungen von Dux. Wenn auch Mead nicht auf eine so elaborierte Theorie über die anthropologischen Grundlagen des Mensch-Seins zurückgreifen konnte, wie sie Dux zur Verfügung stand, so ist doch auch für ihn die „soziale Natur“ dieses Mensch-Seins grundlegend. Die Instinktreduktion, die für Dux den Weg frei macht für eine neue Qualität des Lernens, ist für Mead Grund für das Auftreten von Handlungshemmungen, die ihrerseits Anlaß für die Entwicklung eines Bewußtseins von sich selbst sind. Beiden Autoren gemeinsam ist auch die Gewinnung von Bedeutung aus der Interaktion: während Dux dies eher statisch auf das Ergebnis (die subjektivistische Form der ersten Erkenntniskategorie) bezieht, gewinnt es bei Mead eine dynamische

50 Vgl. hier zu Kritik in Abschnitt II/2.1.

51 Dieser Begriff findet sich auch bei Dux, der mit ihm das Verhältnis von Subjekt und Objekt faßt – Die Logik der Weltbilder, 86ff.

52 Joas, Praktische Intersubjektivität, beide Zitate 111 (Hervorhebung W.M.); s.a. Mead, Geist, Identität und Gesellschaft, 46.

53 Vollmer, Zu den Voraussetzungen der Evolutionären Erkenntnistheorie, 236; Vollmer, Was können wir wissen?, 50.

Interpretation, die die Genese der Bedeutung in ihrer konkreten Form aus dem Interaktionsprozeß ableitet.

Allerdings ist hier auch eine Schwäche der Meadschen Analyse zu konstatieren. Meads Verdienst ist die Rekonstruktion der Bedeutung aus dem kooperativen Prozeß miteinander interagierender Individuen unter besonderer Betonung der engen Verflechtung, in der Objektkonstitution und Identitätsbildung stehen. Doch bleibt diese Rekonstruktion in einer Analyse der *Form* dieses Prozesses stecken. So konzentriert sich Mead hinsichtlich der Objektkonstitution auf die Tatsache des Widerstandes selbst, geht aber nicht auf objektspezifische Ausprägungen des Widerstandes ein.⁵⁴ Auch der Einfluß der Interaktionspartner wird hier nicht näher thematisiert, erst recht nicht hinsichtlich einer spezifisch inhaltlichen Ausprägung der Objektbedeutung: im Zentrum der Argumentation Meads steht vielmehr die Voraussetzung der Rollenübernahme (die aber nur einen unspezifizierten Partner voraussetzt) für die Übernahme der „*Haltung des Dings*“ und damit seiner Wahrnehmung als ein Ding. Man gewinnt den Eindruck, als würde über das Widerstandsargument, das ja auf alle Objekte in prinzipiell gleicher Weise zutrifft, für Mead lediglich ein ‚Objekt an sich‘ konstituiert, nicht aber konkrete Objekte, die sich voneinander in bezug auf bestimmte Eigenschaften unterscheiden. Hier wie auch bei der oben beschriebenen Konstitution der Bedeutung von Handlungen kommt es Mead ersichtlich nicht darauf an, die Genese *spezifischer* Bedeutungen zu erklären, sondern den *Grundprozeß des Bedeutungsaufbaus* in seiner Einbettung in und Abhängigkeit von den sozialen Beziehungen zu rekonstruieren.

Damit aber ergibt sich die Notwendigkeit, diesen Aspekt über Mead hinaus zu verfolgen. Zu fragen ist also im folgenden, in welcher Weise auf der Grundlage der bisher beschriebenen Grundprozesse *konkrete Bedeutungen* generiert beziehungsweise tradiert werden und so zu einer je spezifischen Transformation von Welt in Wirklichkeit führen. Die Richtung, in welcher dies zu geschehen hat, hat Mead selbst mit seiner Analyse der signifikanten Symbole, in denen sich diese Bedeutungen kristallisieren, vorgegeben. Insbesondere ist dabei zu prüfen, welche Relevanz der Sprache als dem wichtigsten gesellschaftlichen Symbolsystem für die Erkenntnis der Realität zukommt.

54 Auch aus diesem Grunde meine ich, daß die realistische Anbindung von Bedeutung in Meads Modell keine angemessene Ausarbeitung erfahren hat, daß dazu die in Abschnitt II/2.3 in Anlehnung an Piaget angestellten Überlegungen weiter führen.

3.3 Die Rolle der Sprache im Erkenntnisprozeß

Im Bemühen um die Klärung derjenigen Faktoren, die einen Einfluß auf Art und Inhalt unserer Erkenntnis ausüben, richtete sich das Interesse unvermeidlich auch auf die Sprache. Zumindest in der engeren erkenntnistheoretischen Diskussion konnte sich die Auffassung, die Sprache sei nur Spiegel der Realität und neutraler Ausdruck des Denkens, nicht lange halten: spätestens mit John Locke tauchte die Idee auf, daß erst die sprachliche Bezeichnung die Ausbildung komplexer Vorstellungen ermögliche (und zudem: daß die Sprache auch das Denken „verführen“ könne). Aber erst der Abbé Etienne Bonnot de Condillac formulierte in der Mitte des 18. Jahrhunderts – unter Anknüpfung an John Locke – die uns im folgenden noch weiter beschäftigende These, „wonach einerseits die Sprache für das Denken notwendig sei und andererseits die einzelnen Sprachen unterschiedliche Betrachtungsweisen der Welt darstellen“.⁵⁵ Wir wollen uns jedoch nicht weiter mit der historischen Entwicklung dieser Idee, in deren Kontext insbesondere auch auf den Beitrag von Wilhelm von Humboldt einzugehen wäre, auseinandersetzen,⁵⁶ sondern uns der jüngeren Diskussion zuwenden, die sich vor allem im Kontext der nordamerikanischen Kulturanthropologie und Linguistik herausgebildet hat.

3.3.1 Sprache als Gestalterin von Wirklichkeit

Anknüpfend an die kulturanthropologischen Forschungen von Franz Boas hat der Linguist Edward Sapir in seiner Analyse der Sprache amerikanischer Indianer die Basis für die These gelegt, die dann von Benjamin Lee Whorf noch weiter zugespitzt wurde und als „Prinzip der linguistischen Relativität“ (auch „Sapir-Whorf-These“ genannt) seit Beginn der vierziger Jahre dieses Jahrhunderts eine umfassende Forschungstätigkeit angeregt und zu zahlreichen Kontroversen geführt hat. Mit diesem Prinzip verfocht Whorf die Annahme, daß die Sprache beileibe kein neutrales Medium sei, das vor sprachlich Gedachtes unvermittelt zum Ausdruck bringe – vielmehr stelle die

55 Iwar Werlen, Sprache, Mensch und Welt. Geschichte und Bedeutung des Prinzips der sprachlichen Relativität, Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 1989, 20.

56 Hierzu liegen bereits gute Darstellungen vor: siehe Werlen, Sprache, Mensch und Welt, 9ff; Siegfried J. Schmidt, Sprache und Denken als sprachphilosophisches Problem von Locke bis Wittgenstein, Den Haag: Nijhoff 1968; J. M. Schlesinger, The Wax and Wane of Whorfian Views, in: Robert L. Cooper/Bernard Spolsky (Hrsg.), The Influence of Language on Culture and Thought. Essays in Honor of Joshua A. Fishman's Sixty-Fifth Birthday, Berlin/New York: Mouton de Gruyter 1991, 7-44, hier: 8ff.

Sprache in ihrer Grammatik und in ihrem Lexikon eine Form dar, innerhalb deren Strukturen erst das Ordnen der Welt im Denken der Menschen erfolge. In Abhängigkeit von der jeweiligen Sprache verwendeten die Angehörigen verschiedener Sprachgemeinschaften unterschiedliche Kategorien und Strategien, um den „kaleidoskopartigen Strom der Eindrücke“ zu organisieren und diesen eine Bedeutung zuzuschreiben – und da dem Individuum alternative Sprachsysteme in der Regel nicht zur Verfügung stünden, erscheine ihm die in der Sprache gegebene Perspektive auf die Realität als selbstverständlich und unbezweifelbar, könne es sich der strukturierenden Wirkung der sprachlichen Formen gar nicht bewußt werden.⁵⁷

Auf der Basis dieser Überlegungen kommt Whorf zur Formulierung eines „neuen Relativitätsprinzips“, demgemäß sich dieselbe reale Gegebenheit verschiedenen Betrachtern nur dann als eine von allen geteilte Wirklichkeit darstelle, wenn sie alle über „denselben linguistischen Hintergrund“ verfügten. Kurz: was sie beobachteten, werde bestimmt durch die sprachliche Organisation ihrer Erfahrung. Wenn eine Übereinstimmung zwischen ihnen hergestellt werden könne, so erfolge dies ausschließlich „durch linguistische Prozesse“ – und es erfolge in Bindung an deren Möglichkeiten und Grenzen.⁵⁸

Wenn dieses „linguistische Relativitätsprinzip“ Geltung beanspruchen kann, dann ergeben sich daraus erhebliche Konsequenzen nicht nur für unsere alltägliche Kommunikation über diese Welt⁵⁹, sondern auch und vor allem für unsere wissenschaftlichen Erkenntnismöglichkeiten: ist Erkenntnis relativ zur Sprache, so muß die Existenz sprachspezifischer Wahrheiten anerkannt und das Verhältnis zwischen Erkennen und Welt unter Berücksichtigung des Einflusses der Sprache neu durchdacht werden.⁶⁰

57 Benjamin Lee Whorf, *Sprache, Denken, Wirklichkeit*. Beiträge zur Metalinguistik und Sprachphilosophie, Reinbek: Rowohlt 1963, z.B. 7ff; das Zitat stammt von Seite 12. (Es handelt sich hier um eine Auswahl aus der posthum von John B. Carroll veröffentlichten Aufsatzsammlung, Hinsichtlich der Unzulänglichkeiten der deutschen Übersetzung vgl. *Werlen, Sprache, Mensch und Welt*, 152.)

Gute Darstellungen der Whorfschen Arbeiten finden sich bei *Helmut Gipper*, Gibt es ein sprachliches Relativitätsprinzip? Untersuchungen zur Sapir-Whorf-These, Frankfurt: Fischer 1972, 7ff, 237ff; *Paul Henle*, *Sprache, Denken und Kultur*, in: ders. (Hrsg.), *Sprache, Denken, Kultur*, Frankfurt: Suhrkamp 1975 (1958), 15ff; *Werlen, Sprache, Mensch und Welt*, 141ff.

58 Whorf, *Sprache, Denken, Wirklichkeit*, 11, 12f, 20. Im Original lautet die Formulierung dieses Prinzips: „We are thus introduced to a new principle of relativity, which holds that all observers are not led by the same physical evidence to the same picture of the universe, unless their linguistic backgrounds are similar, or can in some way be calibrated.“ (Zitiert nach *Werlen, Sprache, Mensch und Welt*, 151.)

59 Für diese vielleicht noch am wenigsten, da sie sich mit dem praktischen Erfolg zufrieden geben kann und in der Regel auch zufriedengibt.

60 Auf genau diese Implikation einer Bewußtwerdung der Perspektivität unserer westlichen Wissenschaften und die geistige Öffnung für die Existenz gänzlich anderer, in sich selbst ebenfalls „vernünftiger“ Betrachtungsweisen der Welt verweist Whorf in seinem 1940 veröffentlichten und an ein naturwissenschaftlich-technisch gebildetes Publikum gerichteten

Whorfs Darlegung bezieht ihre Überzeugungskraft⁶¹ vor allem aus dem von ihm selbst zusammengetragenen empirischen Material aus seinen Analysen der Sprachen amerikanischer Indianer, insbesondere der der Hopi-Indianer.⁶² Die von ihm berichteten Beispiele beziehen sich sowohl auf die Auswirkung des verfügbaren Vokabulars als auch der Grammatik auf die Beobachtung und die Ordnung der Welt.

Hinsichtlich des Vokabulars verweist Whorf auf die auch anderweitig in der Literatur immer wieder erwähnte unterschiedliche Ausdifferenzierung bestimmter Gegenstandsbereiche in verschiedenen Sprachen: während es im Englischen nur ein Wort für Schnee gebe, verfüge die Eskimosprache über verschiedene eigenständige Worte für „fallenden Schnee, Schnee auf dem Boden, Schnee, der zu eisartiger Masse zusammengedrückt ist, wässrigen Schnee, windgetriebenen Schnee, fliegenden Schnee usw.“ – in der Sprache der Azteken werden dagegen umgekehrt sogar „kalt“, „Eis“ und „Schnee“ ... durch den gleichen Stamm mit verschiedenen Endungen repräsentiert“, hier liege also eine über die begriffliche Zusammenfassung im Englischen noch hinausgehende sprachliche Reduktion vor. Unter anderem an Beispielen aus seiner beruflichen Erfahrung als Brandverhütungs-Ingenieur einer Versicherungsgesellschaft illustriert Whorf, daß es sich bei der Verwendung bestimmter Namen für bestimmte Sachverhalte keineswegs nur um eine Frage

Aufsatz über „Naturwissenschaft und Linguistik“, in dem er auch das „linguistische Relativitätsprinzip“ formulierte – abgedruckt in *Whorf, Sprache, Denken, Wirklichkeit*, 7-18.) Noch deutlicher stellt er diese Schlußfolgerung in einem an ein theosophisches Publikum gerichteten Aufsatz heraus: „Sprache, Geist und Wirklichkeit“ – abgedruckt in *Whorf, Sprache, Denken, Wirklichkeit*, 46-73.

- 61 Stellvertretend für viele andere zustimmende Stellungnahmen sei nur auf *Popper* verwiesen: „Ich persönlich finde Benjamin Lee Whorfs Bericht über die Hopi-Indianer und ihre völlig andere Zeitanschauung überzeugend. Doch selbst wenn dieser Bericht unkorrekt sein sollte (was ich für unwahrscheinlich halte), zeigt er Möglichkeiten auf, die weder Kant noch Brouwer jemals in Betracht gezogen haben.“ – Objektive Erkenntnis, 139. Wie unten zu zeigen sein wird, haben sich zentrale empirische Aussagen Whorfs nicht halten lassen. Wissenschaftsexterne Gründe für die wechselnde Konjunktur der Whorfschen Thesen nennt *Schlesinger*, *The Wax and Wane of Whorfian Views*, 23f, 30f.

- 62 Wie Sapir, bei dem er studierte, betont auch Whorf die Notwendigkeit, über den Kreis der „modernen europäischen Sprachen“ (die ja alle auf dem gemeinsamen griechisch-lateinischen Erbe basierten) hinauszugehen und Sprachen zum Vergleich heranzuziehen, die aus einer hiervon unabhängigen Entwicklungslinie stammen. (Diese Zusammenfassung der europäischen Sprachen zur linguistischen Einheit des „Standard Average European“ weist *Gipper* als eine unzulässige Vereinfachung zurück – Gibt es ein sprachliches Relativitätsprinzip?, 12, 107.)

Auf der Basis dieses Erbes beruhe im übrigen auch die Einheitlichkeit des modernen naturwissenschaftlichen Weltbildes, die üblicherweise als Beleg für dessen Gültigkeit interpretiert werde, tatsächlich aber ihrerseits in der sprachlichen Einheit wurzele. Auch dem Wissenschaftler könne daher erst auf dem Hintergrund dieser Sprachvergleiche die spezifische Aufforderung der Welt durch den eigenen Sprachkreis erkennbar werden, und zugleich erschließe sich ihm in der anderen Sprache auch ein neuer Blick auf die Welt (und auf seine eigene Sprache) – *Whorf, Sprache, Denken, Wirklichkeit*, 10ff, 18, 46ff, 78.

unterschiedlicher Bezeichnungen handelt, sondern daß der sprachliche Umgang mit den Dingen auch handfeste Konsequenzen für das tatsächliche Verhalten hat. So sei man, um nur eines seiner Beispiele wiederzugeben, in der Nähe leerer Benzintonnen sorgloser als in der Nähe voller Benzintonnen, weil das Wort „leer“ ... für sich allein (also bei Fehlen besonderer zusätzlicher Instruktionen) immer eine Abwesenheit von Gefahr suggeriert“ – obwohl diese leeren Tonnen wegen explosiver Dämpfe unter Umständen noch gefährlicher sind.⁶³

Whorfs besonderes Interesse aber gilt den Auswirkungen, die unterschiedliche grammatische Formen jeweils auf Grundelemente der Weltsicht ausüben. Hier betont er insbesondere die unterschiedliche Konzeptualisierung von Zeit, Raum und Materie – drei zentralen Kategorien, die den Angehörigen der indo-europäischen Sprachgemeinschaft universale Phänomene zu sein scheinen, von der Realität selbst dem Betrachter aufgezwungen. Die vergleichende sprachliche Analyse mache jedoch deutlich, daß ihre sprachliche Repräsentation in den verschiedenen Sprachen sehr unterschiedlich ist und daß mit den sprachlichen Differenzen auch ein anderes Bild der Welt und ein anderes Handeln in bezug auf sie einhergehen.

Die Sprecher indo-europäischer Sprachen seien, um es am Beispiel des Konzeptes der Zeit zu zeigen, durch die Flektion der Verben gezwungen, in jeder Aussage zugleich auch eine Information über den Zeitaspekt eines Ereignisses zu geben, also seine Verortung in Vergangenheit, Gegenwart oder Zukunft vorzunehmen. Das Hopi dagegen sei „eine Sprache ohne Zeitbegriff“: sie enthalte „keine Wörter, grammatischen Formen, Konstruktionen oder Ausdrücke ..., die sich direkt auf das beziehen, was wir ‚Zeit‘ nennen“. (Stattdessen enthalte das Verb in Hopi eine Information über die Gültigkeit der Aussage, das heißt darüber, in welcher Beziehung der Sprechende zu dem Gesagten steht: ob er es selbst beobachtet hat, es erwartet, davon vom Hörensagen weiß, oder ähnliches.)⁶⁴

Dieser sprachlichen Divergenz entspreche nun auch ein anderes Erleben der Zeit: während man in den westlichen Kulturen von einem linearen Ablauf der Zeit ausgehe, die sich von der Vergangenheit über die Gegenwart in die Zukunft erstreckt, haben Hopi-Indianer (nach Whorf) „keine allgemeine Anschauung von Zeit als eines gleichmäßig fließenden Kontinuums“. Für sie vergehe nicht ein Tag, und ein neuer folge nach, sondern derselbe Tag kehre ständig wieder – entsprechend gebe es für Tage (wie auch für andere imaginäre Einheiten) keine Pluralform und keine Kardinalzahlen, sondern nur die Bezeichnung einer zyklischen Wiederkehr derselben Einheit.⁶⁵ Aus ähnlichen

63 Whorf, Sprache, Denken, Wirklichkeit, 74ff.

64 Whorf, Sprache, Denken, Wirklichkeit, 15, 102. (Fragen der Zeitlichkeit werden insbesondere auf den Seiten 15ff, 84ff und 102ff angesprochen.)

65 Diese Vorstellung mache zum Beispiel die kulturelle Bedeutung der Betonung vorbereitender Handlungen bei den Hopi verständlich, da auch „die bloße Wiederholung

Überlegungen zu Raum und Materie, in denen er unter anderem einen Zusammenhang zwischen der Bildung von Substantiven in den indoeuropäischen Sprachen und Vorstellungen der europäischen Philosophie herstellt, folgert Whorf: „Newtons Raum, Zeit und Materie sind gar keine [empirischen] Anschauungen. Es sind Derivate aus Kultur und Sprache. Dies sind die Quellen, aus denen Newton sie hatte.“⁶⁶

Ähnliche Studien wie die von Whorf sind von anderen Forschern während dieser Zeit in den USA insbesondere im Bereich der Kulturanthropologie durchgeführt worden. So kann Paul Henle in seinem Überblicksartikel über „Sprache, Denken und Kultur“ von 1958 auf mehrere Studien verweisen, die zu ähnlichen Ergebnissen wie Whorf gekommen sind:

- Clyde Kluckhohn und Dorothea Leighton berichten, daß in der Navaho-Sprache bestimmte Aspekte einer Handlung mit spezifischen grammatischen Konstruktionen explizit ausgedrückt werden müssen, die im Englischen implizit bleiben;
- auch die Wintu-Sprache verlangt, nach Dorothy D. Lee, eine Spezifikation der Quelle der Kenntnis von einem Ereignis in Form der Veränderung der Suffixe, wie sie oben Whorf für die Hopi-Sprache postulierte;
- Harry Hoijer fand zum Beispiel in den Verbalformen der Navaho-Sprache eine Übereinstimmung mit ihrer nomadischen Lebensweise: ihre Verben drückten entweder eine Handlung oder die „Zurücknahme einer Bewegung“ aus – einen Ausdruck für eine beständige Ruhe gebe es dagegen bei ihnen nicht.⁶⁷

Während sich diese Forschungsrichtung in den USA auf den Vergleich verschiedener Sprachen und Kulturen bezog, war in Deutschland Johannes Leo Weisgerber aus der vorrangig einzelsprachlichen Analyse zu ganz ähnlichen Folgerungen gekommen. In expliziter Anknüpfung an die Tradition Wilhelm von Humboldts formulierte er das Konzept der Sprache als einer „Zwischenwelt“, „welche der Geist zwischen sich und die Gegenstände durch die innere Arbeit seiner Kraft setzen muß“. ⁶⁸ Die geistige Tätigkeit des Menschen ist für ihn immer eine sprachliche Tätigkeit, eine „Kraft“, in der eine Vorstellung von der Welt aufgebaut wird: „Sprache ist also Weltbild in dem Sinne, daß sie Welt für den Sprecher erst eigentlich herstellt.“ Dabei schaffe die Sprache nicht nur eine bestimmte Ordnung in der Welt, die in dieser Weise dort nicht existiere (zum Beispiel die Verbindung bestimmter Sterne zu einem Stern-

[einer Handlung] nicht verschwendet [ist], denn sie akkumuliert sich“ – Whorf, Sprache, Denken, Wirklichkeit, 93, 89ff; das oben angeführte Zitat stammt von Seite 102.

66 Whorf, Sprache, Denken, Wirklichkeit, 94.

67 Henle, Sprache, Denken und Kultur, 21, 29, 36ff. Weitere empirische Befunde und Stellungnahmen finden sich bei Werlen, Sprache, Mensch und Welt, 160ff.

68 Zitiert nach Helmut Gipper (Hrsg.), Schriftenverzeichnis Leo Weisgerber. Leo Weisgerber zum 85. Geburtstag, Münster: Institut für Allgemeine Sprachwissenschaft der Westfälischen Wilhelms-Universität 1984, 17.

bild, die Zusammenfassung verschiedener Pflanzen zu „Unkraut“, „Obst“ und ähnliches), sondern sie führe auch zu bestimmten Einstellungen gegenüber der Realität, wie er am Beispiel der Verdrängung des Dativ durch den Akkusativ zu zeigen versuchte.⁶⁹

Wie weit reicht der hier postulierte Einfluß der Sprache auf die Erkenntnis der Realität, und wie wollen die genannten Autoren diesen Erklärungsanspruch verstanden wissen?⁷⁰ Die Schwierigkeiten bei der Beantwortung dieser Frage beginnen bereits bei ihrem einfacheren Teil: bei der Bestimmung des von den Autoren selbst erhobenen Erklärungsanspruches. Bei Whorf etwa ist nach dem Grad des determinierenden Einflusses, den er der Sprache zuspricht, zwischen einer ‚starken‘ und einer ‚schwachen Version‘ seiner Aussage zu unterscheiden. So lassen sich Textstellen aus verschiedenen Aufsätzen anführen, in denen er von einem direkten Einfluß der Sprache auf die kognitive Ordnung der Welt spricht.⁷¹ An anderen Stellen aber grenzt er solche Aussagen wieder ein, relativiert er sie durch ein eingeschobenes „oft“ oder andere sprachliche Wendungen, oder er spricht nur davon, daß die „Weisen“ des Verhaltens und des Sprechens sich „gleichen“.⁷² Die eindeutigste Formulierung einer schwachen Version findet sich dort, wo Whorf explizit die Frage nach dem Zusammenhang von Kultur und Sprache aufwirft. Hier bekennt er sich ausdrücklich zu einem Modell „ständiger gegenseitiger Beeinflussung“ und spricht sich definitiv gegen die Unterstellung einer Entsprechung „zwischen kulturellen Normen und sprachlichen Strukturen“ aus – ohne allerdings den Anspruch auf den Primat der Sprache aufzugeben.⁷³ Der Gesamtduktus seiner Ausführungen macht es nicht einfach zu entscheiden, wieviel von der Radikalität mancher seiner Aussagen sich dem Bemühen um die Popularisierung der Linguistik selbst verdankt und wieviel davon ‚ernst gemeint‘ ist. Zumindest aber hat die Ambivalenz seiner Aussagen eine einseitige Rezeption in Richtung eines Sprachdeterminismus ermöglicht.⁷⁴

Zu einem zurückhaltenderen Schluß kommt Henle, der – vor allem auf der Basis der Arbeiten Whorfs – die „Relation zwischen Sprache und Denken“ mit den folgenden Worten zusammenfaßt: „Wir haben einen Einfluß

69 Vgl. *Werlen, Sprache, Mensch und Welt*, 109ff, 120ff. Das Zitat stammt von Seite 112.

70 Für eine Auseinandersetzung mit logisch-systematischen Einwänden gegen Whorfs These sowie für eine Kritik an seiner Arbeitsweise unter linguistischen Gesichtspunkten sei auf *Gipper*, Gibt es ein sprachliches Relativitätsprinzip?, 77ff, verwiesen.

71 *Whorf, Sprache, Denken, Wirklichkeit*, 12, 20, 52, 77.

72 *Whorf, Sprache, Denken, Wirklichkeit*, 77, 74, 75, 89, 110.

73 *Whorf, Sprache, Denken, Wirklichkeit*, 78ff, 98ff. (Die Zitate stammen von Seite 98 bzw. 101 – Hervorhebung W.M.)

74 Vgl. *Fritz Schütze, Sprache soziologisch gesehen*. Band I: Strategien sprachbezogenen Denkens innerhalb und im Umkreis der Soziologie, München: Fink 1975, 89, 173, 456f; *Werlen, Sprache, Mensch und Welt*, 7, 159.

Es sollte aber auch nicht übersehen werden, daß sich die stimulierende Wirkung seiner Thesen gerade der einseitigen Zuspitzung seiner Aussagen verdankt.

des Vokabulars und der Flexion behauptet, der sich hauptsächlich auf die Wahrnehmung auswirkt, und einen Einfluß der Kombinationsmethoden [womit er insbesondere grammatische Konstruktionen meint], der hauptsächlich auf einer abstrakteren Stufe auf das Denken einwirkt.“ Und er stellt weiter klar: „In keinem von beiden Fällen haben wir behauptet oder wollen wir behaupten, daß von der Sprache der einzige oder auch nur der primäre Einfluß ausgehe.“ Auch könne es einen Einfluß in die umgekehrte Richtung geben, und die Sprache könne durchaus ihrerseits von Umwelt und Gesellschaft „gemodelt“ sein.⁷⁵

Henle schließt seine Diskussion des Forschungsstandes Mitte der fünfziger Jahre mit der Bemerkung, daß es noch zu wenig Untersuchungen insbesondere über den Zusammenhang zwischen sprachlichen und kulturellen Mustern in einer Gesellschaft gebe, um die Gültigkeit der Whorfschen Hypothese sicher beurteilen zu können. Leider hat sich daran in der Zwischenzeit nichts Wesentliches geändert: auch jüngere Bestandsaufnahmen kommen zu dem Ergebnis, die Beleglage sei nicht eindeutig.⁷⁶

Zudem hatte sich in den nachfolgenden Jahren der Schwerpunkt der Untersuchungen verlagert: es ging nun nicht mehr um den (für Whorf zentralen) Zusammenhang von Sprache, Kultur und Verhalten, sondern das Interesse verlagerte sich auf ein neues Forschungsgebiet: das der experimentellen Farbstudien – und damit vorrangig auf das Gebiet der Wahrnehmungsforschung. Intra- und interkulturell wurde in zahllosen Experimenten geprüft, inwieweit die Verfügbarkeit sprachlicher Bezeichnungen die Wahrnehmung, Erinnerung und Kommunikation über Farben beeinflusst. Hatte es dabei zunächst (aufgrund einer Studie von Roger Brown und Eric H. Lenneberg von 1954) so ausgesehen, als werde Whorfs These bestätigt, da ein Einfluß des Vokabulars auf die Farbwiedererkennung gezeigt werden konnte, so kehrte sich die Beleglage mit der Studie von Brent Berlin und Paul Kay von 1969 in ihr Gegenteil um. Diese Autoren hatten in einem Vergleich von 89 Sprachen nachgewiesen, daß es in allen diesen Sprachen – bezogen auf einen physikalisch definierten einheitlichen Maßstab – identische Foci für die einzelnen Farben gibt, die zudem über alle untersuchten Kulturen in der gleichen Rangfolge gebildet werden.⁷⁷ In dieselbe Richtung zielen auch Studien, die von Eleanor Rosch und anderen zur Existenz prototypischer Wahrneh-

75 Henle, *Sprache, Denken und Kultur*, 30.

76 Winfried Franzen, Zum Verhältnis zwischen sprachlichen und kognitiven Schemata, mit Bezug auf neuere Diskussionen zum linguistischen Relativismus (Sapir-Whorf-Hypothese), in: Gerhard Pasternack (Hrsg.), *Philosophie und Wissenschaften. Zum Verhältnis von ontologischen, epistemologischen und methodologischen Voraussetzungen der Einzelwissenschaften*, Frankfurt u.a.: Lang, 1989, 157-164, hier: 157; Werlen, *Sprache, Mensch und Welt*, 168.

77 Für eine instruktive Darstellung siehe Werlen, *Sprache, Mensch und Welt*, 168ff; siehe auch Dieter Zimmer, *So kommt der Mensch zur Sprache. Über Spracherwerb, Sprachentstehung, Sprache & Denken*, Zürich: Haffmann 1986, 136ff.

mung auch außerhalb des Bereiches des Farbsehens durchgeführt worden sind. Sie kommen zu dem Ergebnis, daß es „natürliche Prototypen“ unter den Farben gebe, die besser wahrgenommen und leichter erlernt werden als andere, und ähnliches gelte auch für „andere natürliche Kategorien“ (wie geometrische Figuren und mimische Ausdrücke).⁷⁸

Damit schien die von Whorf postulierte Einflußrichtung von der Sprache auf die kognitive Organisation der Welt auf den Kopf gestellt: nicht die sprachlichen Benennungen führen demnach zu einer kulturspezifischen Wahrnehmung und kognitiven Verarbeitung, sondern physikalisch-biologische Gegebenheiten bestimmen die Ausbildung sprachlicher Bezeichnungen für optische Eindrücke – was eine sprachunabhängige Wahrnehmung voraussetzt. Allerdings modifizierten weitere Studien auch die Interpretation dieser Daten, und darüber hinaus wurde die Eignung der Farbstudien für eine empirische Überprüfung der Whorfschen These generell in Frage gestellt.

Die Kritik an den Ergebnissen dieser Studien reichte von dem Hinweis auf den verbleibenden Einfluß der Sprache auf die Ziehung der Grenzen zwischen den sprachlich benannten Farben über den Nachweis, daß dennoch bestimmte Effekte der Sprache in der Farberkennung und -wiedererkennung bestehen, bis hin zu der Feststellung, Whorf habe gar keine empirisch überprüfbare Hypothese aufgestellt, sondern er habe ein Forschungsprogramm formuliert, das nicht nach den Kriterien richtig oder falsch, sondern nach seiner Fruchtbarkeit zu beurteilen sei.⁷⁹ Aber selbst wenn man diesen Kritikern konzidiert, daß für Whorf selbst die Wahrnehmung von Farben kein primäres Bewährungsfeld seiner Aussagen war, und wenn man auch anmerken mag, daß für das Aufblühen der Farbforschung forschungstechnische Gründe eine nicht zu unterschätzende Rolle gespielt haben⁸⁰, so müssen sich Vertreter

78 Eleanor Rosch, *Linguistic Relativity*, in: ETC. et cetera, 44, 1987, 254-279, hier v.a.: 274ff.

79 John A. Lucy/Richard A. Shweder, *Whorf and His Critics: Linguistic and Nonlinguistic Influences on Color Memory*, in: *American Anthropologist*, 81, 1979, 581-615; Schlesinger, *The Wax and Wane of Whorfian Views*, 31f; Werlen, *Sprache, Mensch und Welt*, 152; Anmerkung 162, 163, 212f.

80 Rosch spricht dies in aller Deutlichkeit aus: die Farbforschung sei das einzige Gebiet, in dem ein sprachunabhängiges objektives Maß für die „kontinuierliche physikalische Variable“ der elektromagnetischen Wellen, die den Farbeindruck hervorrufen, verfügbar sei, an dem die je spezifische Aufteilung des Farbkontinuums in den verschiedenen Sprachen leicht festzumachen ist – *Linguistic Relativity*, 266f. Ähnlich auch Zimmer, *So kommt der Mensch zur Sprache*, 136.

Wissenschaftssoziologisch kann die hier zu beobachtende Problemverschiebung in Richtung auf das methodisch Machbare durchaus als Beispielfall für die Verselbständigung methodischer Überlegungen gegenüber der theoretischen Problemstellung gewertet werden: Nach dieser Zuschneidung der Fragestellung sind einfache experimentelle Designs hervorragend für die empirische Überprüfung der These geeignet, während die Frage nach der Beziehung zwischen sprachlichen und kulturellen bzw. Verhaltensmustern äußerst komplexe Feldstudien erfordert, deren Ergebnisse zudem einer einfachen Interpretation sicherlich nicht zugänglich sein würden.

der Whorfschen These doch auch der Tatsache stellen, daß mit diesen Studien zumindest für diesen Bereich der Einfluß der Realität und der biologischen Ausstattung des Menschen auf die sprachliche Ordnung der Welt empirisch nachgewiesen worden ist. Die als (Abwehr)Reaktion darauf von einigen Autoren vorgebrachte Differenzierung zwischen Hypothese und Forschungsprogramm hat dagegen den Charakter einer Immunisierungsstrategie: Die (immer wieder herausgestellte) Fruchtbarkeit eines Forschungsprogramms kann sich nicht nur an der Zahl der von ihm angeregten Studien messen, sondern muß auch nach dem Grad empirischer Bestätigung für die dem Forschungsprogramm implizit zugrundeliegende inhaltliche Annahme beurteilt werden.

Gerade in dieser Hinsicht aber hatte es – und zwar außerhalb des Gebietes der Farbstudien – zwischenzeitlich Untersuchungen gegeben, die Whorfs These in ihrem Kernbereich ernsthaft erschütterten: Helmut Gipper (und daran anknüpfend Andrea Stahlschmidt und Ekkehard Malotki) hatten die von Whorf konstatierten Besonderheiten der Hopi-Sprache insbesondere in bezug auf das Fehlen zeitlicher Ausdrucksformen einer Kontrolluntersuchung unterzogen und waren dabei zu dem Schluß gekommen, daß Whorfs Beobachtungen und Schlußfolgerungen in weiten Bereichen schlicht nicht zutreffen. Demnach gibt es im Hopi – entgegen Whorfs Aussagen – „verschiedene sprachliche Möglichkeiten, um ein Geschehen zeitlich in Vergangenheit, Gegenwart oder Zukunft zu situieren“, und „bestimmte Verbformen [sind] eindeutig temporal zu deuten“; das Hopi enthält zudem Substantive für Zeitintervalle, die Pluralformen annehmen können, und diese Zeitintervalle können auch gezählt werden.⁸¹ Zu ähnlichen Befunden kamen diese Forscher auch in bezug auf die Kategorie des Raumes, so daß Werlens Schlußfolgerung nicht aus der Luft gegriffen erscheint, daß Whorfs Suche nach Differenzen zwischen europäischen und Indianersprachen ihn die vorhandenen Unterschiede – und damit auch die Bedeutung der Sprache für das Erkennen der Welt – überschätzen ließ, daß Whorf hier sah, was er sehen wollte.⁸²

81 Gipper, Gibt es ein sprachliches Relativitätsprinzip?, 223, 224, 215ff.

82 Vgl. Werlen, Sprache, Mensch und Welt, 156, 186.

Einige Autoren verweisen auf die Spannung zwischen naturwissenschaftlicher Logik und religiöser Überzeugung, in der Whorf gestanden und die wesentlich seine Forschungsinteressen mitbestimmt habe. Werlen geht sogar so weit, Whorf als einen „verkapselten Mystiker“ zu bezeichnen (Sprache, Mensch und Welt, 156), und in manchen Aussagen seines „theosophischen“ Artikels wagt dieser sich in der Tat sehr weit vor (Whorf, Sprache, Denken, Wirklichkeit, z.B. 46ff). Möglicherweise findet sich in dieser Spannung zwischen Wissenschaft und persönlicher Überzeugung ein Grund für das Schwanken Whorfs zwischen den beiden Versionen seiner These: Die (im Sinne Poppers „kühne“) Annahme der strukturellen Bestimmtheit der Erkenntnis durch die Sprache relativiert das – im Widerspruch zu seinem Glauben stehende, aber doch auch von ihm vertretene – westliche wissenschaftliche System stärker, als es ein Verweis auf (inhaltliche) kulturelle Unterschiede vermocht hätte (was seiner aufklärerischen Intention entgegengekommen

Ist damit auch Whorfs These über die Abhängigkeit der Weltsicht von den Strukturen der Sprache (wenn die Ambivalenz seiner unterschiedlichen Äußerungen einmal in diese Formel gefaßt werden kann) hinfällig? Halten wir fest:

- einige empirische Befunde sprechen dafür, daß die Verfügbarkeit sprachlicher Benennungen die kognitive Organisation der Realität beeinflusst;
- andere Ergebnisse verweisen umgekehrt auf das Einwirken der Realität auf die Bildung sprachlicher Kategorien;
- hinsichtlich einer Übereinstimmung zwischen sprachlichen und kulturellen Strukturen liegen nur wenige Untersuchungen vor, wobei einige Ergebnisse und Interpretationen Whorfs einer Überprüfung nicht standhalten konnten.

Die empirische Beleglage ist also, wie bereits erwähnt, nicht eindeutig. Jüngere Stellungnahmen stimmen allerdings dahingehend überein, daß eine radikale Version der Relativitätsthese, dergemäß die Sprache die Weltsicht determiniert, nicht aufrechtzuerhalten sei.⁸³ Ein begrenzter Einfluß wird ihr zwar allgemein zugesprochen, doch wird dies nicht gerade als wissenschaftlich aufregend empfunden. Insgesamt scheint die Kontroverse damit in einem Schwebezustand befangen zu sein: man bewegt sich unschlüssig zwischen einer attraktiven starken, aber empirisch nicht zu haltenden These, die der Sprache einen wesentlichen Effekt auf das Erkennen der Realität zuspricht, und einer (als eher trivial angesehenen) schwachen Version von Sprache als einem Einflußfaktor unter anderen.

Obwohl damit die Begeisterung für diese Fragestellung – und damit auch ihre die Forschung anregende Wirkung – heute bei weitem nicht mehr so groß ist wie in den fünfziger und sechziger Jahren, so wäre es dennoch falsch, ihr jegliche aktuelle Attraktivität und Fruchtbarkeit abzuerkennen. Dagegen sprechen Studien wie die von Alfred H. Bloom (1981), der in einem Vergleich englisch beziehungsweise chinesisch sprechender Personen die Auswirkungen der Verfügbarkeit beziehungsweise des Fehlens einer sprachlichen Ausdrucksmöglichkeit für eine bestimmte logische Operation testet und dabei größere Schwierigkeiten bei denjenigen Personen feststellt, deren Sprache hierfür keine eigene Form bereitstellt.⁸⁴ Zu einem ähnlichen Ergebnis kommen Johan Galtung und Fumiko Nishimura (1984) in einem Vergleich zwischen indoeuropäischen, der chinesischen und der japanischen Sprache

wäre), doch muß ihm umgekehrt auch die Problematik der starken Version bewußt gewesen sein.

83 *Franzen*, Zum Verhältnis zwischen sprachlichen und kognitiven Schemata, 157, 158; *Werlen*, Sprache, Mensch und Welt, 179; *Zimmer*, So kommt der Mensch zur Sprache, 158ff.

84 Nach *Franzen*, Zum Verhältnis zwischen sprachlichen und kognitiven Schemata, 158ff; *Werlen*, Sprache, Mensch und Welt, 202ff.

unter anderem auch hinsichtlich ihres Umgangs mit Raum, Zeit und Erkenntnis: die Sprache enthalte „strukturelle und kulturelle Standpunkte“, durch die zwar das Denken und Handeln der Menschen nicht determiniert sei, aber sie schaffe „Prädispositionen“ für bestimmte Denk- und Handlungsweisen. Der japanischen Sprache mit ihrem Zwang zur Wahl zwischen verschiedenen sprachlichen Formen je nach dem relativen sozialen Rang der Gesprächspartner sprechen sie zum Beispiel eine entscheidende Bedeutung für die Stabilisierung der sozialen Ungleichheit zu: „Eine die ganze Nation umfassende horizontale Gesellschaft würde gegenwärtig innerhalb der gebräuchlichen japanischen Sprache keinen angemessenen Ausdruck finden, und das bildet ein wesentliches Hindernis für jede Veränderung in dieser Richtung“.⁸⁵ In seiner Untersuchung der Einführung der linearen westlichen Zeitvorstellung in Japan nimmt Shingo Shimada (1992) das zuvor von Whorf behandelte Problem wieder auf, daß mit bestimmten (hier: japanischen) Verbformen „die subjektive Einstellung zu einem Sachverhalt“ ausgedrückt werde, nicht aber ein „zeitliches Verhältnis“, das dem linearen Zeitkonzept entspricht: „Vielmehr scheint hier eine andere Auffassung der Zeit und zugleich eine andere Erfassung der Wirklichkeit zugrunde zu liegen.“⁸⁶

Auch Gipper, der selber maßgeblich zur empirischen Widerlegung Whorfscher Postulate beigetragen hat, hat dies nicht zum Anlaß genommen, die These von der sprachlichen Gestaltung der Weltsicht zurückzuweisen.⁸⁷ Zwar lehnt er eine Zurückführung des (wissenschaftlichen) Weltbildes auf sprachliche Strukturen ab: in den kritischen Wissenschaften der fortgeschrittenen Gesellschaften sei man durchaus in der Lage, „gegen die Sprachgewohnheiten anzudenken und über sie hinauszudenken“, aber er stimmt einer weniger häufig zitierten zweiten Formulierung des Relativitätsprinzips explizit zu, in der Whorf postuliert, daß „Menschen, die Sprachen mit sehr verschiedenen Grammatiken benützen, ... durch diese Grammatiken zu typisch verschiedenen Beobachtungen und verschiedenen Bewertungen äußerlich ähnlicher Beobachtungen geführt“ werden. Einschränkend verweist Gipper

85 *Johan Galtung/Fumiko Nishimura*, Struktur, Kultur und Sprachen: Indoeuropäische, chinesische und japanische Sprachen im Vergleich, in: *Leviathan*, 12, 1984, 478-505, hier: 479, 504, 497; das Zitat stammt von Seite 497.

86 *Shingo Shimada*, Überlegungen zur gesellschaftlichen Zeitlichkeitsregelung in Japan, in: *Joachim Matthes* (Hrsg.), *Zwischen den Kulturen? Die Sozialwissenschaften vor dem Problem des Kulturvergleichs*, Göttingen: Schwartz (Soziale Welt, Sonderband 8), 1992, 375-392, hier: 377, 380.

Für weitere Belege über das anhaltende Interesse an Whorfs These siehe zum Beispiel den Hinweis bei *Gregory Sawin*, *Investigating the Whorf Hypothesis*, in: *ETC. et cetera*, 44, 1987, 293f; *Schlesinger*, *The Wax and Wane of Whorfian Views*; sowie den Überblick bei *Werlen*, *Sprache, Mensch und Welt*, v.a. 200ff.

87 Er beklagt umgekehrt, daß die empirischen Fehler Whorfs der Rezeption des Weisgerberschen Ansatzes sehr geschadet habe, obwohl dieser völlig unabhängig von Whorf und dessen kulturvergleichender Vorgehensweise zu seiner Konzeption gekommen sei – *Gipper*, *Schriftenverzeichnis Leo Weisgerber*, 22.

auf die „gemeinsamen biologischen Voraussetzungen der Menschen“ und die „Struktur der außermenschlichen Natur und Gegenstandswelt“, durch die die Variationsbreite der Beobachtungen und Bewertungen eingeschränkt werde.⁸⁸

3.3.2 Erkennen, Denken und Sprechen und die Begrenztheit der Sprachanalyse

Gipper stellt aber noch einen anderen Aspekt in den Mittelpunkt seiner Überlegungen, der in der bisherigen Diskussion nur am Rande angesprochen wurde, für ihn aber den „rationalen Kern des Relativitätsgedankens“ darstellt: Sprache ist für ihn eine unverzichtbare Voraussetzung für das Denken.⁸⁹ In einer neueren Veröffentlichung hält er als „Ergebnis vierzigjähriger Bemühungen um eine Klärung des Verhältnisses von Sprache, Denken und Erkenntnis“ fest, „daß die Sprache für den Menschen ein Existential ist, eine Bedingung der Möglichkeit seines Denkens und Handelns“ – und dies nicht nur für „Wissenschaft und Philosophie“, sondern ebenso für das Alltagsleben. In Anlehnung an das Kantische „Apriori“ (und an Apels Konzept des „Leibapriori“) prägt er den Begriff des Sprachapriori, um zum Ausdruck zu bringen, daß es menschliches Denken und Handeln nur in und mit Sprache geben könne.⁹⁰ Ohne Sprachvermögen komme der Mensch nicht „über das begrenzte Denkvermögen höherer Tiere hinaus“, und entgegen einer verbreiteten Annahme (insbesondere unter Naturwissenschaftlern und Technikern) gebe es vermutlich kein sprachfreies Denken.⁹¹ Eine „gesicherte Erkenntnistheorie“ setze die Anerkennung des Sprachapriori (und des Leibapriori) voraus: „ohne Sprache keine Erkenntnis“.⁹²

88 Gipper, Gibt es ein sprachliches Relativitätsprinzip?, 238, 239. Das Zitat von Whorf stammt aus Sprache, Denken, Wirklichkeit, 20.

89 Gipper, Gibt es ein sprachliches Relativitätsprinzip?, 240f.

90 Helmut Gipper, Das Sprachapriori. Sprache als Voraussetzung menschlichen Denkens und Erkennens, Stuttgart-Bad Canstatt: Frommann-Holzboog 1987, 7, 8, 16. Anders als bei Kant handelt es sich bei Apel und Gipper nicht um transzendente Aprioris, die jeglicher Erfahrung vorausgehen, sondern um „Bedingungen der Möglichkeit“, die „aber nur in und mit Erfahrung erworben werden“ – a.a.O., 20ff, 283f.

91 Helmut Gipper, Denken ohne Sprache?, in: ders., Denken ohne Sprache?, Düsseldorf: Schwann 1971, 18-35; Gipper, Das Sprachapriori, 8. Zu diesem Schluß kommt auch Schmidt, Sprache und Denken als sprachphilosophisches Problem von Locke bis Wittgenstein, 192f.

Roman Jakobson berichtet, Albert Einstein habe immer betont, (sein) kreatives Denken erfolge vorsprachlich, nur zu Zwecken der Kommunikation müsse er es in Worte fassen – Einstein und die Wissenschaft der Sprache (1979), in: Elmar Holenstein, Von der Hintergebarkeit der Sprache. Kognitive Unterlagen der Sprache. Anhang: Zwei Vorträge von Roman Jakobson, Frankfurt: Suhrkamp 1980, 159-170, hier: 159ff.

92 Gipper, Das Sprachapriori, 11, 20.

Obwohl Gipper insgesamt eine erkenntnistheoretische Position einnimmt, die der hier vertretenen sehr nahe kommt, wird doch gerade in seinen Ausführungen zum Sprachapriori auch eine Einseitigkeit der Sprachbetrachtung deutlich, die die gesamte Diskussion um die Rolle der Sprache im Erkenntnisprozeß zu bestimmen scheint. Zwei Punkte sind es vor allem, an denen die Verabsolutierung des ‚Faktors Sprache‘ erkennbar wird: die weitgehende Vernachlässigung der Einbettung der Sprache in das umfassendere System der Kultur einer Gesellschaft und die Frage nach der Bindung des Denkens an die Sprache.

Der verengte Blickwinkel der hier herangezogenen Studien wird deutlich, wenn man aus dem Kreis der Sprachanalysen hinaustritt und auch an dieser Stelle Piagets Studien zur Entwicklung von Erkenntnis heranzieht. Mit wenigen Ausnahmen gehen die Sprachforscher in ihren Arbeiten von kompetenten Sprechern aus, die bereits über eine ausgebildete Sprachfähigkeit verfügen, und untersuchen, inwieweit diesen Sprechern von der Sprachstruktur eine bestimmte Weise der Weltaufordnung auferlegt wird.⁹³ Piaget dagegen macht den Prozeß, in dem ein Kleinkind sich mit der Welt auseinandersetzt und sich in dieser Auseinandersetzung die Welt kognitiv aneignet und ein „Weltbild“ aufbaut, zum Gegenstand seiner Analyse – ohne sich vorab an die Sprache zu binden und sich auf deren Einfluß zu beschränken.⁹⁴

Wie bereits in Abschnitt II/2.2 ausgeführt wurde, wird nach Piaget die Basis für alle kognitiven Operationen in der senso-motorischen Phase gelegt (also in den ersten achtzehn bis vierundzwanzig Monaten), in der sich das Kind handelnd seine Umwelt aneignet und dabei Vorstellungen von dieser Umwelt entwickelt. Lange bevor die sprachlichen Äußerungen seiner Bezugspersonen für das Kind mehr sind als nur ein weiteres Element seiner Umwelt (das es sich wegen seines nicht-gegenständlichen und sich ständig verändernden Charakters auch erst wesentlich später in seiner inhaltlichen Bedeutung erschließen kann), hat es in dieser „Aktionserkenntnis“ bereits innere Repräsentationen äußerer Objekte aufgebaut. Aus eigener Kraft und im ständigen Wechsel von Assimilation und Akkomodation hat das Kind (auf der Basis seiner biologischen Grundausstattung und in Auseinandersetzung mit den Eigenarten der Dinge in seiner Umgebung) „eine Logik der Koordination von Verhaltensakten ... [generiert], die profunder ist als die Logik der Sprache und früher erscheint als die Propositionen im strengen Sinne“.⁹⁵

93 Eine Ausnahme stellt z.B. *Gipper* dar, soweit er sich auf den Prozeß des Spracherwerbs bezieht – Das Sprachapriori, 150ff. Aber auch in diesem Zusammenhang geht er – wie noch zu zeigen sein wird – von einer Dominanz der (Mutter-)Sprache über die Aktivität des Kindes aus, vollzieht er eben nicht den für Piaget charakteristischen Perspektivenwechsel von der Betrachtung der Institution ‚Sprache‘ zum handelnden Individuum.

94 Zur untergeordneten Rolle der Sprache als einem eigenständigen Untersuchungsgegenstand in Piagets Forschung siehe *Furth*, Intelligenz und Erkennen, 167.

95 *Jean Piaget*, Sprache und intellektuelle Operationen (1963), in: *Furth*, Intelligenz und Erkennen, 1981, 176-190, hier: 177, 181, 183f.

Eine grund-legende Voraussetzung dafür, daß das Kind mit dem Namen einer Sache überhaupt etwas anzufangen weiß, ist die Identifikation der Sache selbst als einem ihm selbst äußerlichen Objekt, das heißt die Entwicklung des Konzeptes der Objektkonstanz: es muß in der Lage sein, ein „inneres Objekt“ aufzubauen, über das es unabhängig von dem aktuellen ‚Da-Sein‘ des äußeren Dinges verfügen kann.⁹⁶ Damit aber wird bereits von dem Kind selbst ein erstes kognitives Konzept entwickelt, das in keiner Weise sprachlich vermittelt ist.

Piagets genetische Vorgehensweise führt also zu der Feststellung, daß – im Gegensatz etwa zu Gippers Ausführungen – Sprache nicht grundsätzlich als Voraussetzung für Erkenntnis betrachtet werden kann, sondern daß es – zumindest auf dieser basalen Ebene – umgekehrt kognitive Konstrukte gibt, die ihrerseits eine Grundform der Erkenntnis der Welt darstellen, an die die erst später hinzutretende Erschließung durch die Sprache anzuknüpfen hat. Aber auch in der weiteren Entwicklung folgt die Fähigkeit zur sprachlichen Benennung formaler Operationen der Beherrschung dieser Operationen auf der Handlungsebene zeitlich nach; sie scheinen beide unabhängig voneinander aufgebaut werden zu müssen, und eine vorzeitige sprachliche Vermittlung der Zusammenhänge führt nicht zu einer sichereren Beurteilung in der tatsächlichen Handlungssituation: dem Kind fehlt das Verständnis dafür, um was es eigentlich geht.⁹⁷ Vorsichtig ausgedrückt ist also festzuhalten, daß es kognitive Operationen (das heißt Denkprozesse) gibt, die ohne sprachliche Formen durchgeführt werden. Offen mag an dieser Stelle bleiben, ob das auch für spätere Entwicklungsstufen und für alle Bereiche kognitiver Operationen zutrifft, oder ob dann eine sprachliche Überformung *aller* Denkprozesse stattgefunden hat. Doch ist wichtig, daß prinzipiell ein Denken ohne Sprache möglich ist und daß vorsprachliche Erkenntnismuster in einer han-

96 *Piaget, Sprache und intellektuelle Operationen*, 182; *Hans G. Furth, Denkprozesse ohne Sprache*, Düsseldorf: Schwann 1972, 184ff.

97 *Piaget, Sprache und intellektuelle Operationen*, 185, 187; *Piaget, Der Aufbau der Wirklichkeit beim Kinde*, 346ff; *Piaget, Einführung in die genetische Erkenntnistheorie*, 57ff; *Fatke, Jean Piaget über Jean Piaget*, 62ff, 92ff; *Furth, Intelligenz und Erkennen*, 168ff, 190; *Furth, Denkprozesse ohne Sprache*, 196, 202.

Dies bedeutet nicht, daß man nicht auch auf der symbolischen Ebene neue Einsichten gewinnen könne (dagegen sprechen alle Erfahrungen mit ‚Trockenkursen‘ aus dem Bildungssektor), aber es verweist nachdrücklich darauf, daß ein erfolgreiches Lernen eine Fundierung auf der Handlungsebene voraussetzt, die nicht sprachlich ist. *Furth* unterscheidet in diesem Zusammenhang bei Piaget drei Ebenen des Denkens (Denkprozesse ohne Sprache, 193ff):

- das „repräsentationale Denken“ der sensomotorischen Phase, das noch direkt mit praktischem Handeln verbunden ist;
- das „symbolische Denken“, bei dem sich das Kind der von ihm aufgebauten Symbole (die auch sprachliche Ausdrücke sein können) bedient, ohne auf die Anwesenheit der äußeren Objekte angewiesen zu sein;
- das „formale Denken der operationalen Intelligenz“, das nicht mehr ein Denken „in Symbolen“ oder „in Bildern“ sei, obwohl diese noch genutzt werden können.

delnden – und nicht in einer sprachlich geleiteten kontemplativen – Auseinandersetzung mit der Realität aufgebaut wurden.

Mit diesem Konzept von der Beziehung zwischen Erkennen, Denken und Sprechen weicht Piaget in wesentlichen Punkten von den zuvor diskutierten linguistischen Ansätzen ab:

- der entscheidende Ausgangspunkt ist die Aktivität des Kindes selbst (und nicht die Struktur einer gegebenen Sprache) und seine jeweils erreichte Fähigkeit, kognitive Operationen durchzuführen und Realität innerlich zu repräsentieren;
- in Auseinandersetzung mit der Realität entwickelt das Kind erste kognitive Strukturen, die dann in der Auseinandersetzung mit dem kulturellen Angebot der sozialen Umwelt um komplexe Symbolsysteme (die unter anderem auch die Sprache umfassen) erweitert werden;⁹⁸
- eine Vermittlung ‚fertiger‘ Bedeutungen und operativer Fähigkeiten über das Medium der Sprache ist nicht möglich: erfolgreicher Symbolerwerb setzt umgekehrt vorgängige Vertrautheit mit einem Objekt oder einer Relation zwischen verschiedenen Objekten voraus und impliziert immer einen aktiven Assimilationsprozeß seitens des Kindes selbst.

Damit wendet Piaget sich gegen eine Betrachtung, die unter Ausklammerung des Erkennenden nur das Symbolsystem in seiner Beziehung zur Realität analysiert: nicht die Symbole repräsentieren das äußere Phänomen, sondern das Kind konstruiert ein Symbol, das es für dieses Äußere nimmt.⁹⁹

Furth hat diese Position Piagets nicht nur theoretisch zu explizieren, sondern auch mit empirischem Material zu untermauern versucht. Dazu hat er (vor allem jugendliche) Gehörlose einer Reihe nicht-verbalen Tests unterzogen und ihre Testwerte mit den Werten der normal Hörenden verglichen. Die Ergebnisse lassen sich dahingehend zusammenfassen, daß die Gehörlosen dann nicht schlechter abschneiden, wenn im Test sprachliche Fähigkeiten nicht direkt verlangt werden und auch keine indirekten Vorteile bringen: bei der Durchführung formaler Operationen (wie Identitäts- und Symmetrierkennung, Begriffsbeherrschung, logische Operationen) sind Gehörlose nicht schlechter als Hörende – bei Aufgaben, die die Entdeckung von Begriffen und andere Entdeckungen erfordern, schneiden sie dagegen schlechter ab.

98 Die hier zum Ausdruck gebrachte Abfolge ignoriert nicht, daß auch die Auseinandersetzung mit der Realität bereits in einem kulturell bestimmten Rahmen erfolgt – sie soll aber deutlich machen, daß der inhaltlich prägende Einfluß der Kultur in dieser ersten Phase nur sehr bedingt zum Tragen kommen kann, während umgekehrt beim späteren Erwerb der Sprache der soziale Einfluß so massiv ist, daß anfänglich eigenständige Sprachschöpfungen des Kindes eliminiert werden und daher der Eindruck entsteht, das Kind übernehme fertige Inhalte, es kopiere, während es tatsächlich auch hier eine eigene Aufbauleistung erbringen muß, deren Erfolg allerdings rigoros gesellschaftlich kontrolliert wird.

99 Furth, Intelligenz und Erkennen, 137f.

Letzteres ist aber nach Furths Meinung nicht auf das Fehlen der Sprachbeherrschung zurückzuführen, sondern Folge einer benachteiligten sozialen Situation, in der sich die jungen Gehörlosen befinden, die häufig unter dem Unverständnis ihrer hörfähigen Umgebung zu leiden haben.¹⁰⁰ Furth sieht damit den „Beweis erbracht ..., daß die sprachlich behinderten Gehörlosen begrifflich denken können, und daraus kann man unmittelbar folgern, daß sich das Denken durch den lebendigen Kontakt mit der Umgebung entwickelt, und zwar ungeachtet der Tatsache, ob ein gebrauchsfertiges sprachliches Symbolsystem zur Verfügung steht oder nicht“.¹⁰¹

Furth und Piaget zeigen die kognitiven Prozesse auf, die vor dem beziehungsweise unabhängig vom Spracherwerb ansetzen – und erhellen damit die letztlich allen Menschen gemeinsame Basis einer symbolischen Auseinandersetzung mit und Aneignung der Realität. Die Einbeziehung dieser Analysen hat deutlich gemacht, daß die Beschränkung auf die Betrachtung der Beziehung zwischen der Sprache als einem ausgearbeiteten Symbolsystem und dem Denken einen grundlegenden Aspekt der Beziehung zwischen Sprache und Denken nicht erfaßt, weil es die Entwicklung des Denkens im vor-sprachlichen Erkennen nicht berücksichtigt: es setzt ontogenetisch zu spät an.

Daneben ist bereits darauf hingewiesen worden, daß die Sprache, wenn man sie als ein Symbolsystem betrachtet, nicht als ein Phänomen eigener Art dem einzelnen gegenübersteht, sondern daß sie Teil der Kultur der Gesell-

100 Furth, Denkprozesse ohne Sprache, 94ff, 156ff, 232.

Die von ihm in diesem Zusammenhang konstatierte fehlende Förderung des „forschenden Geistes“ wird von Inge Richters „Bericht aus einer lautlosen Welt“ indirekt gestützt, indem sie auf die vielen scheinbar willkürlichen Ereignisse verweist, denen sich ein Gehörloser gegenübersteht, weil ihm die akustischen Ankündigungen und Begleiterscheinungen entgehen, so daß für ihn die Frage nach dem „Warum“ gar nicht so erfolgversprechend verfolgt werden und damit auch nicht eine so große Attraktivität gewinnen kann. Richter zeigt auch die Probleme auf, die das Fehlen der Sprachbeherrschung im interaktiven und emotionalen Bereich aufwirft und die leicht als intellektuelle Defizite mißverstanden werden – Leben ohne Sprache – Bericht aus einer lautlosen Welt, in: Henning Kössler (Hrsg.), Sprache. Fünf Vorträge, Erlangen: Universitätsbund Erlangen-Nürnberg 1990, 27-39.

101 Furth, Denkprozesse ohne Sprache, 72, 207.

Voraussetzung dafür, daß dies ein Test über den Einfluß der Sprache auf die Ausbildung grundlegender kognitiver Operationen ist, ist, daß die Gehörlosen tatsächlich nicht über Sprache verfügen. Unter Bezug auf eine entsprechende Studie stellt Furth fest, daß „die große Mehrheit der Personen, die taub geboren wurden, nicht einmal nach vielen Jahren intensiven Trainings eine funktionale Sprachkompetenz erlangen“ – a.a.O., 35ff. Furths Schlußfolgerung ist auch nicht mit einem Verweis auf die Existenz einer Zeichensprache der Gehörlosen (die ja durchaus alle Elemente eines ausgebildeten Symbolsystems enthält) zu begegnen: zum einen lernen die meisten Gehörlosen diese Sprache erst, nachdem sie in eine Gehörlosenschule eingeschult wurden (und dort in der Regel nicht systematisch als Teil des Unterrichts, sondern informell von den älteren Mitschülern), zum zweiten und vor allem wäre ihnen die Bedeutung dieser Zeichen nicht zu vermitteln, wenn sie nicht zuvor bereits interne Konzepte für das so Bezeichnete aufgebaut hätten (wie Piaget für die Beziehung zwischen sprachlicher Bezeichnung und inneren Konzepten überzeugend nachgewiesen hat).

schaft ist. Wie andere kulturelle Teilbereiche auch ist sie in der Auseinandersetzung der Gesellschaftsmitglieder mit ihrer materiellen und sozialen Umwelt entwickelt worden und spiegelt die Notwendigkeiten und die Besonderheiten, die sich daraus ergaben, ebenso wieder wie die spezifische Weise, mit der die Gesellschaftsmitglieder diese Auseinandersetzung bewältigten. Insofern geht die von Whorf gestellte Frage, inwieweit sprachliche Strukturen kulturelle Besonderheiten (wie zum Beispiel die in der westlichen Philosophie übliche Trennung zwischen Form und Materie¹⁰²) bedingen können, von falschen Voraussetzungen aus: Whorf setzt eine einseitige Beeinflussung von der Sprache auf das wissenschaftliche Weltbild als gegeben voraus, während in historischer Betrachtung ebenso gut auch eine umgekehrte Beeinflussung vorzustellen ist – und er reflektiert (in dieser Darstellung) nicht, daß beide wohl am ehesten in Wechselwirkung voneinander und in Abhängigkeit von gemeinsamen Drittfaktoren entstanden sind. Für eine kulturanthropologische Betrachtung – an der Whorf selber anknüpft – ist dies aber eine Selbstverständlichkeit, und wenn Sprache dort als ein herausgehobenes Element ‚der Kultur‘ gegenübergestellt wird, so geschieht dies unter dem methodisch-instrumentellen Gesichtspunkt, daß über die Sprache ein Zugang zu einer fremden Kultur gewonnen werden kann, ohne daß damit systematisch die Sprache aus der Kultur ausgegrenzt oder eine unidirektionale Beeinflussung unterstellt würde.¹⁰³

Erst in der Verabsolutierung dieser Betrachtung durch Sapir und vor allem Whorf und in der anschließenden Vereinfachung, die die These im Laufe ihrer Popularisierung erfahren hat, wird die Verengung der Perspektive auf die Bestimmung der Welterkenntnis durch die Sprache vorgenommen. Zwar wird damit ein zunächst attraktives Forschungsprogramm begründet, das wichtige Teileinsichten hervorgebracht hat, doch hat es letztlich in eine Sackgasse geführt, da – wie die Widersprüchlichkeit der zusammengetragenen Ergebnisse zeigt – die aufgeworfene Frage innerhalb der Grenzen dieses Programms nicht beantwortet werden kann. Es erwies sich als Fehler, die Sprache als isoliertes Phänomen aus dem Kontext ihrer historischen Einbindung in die Gestaltung des gesellschaftlichen Lebens herauszulösen und damit den Prozeß der Aneignung von Sprache durch das Kind und die Anwendung dieser Sprache im Handeln des einzelnen in diesem Forschungsprogramm auszuklammern.¹⁰⁴

102 Whorf, Sprache, Denken, Wirklichkeit, 93ff.

103 Siehe z.B. die Darstellung der Position von Franz Boas, in dessen Tradition Whorf über Sapir steht, bei Werlen, Sprache, Mensch und Welt, 125ff, v.a. das Zitat auf Seite 132. Vgl. auch die Skizze der Arbeit von Alf Sommerfelt: a.a.O., 102f. Auch Galtung und Nishimura analysieren die Wechselwirkung zwischen Sprache und Kultur und begreifen beide als „Manifestation desselben tiefer liegenden Phänomens“, das sie als „Kosmologie“ bezeichnen – Struktur, Kultur und Sprachen, 479.

104 Warnungen vor einer Überschätzung der Bedeutsamkeit der Sprache für Wahrnehmung und Bewußtsein finden sich z.B. bei Hans-Martin Gauger (Sprache und Sprechen im

Die in der isolierten linguistischen Betrachtung begründete Gefahr einer Überschätzung des Einflusses der Sprache wird besonders deutlich in Gippers Analyse der „Entstehung des ‚Ich‘ im Prozeß der Spracherlernung“.¹⁰⁵ Mit seinen empirischen Beobachtungen zum Spracherwerb bestätigt er Meads theoretische Analyse, daß das Kind sich zunächst aus der Perspektive der anderen wahrnimmt, bevor es eine eigenständige Position beziehen kann: es spricht – wie Gipper an einem Fall illustriert – von sich selbst als „er“, als „Junge“ oder als „kleiner Scheißer“ oder benennt sich mit seinem Vornamen, bevor es, im Alter von mehr als zwei Jahren, das Wort „ich“ verwendet. Wenn Gipper daraus allerdings folgert: „Es bedarf wohl kaum weiterer Demonstrationen, um zu beweisen, daß erst dann, wenn das Kind den Ich-Bezug auch sprachlich zu erfassen vermag, so etwas wie Selbstbewußtsein erwachen kann“, so überschätzt er die Rolle der Sprache: er verwechselt den äußeren Indikator für den kognitiven Entwicklungsschritt mit dieser Entwicklung selbst. Es setzt umgekehrt der richtige Gebrauch des „ich“ voraus, daß das Kind ein solches Bewußtsein von sich selbst bereits entwickelt hat, das es dann den anderen gegenüber mit diesem Wort zum Ausdruck bringen kann – nicht die Kenntnis der sprachlichen Bezeichnung ermöglicht dem Kind die Ausbildung seiner Ich-Identität, sondern dieses Bewußtsein von sich selbst muß bereits entwickelt sein, bevor das Kind es in dieser Weise ausdrücken kann.¹⁰⁶

Werk Sigmund Freuds, in: *Der Mensch und seine Sprache*, o.O.: Propyläen 1979, 48-80, hier: 48ff) und *Wolfgang Klein* (Der Wahn vom Sprachverfall und andere Mythen, in: *Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik*, 16, 1986, 11-28, hier: 27f).

- 105 Gipper, *Das Sprachapriori*, 175ff. Die nachfolgenden Zitate stammen von Seite 178. Diese Verengung auf die Sprache wird auch deutlich, wenn Gipper nach der Diskussion der physiologischen Grundlagen der Erkenntnis direkt zum Prozeß der Spracherlernung übergeht, ohne die vorgängige Entwicklung kognitiver Operationen, wie wir sie bei Piaget kennengelernt haben, zu erwähnen. Eine Erklärung für dieses Vorgehen könnte darin liegen, daß das „Denken auf höherer, d.h. humaner Stufe“, für ihn untrennbar an Sprache gebunden ist – a.a.O., 158. Damit aber setzt er voraus, was erst zu beweisen ist, denn den von Piaget und Furth analysierten kognitiven Operationen ist schwerlich das spezifisch humane Niveau abzusprechen.
- 106 Von ganz anderen Überlegungen aus ist auch *Luhmann* zu diesem Schluß gekommen, wenn er feststellt, „daß Individualität der Sprache vorausgehen muß, wenn ein Grund gegeben sein soll, sie sprachlich auszudrücken“ – *Luhmann*, *Die Autopoiesis des Bewußtseins*, 423.

3.3.3 Sprache und Erkenntnis: was verbleibt vom linguistischen Relativitätsprinzip?

Was bedeuten diese Überlegungen für unsere Frage nach der Beziehung zwischen Sprache und Erkenntnis? Es erscheint sinnvoll, drei verschiedene, aber eng miteinander verwobene Ebenen auseinanderzuhalten:¹⁰⁷

1. die Frage nach der Herausbildung der Sprache als einem kollektiven Symbolsystem;
2. die Frage nach dem Aufbau einer individuellen kognitiven Organisation von der Welt durch das Kind;
3. die Frage nach dem Einfluß, den die Sprache als Teil dieser kognitiven Organisation auf die weitere Orientierung des Individuums in der Welt ausübt.

Der ersten Frage kommt dabei für unser Problem eine relativ geringere Bedeutung zu: hier ist festzuhalten, daß die Sprache eine kollektive Hervorbringung der in einer Gesellschaft lebenden Menschen ist, entstanden in der Auseinandersetzung dieser Menschen mit ihrer Umwelt und in ihrer Kommunikation untereinander.¹⁰⁸ Die Sprache ist das am weitesten standardisierte Symbolsystem, dessen korrekte Verwendung rigoros sozial kontrolliert wird. Die Ergebnisse der Farbstudien rechtfertigen die Annahme, daß es sich keineswegs um rein willkürliche Setzungen der Sprachgemeinschaften handelt, sondern daß sie – im Rahmen der menschlichen Wahrnehmungsfähigkeit – gewisse strukturelle Gegebenheiten der Realität erfassen (wie sich in der Existenz der Fokalfarben wie auch anderer Prototypen zeigt). Dieser realistische Bezug der Benennungen führt zu Übereinstimmungen in den sprachlichen Symbolisierungen der verschiedenen Sprachen, er ist aber nicht so stark, daß nicht erhebliche Spielräume für kulturelle Besonderheiten verblieben. Insofern enthält jede Sprache sowohl Informationen über die Beschaffenheit der Realität wie auch über die spezifische Perspektive, die in einer Kultur in bezug auf diese Realität eingenommen wird.

Für den Säugling stellen die sprachlichen Laute der ihn betreuenden Personen lediglich Elemente seiner Umwelt dar¹⁰⁹ – bevor er sich den gesell-

107 Ähnlich differenziert auch *Franzen*, Zum Verhältnis zwischen sprachlichen und kognitiven Schemata, 160ff.

108 *Mario Wandruszka* charakterisiert aufgrund einer materialreichen vergleichenden Untersuchung Sprachen als „Erzeugnisse des schöpferischen Spiels aus Zufall und Notwendigkeit, aus Bedürfnis und Gelegenheit“ – Sprache und Sprachen, in: *Der Mensch und seine Sprache*, o.O.: Propyläen, 1979, 7-47, hier: 38, 43.

109 Dies schließt nicht aus, daß genetische Dispositionen für eine besondere Aufmerksamkeit gegenüber menschlicher Sprache und ihrer Entwicklung angelegt sind, wofür z.B. die spezifische Reaktion von Säuglingen auf sprachliche Laute spricht. Keineswegs kann aber unterstellt werden, die Säuglinge reagierten bereits auf die Bedeutung des Gesprochenen: diese ist ihnen mit Sicherheit nicht zugänglich. Wichtig scheint in dieser Phase dagegen

schaftlich definierten Sinn dieser Laute anzueignen in der Lage ist, hat er bereits aus seinem Handlungskontakt mit ihm umgebenden Gegenständen das Konzept der Objektkonstanz entwickelt und kognitive Repräsentationen konkreter Objekte aufgebaut. Existentiell ist das Kind jedoch auf Kommunikation mit seinen Bezugspersonen angewiesen, und in ihr tritt die Sprache als sozial kodifiziertes, seitens ‚der anderen‘ ständig verwendetes und dem Kind in der Interaktion beharrlich nahegebrachtes Medium hinzu, und das Kind lernt, seine eigenen kognitiven Muster mit diesen weiteren Elementen der Außenwelt zu verbinden. Auf die Dauer erweist sich dabei – wie am Beispiel der Verdrängung sprachlicher Eigenschöpfungen der Kinder durch die konventionelle sprachliche Benennung zu zeigen ist¹¹⁰ – die Sprache wegen ihrer hohen Standardisierung und ihrer sozialen Absicherung als dominant gegenüber den privaten Hervorbringungen des Kindes. Allerdings ist nicht von einer einfachen Ersetzung des eigenen Schemas durch das fremde auszugehen, da jedes äußere Element an die kognitive Struktur des Kindes assimiliert werden muß – beide sind also vom Kind in eine Synthese (oder auch in ein Nebeneinander) zu bringen. Da, wie wir sahen, auch auf der ontogenetischen Ebene ein realistischer Bezug der vom Kind selbst entwickelten kognitiven Formen gegeben ist,¹¹¹ treffen sich in diesem Gegenstandsbezug die subjektiven kognitiven Formen mit dem kollektiven Symbolsystem der Sprache.

Welchen Einfluß übt nun die Sprache auf unsere Orientierung in der Welt aus – hängt unser Weltbild von unserer Sprache ab? Dazu ist zunächst zu klären, wer mit ‚uns‘ gemeint sein kann. Die oben angestellten Überlegungen zur Entwicklung der Sprache als Teil der kulturellen Bewältigung der Überlebensprobleme einer Gesellschaft haben deutlich gemacht, daß die Sprache nicht die kulturspezifische Einstellung gegenüber der Realität bestimmen kann, da sie selbst Teil dieses Prozesses ist: die spezifische Art der kognitiven Weltaufordnung einer Gesellschaft und die Bewältigung der Realität im Handeln sind zwei Aspekte desselben Prozesses, historisch entstanden unter denselben äußeren Bedingungen und in gegenseitiger Beeinflussung. Es kann also nicht um den Einfluß der Sprache auf das Weltbild einer Gesellschaft gehen, sondern nur um den Einfluß auf das Weltbild des Individuums: nur ihm gegenüber hat die Sprache als gesellschaftliche Institution – im Sinne Durkheims – einen unabhängigen Status und überlegene Macht inne. Sprache ist nicht ‚der Kultur‘, ‚der Gesellschaft‘ oder ‚der Na-

z.B. die Intonation zu sein, also ein Element der nicht-verbalen Kommunikation – *Els Oksaar*, Spracherwerb und Kindersprache in evolutiver Sicht, in: *Der Mensch und seine Sprache*, o.O.: Propyläen 1979, 145-166, hier: 148ff bzw. 151f. Damit bettet auch Oksaar die Sprache in das umfassendere Netz der kulturell geprägten Interaktionen ein.

110 *Gipper*, Das Sprachapriori, 162; *Oksaar*, Spracherwerb und Kindersprache in evolutiver Sicht, 157f.

111 Vgl. die ausführliche Darstellung in Abschnitt II/2.3.

tion' als eigenständige Einheit gegenüberzustellen, sondern sie ist in ihrer Beziehung zum einzelnen Menschen zu analysieren.¹¹²

Für den einzelnen kristallisiert sich in der Sprache die spezifische kulturelle Weltansicht einer sozialen Gruppe, die zudem durch die unausweichliche Verwendung der Sprache verfestigt und auf Dauer gestellt wird und die aufgrund der alltäglichen Gleichsetzung von Name und Ding den Charakter einer unhinterfragten Selbstverständlichkeit gewinnt, ohne daß der einzelne sich des Spezifischen dieser Sichtweise bewußt werden würde. Lange bevor dem Kind eine bewußte Reflexion über sein Tun und Erkennen möglich ist, mußte es seine eigene Erkenntnistätigkeit mit den Strukturen der Realität und mit den sprachlichen Gegebenheiten seiner Kultur in Übereinstimmung bringen und zu einer 'natürlichen Weltansicht' vereinen. Der Zwang zu erfolgreichem Handeln in der (jeweiligen) Realität wie auch der soziale Druck in Richtung einer kulturellen Anpassung sorgen dabei dafür, daß in dem (über das Handeln verbundenen) Dreieck 'subjektive kognitive Organisation – sprachlich gefaßte soziale Deutung der Realität – Realität' keine allzu großen Verwerfungen auftreten. Allgemeine Spekulationen darüber anzustellen, in welchem konkreten Anteil subjektive Kognitionen und/oder Sprache und/oder reale Strukturen im Erkenntnisprozeß zum Tragen kommen, scheinen hier angesichts des Fehlens externer Validierungsmöglichkeiten wenig erfolgversprechend. Im Unterschied zu der Konzeption von Whorf und Weisgerber, die die Sprache *prinzipiell* als unverzichtbares Zwischenglied zwischen Mensch und Welt begreifen, ist aber zu betonen, daß *jeder* Pol dieses Dreiecks (über das Handeln) mit *jedem* anderen in direkter Beziehung steht¹¹³ – ein lineares Modell nach dem Muster 'Erkennender – Sprache – Welt' wird dem Erkenntnisprozeß in seinem Wechselverhältnis zwischen diesen drei 'Größen' nicht gerecht.

Aber auch eine Rückkehr zu einer Betrachtung der Sprache als neutralem Kommunikationsmedium ist auszuschließen: wenn auch das exakte Ausmaß des Einflusses der Sprache offen bleiben muß, so lassen sich doch verschiedene Einflußlinien bestimmen. Gehen wir von einem erwachsenen Menschen aus, so ist sein Erkennen der Realität von der Sprache beeinflusst, *insoweit*

- Wahrnehmung durch den Sprachgebrauch in einer bestimmten Weise gelenkt wird;
- Denken in sprachlichen Formen erfolgt;
- Erinnerung sich an sprachlichen Mustern festmacht und dadurch selektiv verstärkt wird;

112 Die erstere Kontrastierung läuft Gefahr, die Sprache zu hypostasieren, sie von ihrer historischen Entwicklung und von ihrer Einbettung in das Sprech-Handeln der Mitglieder der Sprachgemeinschaft abzukoppeln.

113 Dabei wurde die Beziehung zwischen „Sprache“ und „Realität“ im Handeln anderer Personen (in der Vergangenheit) hergestellt, während die beiden anderen Beziehungen auf der Aktivität des Individuums beruhen.

- die (vorrangig sprachliche) Kommunikation mit anderen Personen bestimmte Wahrnehmungen, Denkweisen und Erinnerungen verfestigt und so erneut eine sprachlich geformte Perspektive auf die Realität anleitet.

Dies impliziert nicht, daß die Weltsicht damit sprachlich determiniert wäre, daß also die Wahrnehmung auf die sprachlich bezeichneten Aspekte der Dinge beschränkt und die damit nahegelegte Betrachtungsweise nicht hintergebar wäre (wenn auch das Sich-Frei-Machen von der sprachlich vermittelten Perspektive einen zusätzlichen Aufwand erfordert, der im Alltag häufig genug nicht erbracht wird und auch nicht erbracht werden kann). In diesem Sinne sind auch die Beispiele zu interpretieren, die Whorf vom Einfluß der Sprache auf das Handeln berichtet: die übliche Assoziation von „ungefährlich“ mit „leer“ (= Fehlen eines gefährlichen Stoffes) zum Beispiel mag zutreffen, doch ist sie durch Reflexion über chemische Zusammenhänge leicht aufzuheben.¹¹⁴ Und selbst die Auswirkung grammatikalischer Besonderheiten auf die Weltsicht ist – zumindest im Vergleich unterschiedlicher Sprachen – aufzudecken, wie Whorfs eigene Forschungen zeigen.

Gerade die Erfahrungen mit den Whorfschen Thesen in bezug auf den Einfluß der Grammatik lassen aber auch eine besondere Zurückhaltung in bezug auf eine vorschnelle Zuordnung bestimmter sprachlicher Eigenarten zu bestimmten kulturellen Mustern angeraten erscheinen.¹¹⁵ Wie bereits erwähnt, wirft diese Fragestellung – im Unterschied zu der Frage nach der Beeinflussung von Wahrnehmung und Erinnerung durch das verfügbare Vokabular – methodisch erhebliche Probleme auf und ist empirisch über erste und zum Teil strittige Klärungsversuche von Whorf, Hoijer und anderen nicht hinausgekommen, so daß in der Literatur gerade für diesen Aspekt weiterer Forschungsbedarf angemeldet beziehungsweise ein Defizit beklagt wurde. Angesichts dieser Unsicherheiten verwundert es nicht, daß Werlen seine Bestandsaufnahme zum Prinzip der sprachlichen Relativität abbricht, ohne auch nur den Versuch zu unternehmen, ein Fazit zu ziehen, und Gipper auf theoretische Reflexionen in der Tradition von von Humboldt und Weisgerber zurückgreift.

Auf der Basis der bisher vorliegenden empirischen Daten ist die Frage nach der Rolle der Sprache im Erkenntnisprozeß offensichtlich nicht eindeu-

114 So daß *Furth* zu dem Schluß kommt, hier handele es sich nicht um ein Verführen des Denkens durch die Sprache, sondern um einen Mangel an Denken – Denkprozesse ohne Sprache, 57f. (Dies macht zugleich deutlich, daß „Denken“ nicht auf das Vollziehen formaler Operationen zu reduzieren ist – wie es bei Piaget anklingen mag –, daß es vielmehr auch vom konkreten Wissen um spezifische Tatbestände abhängt.)

115 Siehe auch die Kritik an Weisgerbers Analyse über den „inhumanen Akkusativ“ – *Werlen*, *Sprache, Mensch und Welt*, 120ff. *Rosch* verweist auf absurde Interpretationen, die leicht entstehen können, wenn sprachliche Besonderheiten mit kulturellen Charakteristika in einen Zusammenhang gebracht werden – *Linguistic Relativity*, 256f. Dies ist auch der Tenor des Artikels von *Wandruszka*, *Sprache und Sprachen*.

tig zu beantworten, doch spricht einiges für Franzens allgemeine Einschätzung, „daß jede auch nur halbwegs radikale Version eines linguistischen Relativismus oder gar Determinismus unhaltbar ist“, daß „wohl aber [eine] Verstärkung von kognitiven Faktoren durch sprachliche“ unterstellt werden könne.¹¹⁶ Erweitern wir unsere Perspektive von der alleinigen Betrachtung der Sprache als Mittlerin zwischen Individuum und Welt um den Aspekt der Entwicklung der Sprache selbst sowie um ihre Aneignung durch den einzelnen – wenden wir uns also auf der Basis der zuvor vorgenommenen Analyse der Erkenntnisgenese einer prozeßorientierten Betrachtung zu –, so können wir trotz der offenen Fragen einige allgemeine Feststellungen wagen:

- erste kognitive Muster entwickelt jedes Kind vorab jeglichen Spracherwerbs in seinem Handlungskontakt mit seiner Umwelt;
- dieser auf Handeln beruhende Erkenntnisprozeß erfolgt in einem sozial gestalteten Rahmen, der unter anderem auch die sprachlichen Äußerungen der das Kind versorgenden Personen umfaßt;
- für das Kind besteht eine existentielle Notwendigkeit zur Kommunikation und damit der Zwang und die Bereitschaft, sich auf die seitens der sozialen Umwelt angebotenen Kommunikationsmedien einzulassen;
- kognitive Muster des Kindes und sprachliche Formen der Gesellschaft treffen sich in ihrer realistischen Orientierung an den Strukturen der Welt;
- in der Sprache kommen spezifische kulturelle Deutungsmuster der Realität zum Ausdruck;
- für das Individuum stellen diese Deutungsmuster einen – in der Regel mit dem Charakter des Selbstverständlichen ausgestatteten – Orientierungsrahmen dar, ohne es allerdings unausweichlich darauf festzulegen.

Für die sozialwissenschaftliche Forschung ergeben sich daraus folgende Konsequenzen:

- unter methodischen Gesichtspunkten ist Sprache ein (wenn man diese Bezeichnung nicht zu wörtlich nimmt) Spiegel der kulturellen Weltsicht, und der Sprachgebrauch durch das Individuum stellt einen unverzichtbaren Zugang zu seinem Weltbild dar;
- unter erkenntnistheoretischen Gesichtspunkten ist die Muttersprache (neben der allen Menschen im wesentlichen gemeinsamen biologischen Grundausstattung und der elementaren Gegenstandserfahrung im Handeln) der dritte ‚Faktor‘, der ein gegenseitiges Verstehen der Individuen

116 *Franzen*, Zum Verhältnis zwischen sprachlichen und kognitiven Schemata, 157, 158. In dieselbe Richtung weisen auch von Humboldts Formulierung, man könne in jeder Sprache alles ausdrücken, aber es „begeistert nicht jede zu jedem“, sowie die Feststellung Charles F. Hocketts, Sprachen unterschieden sich v.a. in der „relativen Leichtigkeit“, mit der sich bestimmte Dinge in ihnen ausdrücken lassen – zitiert nach *Werlen*, Sprache, Mensch und Welt, 57 bzw. 161.

ermöglicht, indem er ein sozial abgesichertes Symbolsystem zur Verfügung stellt, in dem jedoch nicht nur die interpersonale Kommunikation erfolgt, sondern in dem zumindest auch wesentliche Teile der intrapersonalen kognitiven Operationen vorgenommen werden.¹¹⁷

Unabhängig davon, wie hoch (oder gering) nun genau der Einfluß der Sprache auf die Erkenntnis anzusetzen ist, so lenkt damit auch die „schwache Version“ der Whorfschen These das Interesse des Erkenntnistheoretikers auf den Gebrauch der Sprache und auf die in der Sprache zum Ausdruck gebrachten kognitiven Orientierungen.

In den bisher behandelten Ansätzen war wiederholt auf die Bedeutung „sozialer Faktoren“ für die Erklärung des Erkenntnisprozesses verwiesen worden, ohne daß dieser Aspekt in den vorgetragenen Entwürfen allerdings hätte angemessen aufgenommen werden können. Im abschließenden Abschnitt dieses zweiten Teiles soll es nun darum gehen zu prüfen, welchen Beitrag soziologische Erklärungsansätze für die Analyse der Konstitution unserer Vorstellungen von der Realität leisten können.

3.4 Die soziale Beeinflussung kognitiver Prozesse

Es gehört zu den Grunderfahrungen der Menschheit, daß die Menschen ‚jenseits der Berge und Meere‘ sich nicht nur anders kleiden, eine andere Sprache sprechen und andere Sitten und Gebräuche haben, sondern daß diese anderen Menschen auch andere Vorstellungen von der Welt unterhalten. Diese Differenzen in den Arten der Weltanschauung bleiben aber solange relativ folgenlos für die eigene Anschauung der Welt, wie diese anderen Vorstellungen von der sicheren Warte einer als unbezweifelt richtig, in sich im wesentlichen als homogen erlebten Kultur als die Hervorbringung ‚der anderen‘ betrachtet werden können – von allem Anfang an also etwas ‚gänzlich Anderes‘ darstellen und damit in bezug auf die eigene Weltsicht neutralisiert werden können.¹¹⁸ Der dennoch potentiell im Kulturkontakt immer enthaltenen Verunsicherung über die Grundlagen der eigenen Anschauung wird traditionell dadurch begegnet, daß man das Fremde auf das Eigene bezieht und nach

117 Damit sollen natürlich sowohl subkulturelle Differenzen im Sprachangebot als auch individuelle Unterschiede in der ‚Rezeption‘ dieses Angebotes nicht übersehen werden, doch treten sie im Vergleich verschiedener Sprachen in ihrer Bedeutsamkeit zurück.

118 Dies leugnet nicht die natürlich immer vorhandenen interkulturellen Einflüsse und Austauschprozesse, doch sind diese in der Regel nicht in der Lage, die eigene Betrachtungsweise grundsätzlich in Frage zu stellen.

seinem Maßstab bewertet: es wird als skurril oder exotisch belächelt, als unterentwickelt oder zurückgeblieben herabgesetzt oder als Irrglaube und Abweichung bekämpft.¹¹⁹ Solange die Einheitlichkeit des eigenen Weltbildes nicht bedroht ist, solange also das Fremde auch sozial als ein ‚außen‘ erlebt werden kann, greifen diese Definitions- und Ausgrenzungsmechanismen relativ gut – problematisch wird es, wenn solche grundlegend anderen Positionen innerhalb der eigenen Gesellschaft vertreten werden, wenn also im politisch-sozialen Kräfteverhältnis Gruppen auftauchen, die ihr Handeln an anderen Vorstellungen orientieren. Auch in diesem Fall werden zunächst Prozesse sozialer Ausgrenzung eingesetzt, doch muß die Art der kognitiven Auseinandersetzung mit den neuen Ideen eine andere Qualität gewinnen, wenn sich diese Gruppen als zu stark erweisen, um mittels sozialen Drucks in die alte Überzeugung zurückgezwungen oder aber sozial isoliert zu werden.

In dieser Situation ist das Problem zu bewältigen, daß die abweichende Meinung nicht mehr die Meinung von Fremden ist, die nicht zur eigenen Gemeinschaft gezählt werden, sondern daß sie von Personen vertreten wird, die am innergesellschaftlichen Diskurs selbst teilnehmen. Auf Dauer ist unter dieser Bedingung die Klassifikation von deren Vorstellungen als ‚außerhalb der (eigenen) Welt stehend‘ nicht möglich, es ergibt sich die Notwendigkeit der Bewältigung des Widerspruchs zwischen verschiedenen Deutungsweisen *innerhalb einer Kultur*. Dies ist die gesellschaftliche Konstellation, in der sich wissenssoziologisches Denken entwickelt hat – ein Denken, das das Wissen nicht als einen in sich abgeschlossenen, autonomen Bereich betrachtet, in dem neues Wissen auf der Basis alten Wissens nur aus dem besseren kognitiven Verstehen der Welt entsteht, sondern das das Wissen systematisch in Beziehung setzt zu den sozialen Prozessen, in denen es gewonnen wird. Eine weitere Zuspitzung der Unvereinbarkeitserfahrung stellt sich ein, wenn dieser Widerspruch in einem kulturellen Deutungssystem auftritt, das für sich den Anspruch erhebt, eine allgemeingültige Interpretation der Realität leisten zu können, es zugleich aber von seinem Selbstverständnis her programmatisch ablehnt, zur Durchsetzung eines kognitiven Anspruches auf soziale Machtmittel zurückzugreifen. Genau dies charakterisiert die Situation von Wissenschaft und Gesellschaft im Europa der Jahrhundertwende.¹²⁰

Unter dieser Bedingung stellt sich in aller Schärfe die Frage, inwieweit die Idee einer Wahrheit, die unabhängig von Raum und Zeit Geltung zu beanspruchen vermag (wenn man ihr auch zugestandenermaßen nicht überall und zu allen Zeiten gleich nahe kommt), überhaupt noch aufrecht erhalten werden kann. Wenn es zutrifft, daß die Vorstellungen von der Welt von den Bedingungen abhängen, unter denen sie entwickelt werden, so hat dies Kon-

119 Hinsichtlich der Probleme, die dies im alltagsweltlichen wie auch im wissenschaftlichen Umgang mit dem Fremden aufwirft, siehe z.B. *Matthes, Zwischen den Kulturen?*

120 Vgl. hierzu *Karl Mannheims* Analyse der Entstehung der Wissenssoziologie, vor allem in: *Ideologie und Utopie*, Frankfurt: Klostermann 1985 (1929/1936), 7ff.

sequenzen für die Bewertung der je gewonnenen Erkenntnisse: sie sind dann nicht nur Erkenntnisse *über etwas*, sondern immer (zumindest auch) Erkenntnisse *von jemandem*. Im Extrem wird aus dieser Einsicht ein ähnliches Konzept von Erkenntnis gefolgert, wie wir es in der Auseinandersetzung mit dem Radikalen Konstruktivismus bereits kennengelernt haben: ein Konzept, dessen Vertreter sich strikt weigern, Aussagen über die Realität zu machen, und die statt dessen den Konstruktionscharakter der Erkenntnis in den Vordergrund stellen. Alternative Interpretationsmuster werden als vereinbar mit der Realität angesehen, und welches von ihnen als gültig anerkannt wird und sich gegenüber den anderen durchzusetzen vermag, hängt dann nicht von internen kognitiven Kriterien und einer Übereinstimmung mit ‚der‘ Realität ab, sondern bestimmt sich aus den sozialen Bedingungen der Genese dieser Vorstellungen. Schlüsse über die Beschaffenheit ‚der‘ Realität sind auf dieser Basis nicht möglich, und ‚Erkenntnis‘ ist kein kumulativer Prozeß zunehmender Wirklichkeitsentsprechung, sondern eine Funktion gesellschaftlicher Verhältnisse.

Auch innerhalb der sozialwissenschaftlichen Forschung sehen wir uns damit in unserer Analyse der Bedingungen des Erkennens mit der Herausforderung einer konstruktivistischen Position konfrontiert, die das Ergebnis des Erkenntnisprozesses auf Faktoren zurückführt, die nicht (zumindest nicht vorrangig) im Bereich eines ‚real Gegebenen‘, sondern in einem ‚wissens-externen‘ (in diesem Fall: sozialen) Bereich zu suchen sind. Wenn auch die zuletzt angesprochenen radikalen erkenntnistheoretischen Konsequenzen von den Begründern dieser Denktradition selbst nicht nur nicht gezogen wurden, diese sich vielmehr überwiegend explizit gegen derartige Schlußfolgerungen aussprachen,¹²¹ so beruhen sie doch auf der in der klassischen Wissenssoziologie formulierten Grundlegung einer Theorie der Seinsgebundenheit des Denkens, ohne die die neueren Überlegungen nicht zu verstehen sind. Der Diskussion der dort entwickelten Vorstellungen über den Einfluß historischer und sozialer Bedingungen auf die Erkenntnismöglichkeit wollen wir uns daher im folgenden zunächst zuwenden.

3.4.1 *Die These von der Seinsgebundenheit des Denkens*

Ihre direkten Wurzeln hat diese These Karl Mannheims in der von Karl Marx und Georg Lukács (weiter)entwickelten Ideologiekritik. Während aber erstere den Ideologiebegriff auf den Nachweis der Funktionalität einzelner Ideen

121 Hierauf weist z.B. Bernhard Susser in seiner Analyse der Kritik an der Wissenssoziologie durch Leo Strauss und Karl R. Popper hin – *The Sociology of Knowledge and its Enemies*, in: *Inquiry*, 32, 1989, 245-260, v.a. 247, 257f. Vgl. auch die nachfolgende Diskussion des Relativismus-Vorwurfs gegenüber Mannheim.

für die Rechtfertigung einer gesellschaftlichen Gegebenheit beschränken,¹²² zugleich aber andere Anschauungen derselben Personen wie auch die eigenen theoretischen Überzeugungen ausdrücklich davon ausnehmen, generalisiert Mannheim die in diesem Begriff enthaltene Verbindung zwischen dem „sozialen Sein“ einer spezifischen sozialen Gruppe und der von ihr vertretenen Weltanschauung auf alle „geistigen Gebilde“ und hebt zugleich die Eingrenzung auf soziale und ökonomische Interessen auf: geistige Vorstellungen seien in einer charakteristischen Weise an die sozialen Bedingungen gebunden, unter denen sie hervorgebracht worden sind.

Dementsprechend formuliert Mannheim (in Absetzung vom „partiкуlaren“ Ideologiebegriff der marxistischen Theorie) seinen „totalen“ Ideologiebegriff, „wonach das menschliche Denken bei allen Parteien und in allen Epochen ideologisch sei“, also *jede* Idee einer bestimmten „sozialen Lagerung“ zuzurechnen sei, so „daß man aus den meisten konkreten Aussagen der Menschen entnehmen kann, wann und wo sie entstanden, wann und wo sie formuliert worden sind“.¹²³ Demnach komme es nicht (nur) darauf an, die Interessengebundenheit bestimmter gesellschaftlicher Vorstellungen zu „ent-hüllen“, sondern es sei (viel allgemeiner) der „Aufweis“ zu führen, „daß dieser oder jener Lagerung diese oder jene Sicht, Betrachtungsweise, Aspekt entspricht“ – also zu untersuchen, „wann und wo in Aussagestrukturen historisch-soziale Strukturen hineinragen, und in welchem Sinne die letzteren die ersteren in concreto bestimmen können“. Ausdrücklich wird damit der Anspruch erhoben, nicht nur die Genese einer Idee, sondern auch ihren je spezifischen Inhalt unter Bezugnahme auf die „Seinsfaktoren“ (Max Scheler) zum Gegenstand einer soziologischen Untersuchung machen zu können. Wenn man in diesem Sinne die „seinsverbundene – oder standortverbundene – Aspektstruktur“ der „Totalität eines ‚Weltanschauungssystems‘“ (und nicht nur die Interessenbestimmtheit einer einzelnen Idee) analysiert, dann ist „aus der bloßen Ideologienlehre die Wissenssoziologie“ entstanden.¹²⁴

Was genau bezeichnet das Konzept der „Seinsgebundenheit des Denkens und Erkennens“ bei Mannheim? Die von ihm in diesem Zusammenhang verwendeten Begrifflichkeiten variieren von „Emanation oder Ausdruck“ über „Entsprechung“ und „Korrelation“ bis hin zur „strukturellen Parallelität“,

122 Und ihn damit, wie Mannheim feststellt, in der damaligen gesellschaftlichen Situation zu einem machtvollen Instrument der politischen Auseinandersetzung formen – Ideologie und Utopie, 37.

123 Mannheim, Ideologie und Utopie, 70; Mannheim, Wissenssoziologie, 1931, 662; Karl Mannheim, Das Problem einer Soziologie des Wissens (1925), in: ders., Wissenssoziologie. Auswahl aus dem Werk, Neuwied/Berlin: Luchterhand, 1970, 308-387, hier: 324f. (Um diese posthum von Kurt H. Wolff herausgegebene Aufsatzsammlung von dem früheren Aufsatz mit demselben Titel zu unterscheiden, werde ich sie im folgenden mit ihrem Untertitel und beide mit ihrem jeweiligen Erscheinungsjahr zitieren.)

124 Mannheim, Ideologie und Utopie, 55; Mannheim, Wissenssoziologie, 1931, 660f; Mannheim, Ideologie und Utopie, 70f.

und selbst der Begriff des „kausalen Erklärungsgrundes“ wird von ihm verwendet.¹²⁵ Diese Unbestimmtheit in der Terminologie muß aber nicht nur als Mangel betrachtet werden (wie Robert K. Merton dies tut), sie spiegelt auch Mannheims Offenheit für mögliche unterschiedliche empirische Ausprägungen dieser Beziehung wieder und charakterisiert seine Sensibilität dafür, die Untersuchung unentschiedener Fragen nicht durch vorschnelle theoretische oder methodische Festlegungen zu blockieren.¹²⁶ Eine erste Bestimmung der Aufgabe der Wissenssoziologie, über die er später hinausging (ohne allerdings eine grundsätzliche Ambivalenz aufzugeben), findet sich in der Zielsetzung, die Möglichkeitsstruktur für das historische Auftreten einer bestimmten Denkweise zu analysieren. Bereits in seiner Dissertation über „Die Strukturanalyse der Erkenntnistheorie“ von 1922 hebt er hervor, daß keineswegs jeder Gedanke zu jeder Zeit möglich sei, daß vielmehr die jeweilige historische Konstellation über das „Aktuellwerden gerade dieses oder jenes apriorisch möglichen Typus“ entscheide.¹²⁷ Und in seiner Kritik an Max Scheler stimmt er diesem zu, daß es „ein Gewordenes mit einem zu ihm gehörigen Möglichkeitshorizont“ gebe – allerdings geht Mannheim nicht, wie Scheler, von einem „abstrakt [oder kulturell] überhaupt Möglichen“ aus, das sich aus sich selbst heraus verwirklicht, sondern er bindet es an die historisch vorgefundene Situation (und – in abstrakter Form – an die in ihr Handelnden): „das Daseiende“ ist für ihn immer „eine Konkretisierung und schöpferische Gestaltung aus historisch einmaligen Konstellationen heraus“.¹²⁸

Welche konkrete Denkweise „sich“ in einer bestimmten historischen Situation tatsächlich realisiert, entscheidet sich nach den Lebenserfahrungen, die die Menschen in dieser Situation machen, und in dem Zusammenspiel der in ihr wirksamen gesellschaftlichen Kräfte. Damit sich überhaupt ein Bewußtsein von etwas entwickeln kann, muß dieses „etwas [...]“ zunächst im

125 *Karl Mannheim*, Die Strukturanalyse der Erkenntnistheorie (1922), in: ders., Wissenssoziologie. Auswahl aus dem Werk, 1970, 166-245, hier: 198; *Mannheim*, Das Problem einer Soziologie des Wissens, 312, 375; *Karl Mannheim*, Die Bedeutung der Konkurrenz im Gebiete des Geistigen (1928), in: ders., Wissenssoziologie. Auswahl aus dem Werk, 1970, 566-613, hier: 582.

Vgl. auch die Auflistung unterschiedlicher Konzeptualisierungen durch *Robert K. Merton*, die diesen von Mannheims „failure to specify the type or mode of relation between social structure and knowledge“ sprechen lassen – *Karl Mannheim and the Sociology of Knowledge*, in: ders., *Social Theory and Social Structure*. Enlarged Edition, New York/London: Free Press/Collier Macmillan 1968, 544-562, hier: 552ff.

126 Vgl. *Mannheim*, Ideologie und Utopie, 46f; *David Kettler/Volker Meja/Nico Stehr*, *Karl Mannheims frühe kultursociologische Arbeiten*, in: *Karl Mannheim, Strukturen des Denkens*, Frankfurt: Suhrkamp 1980, 9-31, hier: 9f.

127 *Mannheim*, Die Strukturanalyse der Erkenntnistheorie, 196ff; s.a. *Mannheim*, Das Problem einer Soziologie des Wissens, 308ff; *Mannheim*, Die Bedeutung der Konkurrenz im Gebiete des Geistigen, 570.

128 *Mannheim*, Das Problem einer Soziologie des Wissens, 348 (Hervorhebung W.M.), 309.

Leben problematisch geworden sein“,¹²⁹ das heißt: in der Lebensführung nicht nur eines einzelnen, sondern einer ganzen sozialen Gruppe müssen Probleme aufgetreten sein, die ein neues Nachdenken erforderlich machen. Insofern wirken die kollektiven Lebensumstände sowohl begrenzend als auch fördernd auf die Vorstellungen dieses Kollektivs: solange sich eine bestimmte Lebensweise nicht herausgebildet hat, entziehen sich bestimmte Denkweisen der Zugänglichkeit durch die Handelnden – veränderte Lebensbedingungen dagegen eröffnen nicht nur die Chance neuer Perspektiven, sie erzwingen sie sogar, da mit den alten Ideen die neuen Handlungsprobleme nicht mehr zu bewältigen sind. Analoges gilt für die wissenschaftliche Erkenntnis: auch hier sind bestimmte Erkenntnisse nur aus bestimmten Perspektiven möglich, so daß sich die Seinsgebundenheit nicht nur „als eine Fehlerquelle“ für die Erkenntnis erweist, sondern auch als eine notwendige (wenn auch nicht hinreichende) Voraussetzung.¹³⁰ Wie Mannheims Anmerkungen zur Entstehung einer individualistischen Orientierung in Abhängigkeit von beruflichen Erfahrungen deutlich machen, wird hier nicht nur „irgend etwas“ Neues, sondern etwas *bestimmtes* Neues erforderlich gemacht, das der spezifischen Lebenssituation gerecht wird.¹³¹

Obwohl dies nun die Unterstellung einer kausalen Determination des Bewußtseins durch das Sein zu implizieren scheint, weist Mannheim diesen an den Naturwissenschaften orientierten Typus kausaler Determination aus zwei Gründen ausdrücklich als für die „Weltanschauungsforschung“ ungeeignet zurück.¹³² Zum einen stehe der Mensch „nicht in einer Welt über-

129 Mannheim, Das Problem einer Soziologie des Wissens, 310.

Das Thema der „Widerständigkeit“ der Realität, das uns bereits in der Diskussion von Piaget, Dux und Mead begegnete, wird auch von Mannheim aufgegriffen – er wendet es allerdings sogleich auf die kollektive kognitive Bewältigung in der Gruppe, ohne die ontogenetische Betrachtungsweise zu verfolgen.

130 Mannheim, Ideologie und Utopie, 73, 109.

131 Mannheim, Ideologie und Utopie, 32f, 109.

Hier scheinen in der Entwicklung eines kollektiven Weltbildes interessante Parallelen zu den oben angestellten Überlegungen im Hinblick auf die Ausbildung einer Wirklichkeitsvorstellung beim Kind im und durch das Handeln auf: vgl. die Abschnitte II/2.2. und II/2.3. Die Bedeutung des gemeinsamen Erlebnishintergrundes für die Ausbildung eines spezifischen Denkstils hat Karl Mannheim in einem unveröffentlichten Aufsatz zu dem Konzept des „konjunktiven Denkens“ geführt – Eine soziologische Theorie der Kultur und ihrer Erkennbarkeit (Konjunktives und kommunikatives Denken) (1924/25), in: ders., Strukturen des Denkens, 1980, 155-322.

132 Karl Mannheim, Beiträge zur Theorie der Weltanschauungs-Interpretation (1921/22), in: ders., Wissenssoziologie. Auswahl aus dem Werk, 1970, 91-154, hier: 150f; Mannheim, Ideologie und Utopie, 41, 55. Einer Auseinandersetzung mit Max Webers Konzept eines „verstehenden Erklärens“ weicht Mannheim leider aus: Mannheim, Beiträge zur Interpretation der Weltanschauungs-Interpretation, 150; Karl Mannheim, Ideologische und soziologische Interpretation der geistigen Gebilde (1926), in: ders., Wissenssoziologie. Auswahl aus dem Werk, 1970, 388-407, hier: 405.

haupt, sondern in einer in einem bestimmten Sinne ausgelegten Welt“.¹³³ Es gebe nicht „die“ Welt, die in einem dem naturwissenschaftlichen Kausalitätsverständnis entsprechenden Sinne in eine Determinationsbeziehung zu einer bestimmten Denkweise treten könnte – die Art ihrer Wahrnehmung werde vielmehr durch diese Denkweise ihrerseits beeinflusst und könne damit nur einen Möglichkeitsraum für zukünftiges Denken setzen, nicht aber dieses in seiner konkreten Ausprägung festlegen. Zum anderen entwickelten sich die Denkweisen in einem Prozeß ständiger Auseinandersetzung nicht nur mit der Realität, sondern auch untereinander: die „öffentliche Auslegung des Seins“ sei nicht nur das Ergebnis „kontemplativer Wißbegier“, sondern „zumeist Korrelat der Machtkämpfe einzelner Gruppen“.¹³⁴ Damit aber stünden sie auch in einem Verhältnis wechselseitiger Beeinflussung zueinander und seien abhängig von gesellschaftlichen Machtverhältnissen. Beide Faktoren: die immanente Sinnhaftigkeit jeder Weltorientierung wie auch ihr Verhältnis von Konkurrenz und Austausch stehen einer kausalen Interpretation des Verhältnisses von Welt und Weltanschauung entgegen, sie erweisen es vielmehr als Ergebnis eines in den Grundzügen sozial bedingten, in der konkreten Ausprägung aber offenen, durch sinnhaftes Handeln bestimmten Aushandlungsprozesses.

Bis zu diesem Punkt stellt sich die Mannheimsche Wissenssoziologie so dar, daß sie ohne weiteres in die sogenannten Bindestrich-Soziologien einge-
reicht werden könnte: ihr Erkenntnisinteresse richtet sich auf einen klar abgrenzbaren Bereich wissenschaftlichen Interesses und erhebt keine darüber hinausgehenden Ansprüche, und in dieser Form hat sie sich in der Nachkriegssoziologie in den USA und Europa etabliert – sehr zum Leidwesen derjenigen Wissenssoziologen, die sich in der Tradition Mannheims sehen und völlig zu Recht darauf verweisen können, daß Mannheim von Anfang an immer auch soziologietheoretische Konsequenzen (in Richtung der Begründung einer Kultursociologie) wie auch erkenntnistheoretische Implikationen seiner wissenssoziologischen Überlegungen im Blick hatte.¹³⁵ Insbesondere dem letzteren soll hier unser Interesse gelten.

133 *Mannheim*, Die Bedeutung der Konkurrenz im Gebiete des Geistigen, 574.

134 *Mannheim*, Die Bedeutung der Konkurrenz im Gebiete des Geistigen, 575; *Mannheim*, Wissenssoziologie, 1931, 672.

135 *Mannheim* selbst merkt an, daß die Soziologie des Wissens „eigentlich Soziologie der Erkenntnis heißen müßte“ – Das Problem einer Soziologie des Wissens, 385. Bereits in der Einleitung hatte ich auf Mannheims Herausarbeitung des Wechselverhältnisses zwischen den „fundierenden Überlegungen“ der Erkenntnistheorie und den „Tatsachenfeststellungen“ der Fachwissenschaften verwiesen, die ihrerseits wieder eine Basis der ersteren darstellen – Wissenssoziologie, 1931, 668ff. Dieser weitergehende Anspruch Mannheims wird in der Rezeption der Mannheimschen Wissenssoziologie immer wieder herausgestellt: vgl. *Louis Wirth*, Vorwort zur englischen Ausgabe (1936), in: *Mannheim*, Ideologie und Utopie, 1985, IX-XXVII, hier: XXVI; *Nico Stehr/Volker Meja*, Zur gegenwärtigen Lage wissenssoziologischer Konzeptionen, in: dies. (Hrsg.), Der Streit um die Wissenssoziologie. Zweiter Band: Rezeption und Kritik der Wissenssoziologie, Frankfurt: Suhrkamp

Eine dieser Implikationen bezieht sich auf die Frage, ob die These von der Seinsgebundenheit des Denkens und Erkennens für alle Wissensarten Geltung beanspruchen könne. Wenn Mannheim auch in manchen Formulierungen zum Beispiel von „dem“ menschlichen Denken spricht und damit einen allgemeinen Erklärungsanspruch nahelegen scheint, so hat er dies doch schon frühzeitig eingeschränkt. In seiner Dissertation nennt er zunächst nur ein abstraktes Kriterium, an dem sich der Einfluß externer Umstände bricht: „Je zwingender, *rationaler* die Struktur der Systematisierung ist, zu der das historische Gebilde gehört, um so weniger Einfluß fällt den realen Ursachen bei [der] Erklärung des Entstehens des betreffenden Gebildes zu, und umgekehrt“.¹³⁶ Für diese „exakten“ Bereiche sei historisch nur noch zu untersuchen, „daß man sich [...] überhaupt jene Aufgabe, jenes Problem gestellt hat“, nicht aber, in welcher Weise der Inhalt dieser Idee durch die historische Situation beeinflusst worden sei.¹³⁷ In seinen folgenden Arbeiten konkretisiert er dieses Kriterium der Rationalität und Exaktheit, indem er den Bereich des naturwissenschaftlichen und des mathematischen Denkens von der wissenssoziologischen Analyse ausnimmt und sich explizit nur auf das historische, das politische, das geistes- und sozialwissenschaftliche und das alltägliche Wissen bezieht.¹³⁸ In seiner letzten programmatischen Veröffentlichung zu diesem Themenkomplex, im Handwörterbuch-Artikel „Wissenssoziologie“, scheint Mannheim sich – unter dem Eindruck neuerer Entwicklungen innerhalb der Physik – offener gegenüber einer Einbeziehung der Naturwissenschaften in eine Analyse ihrer seinsgebundenen Erkenntnisweise zu zeigen, aber ganz eindeutig sind seine Aussagen hierzu nicht.¹³⁹

Keinen Zweifel läßt Mannheim aber in allen Arbeiten daran, daß er in diese „Seinsrelativierung“ des Denkens auch das eigene Denken einschließt. Dies zeigt sich beispielhaft in seiner Analyse der Bedingungen, unter denen sich ein wissenssoziologisches Denken überhaupt erst habe ausbilden kön-

Suhrkamp 1982, 893-946, hier: 894, 913; Nico Stehr/Volker Meja, Sozialwissenschaftlicher und erkenntnistheoretischer Diskurs: Das Problem des Relativismus, in: Soziale Welt, 36, 1985, 261-270.

136 Mannheim, Die Strukturanalyse der Erkenntnistheorie, 196 (Hervorhebung W.M.). Mit „Systematisierung“ meint Mannheim dabei den inneren Verweisungszusammenhang, der mit einem jeden Begriff notwendig verbunden ist und durch den zugleich eine bestimmte Geltungssphäre konstituiert wird – a.a.O., 179, 171ff.

137 Mannheim, Die Strukturanalyse der Erkenntnistheorie, 196. In seiner noch in Budapest eingereichten Dissertation nimmt Mannheim eine *historische* Relativierung vor – seine Hinwendung zur Soziologie erfolgte erst nach seiner Emigration nach Deutschland und seinen Kontakten mit der Soziologie in Heidelberg.

138 Mannheim, Die Bedeutung der Konkurrenz im Gebiete des Geistigen, 569f, 573; Mannheim, Das Problem einer Soziologie des Wissens, 324f.

139 Mannheim, Wissenssoziologie, 1931, 662, 673, v.a. 676. Vgl. die Interpretation bei Stehr/Meja, Zur gegenwärtigen Lage wissenssoziologischer Konzeptionen, 899, 913 (Anmerkung 69).

nen.¹⁴⁰ Er bringt es aber auch an verschiedenen Stellen explizit zum Ausdruck, am prägnantesten vielleicht in seinem den „Streit um die Wissenssoziologie“¹⁴¹ auslösenden Vortrag auf dem Züricher Soziologentag von 1928 über „Die Bedeutung der Konkurrenz auf dem Gebiete des Geistigen“: „In dieser Beziehung bildet auch die Soziologie, bilden auch die Geisteswissenschaften keine Ausnahmen, sie sind mit modernen wissenschaftlichen Mitteln ausgebaute Fortsetzungen des alten Kampfes um die Beherrschung der öffentlichen Auslegung des Seins“.¹⁴²

Damit bezieht Mannheim zumindest einen Teil der Wissenschaften: nämlich die Geistes- und Sozialwissenschaften, in die These von der Seinsgebundenheit des Denkens ein. Diese Selbstreflexivität ist für Mannheims Denken unausweichlich – erkenntnistheoretisch konfrontiert sie ihn allerdings mit dem Problem, das ihm (sieht man von den Anfeindungen seitens der marxistischen Theorie ab¹⁴³) am meisten Kritik eingetragen hat und das ihn selbst von seinen ersten Arbeiten an beunruhigte: die Frage nach der Geltung eines Wissens, das abhängig ist von den sozialen und historischen Bedingungen seines Entstehens. Mit welcher Dramatik Mannheim dieses Problem erlebte, macht seine Charakterisierung dieses Problems als „elementare ‚Lebensverlegenheit‘ unserer Zeit“ deutlich: „Wie kann der Mensch in einer Zeit, in der das Problem der Ideologie und Utopie radikal gestellt und zu Ende gedacht wird, überhaupt noch denken und leben?“¹⁴⁴

Manche Kritiker haben Mannheim vorgeworfen, daß er – indem er das wissenschaftliche Wissen mit dem Alltagswissen zugleich in Beziehung zu seinen Entstehungsbedingungen setzte – einem Relativismus erlegen sei, für den letztlich jede Aussage gleichen Wert besitze. Und wenn von Mannheim die These vertreten wird, daß „sowohl die Inhalte wie die Strukturformen des Denkens und auch der Wahrheitsbegriff“ historisch und sozial relativ sind, dann wirft dies in der Tat die Frage nach der Geltung von Erkenntnis auf. Mannheim seinerseits unternahm durch alle Schriften hindurch immer wieder große Anstrengungen, um diesem von ihm selbst klar erkannten Problem zu

140 So z.B. in *Mannheim*, Das Problem einer Soziologie des Wissens, 311ff; *Mannheim*, Ideologie und Utopie, 7ff, 29f.

141 Vgl. hierzu *Nico Stehr/Volker Meja* (Hrsg.), Der Streit um die Wissenssoziologie, 2 Bände, Frankfurt: Suhrkamp 1982; einen Überblick gibt die Einleitung der beiden Herausgeber: Zum Streit um die Wissenssoziologie, in: a.a.O., Erster Band: Die Entwicklung der deutschen Wissenssoziologie, 11-23.

142 *Mannheim*, Die Bedeutung der Konkurrenz im Gebiete des Geistigen, 574.
Welche erkenntnistheoretischen Probleme mit dieser Einsicht verknüpft sind und inwieweit sie selbst als Einwand gegen die Wissenssoziologie gewendet wurde, wird uns im folgenden noch beschäftigen.
Die Tatsache, daß Max Scheler diesen Schritt zur Selbstbezüglichkeit nicht vollzieht, wird für Mannheim zu einem zentralen Einwand gegen dessen Entwurf einer Wissenssoziologie – Das Problem einer Soziologie des Wissens, 370.

143 Siehe *Meja/Stehr*, Zum Streit um die Wissenssoziologie, 14ff.

144 *Mannheim*, Ideologie und Utopie, 38.

begegnen. In seiner Dissertation verwahrt er sich gegen eine relativistische Konsequenz aus der „Einsicht, daß alles Gewordene aus dem Zeitlichen begriffen werden will“, indem er darauf verweist, „daß es nur eine Wahrheit geben kann“. Zwar könne es sein, daß man nicht zu allen Zeiten nach Wahrheit suchen werde, doch wenn man sich auf dieses Unternehmen einlasse, so seien damit „gewisse Setzungen apriorisch verbunden“, von denen man sich unter Verweis auf die historische Bindung der Phänomene selbst nicht freimachen könne: unter anderen Bedingungen mag man zu anderen Ergebnissen kommen, aber es gelte festzuhalten, „daß nur eine Lösung richtig sein kann“. Kurz: man müsse trennen zwischen der „unbezweifelbaren *Tatsache*, daß sich in der Geschichte alles ändert“, und der „Sphäre der Geltung“. ¹⁴⁵

Ähnlich argumentiert er einige Jahre später in seiner ersten programmatischen Schrift zu einer „Soziologie des Wissens“, in der er es für „noch offen [erklärt], ob man mit einer Seinsrelativierung des Denkens zugleich auch einen erkenntnistheoretischen Relativismus verknüpft oder nicht“. ¹⁴⁶ Trotz aller Kritik hält er aber auch später daran fest, „daß es Denkgebiete gibt, in denen standortsfreies, unbezügliches Wissen gar nicht vorstellbar ist. Auch ein Gott könnte historische Einsichten nicht im Sinne des Paradigmas $2 \times 2 = 4$ formulieren, denn Verstehbares ist nur mit Beziehung auf Problemstellungen und Begriffssysteme, die dem historischen Strom erwachsen, formulierbar.“ ¹⁴⁷ Dies aber „führt keineswegs zu einem Relativismus, [...] sondern zu einem *Relationismus*, wonach bestimmte (qualitative) Wahrheiten gar nicht anders als seinsrelativ erfassbar und formulierbar sind“. ¹⁴⁸

Mit dieser Argumentation stellt Mannheim die Frage nach der *Möglichkeit* der Erkenntnis vor die Frage nach ihrer *Geltung*: wenn es keine andere Möglichkeit der Analyse gibt als die von ihm aufgewiesene, den „sinngenetischen“ Zusammenhang der Denkweisen berücksichtigende Rekonstruktion, so kann die Kritik sich nicht (in erster Linie) auf die Geltungsfrage beziehen, sondern sie muß sich (zu allererst) gegen die fälschliche Übertragung eines – seinerseits partiellen! ¹⁴⁹ – Erkenntnisideals aus den Naturwissenschaften auf den Bereich der Analyse kultureller Zusammenhänge richten. Der Kritik an der – unerwünschten – erkenntnistheoretischen Konsequenz stellt Mannheim

145 Mannheim, Die Strukturanalyse der Erkenntnistheorie, 200; s.a. 174.

Eine analoge Argumentation findet sich bei Max Weber hinsichtlich des Verhältnisses zwischen der (freien) Wertentscheidung für die Wissenschaft und der „nachfolgenden“ Verbindlichkeit ihrer Normen – Die „Objektivität“ sozialwissenschaftlicher und sozialpolitischer Erkenntnis (1904), in: ders., Gesammelte Aufsätze zur Wissenschaftslehre, Tübingen: Mohr (Siebeck) 1968, 146-214, hier: 184, 213.

146 Mannheim, Das Problem einer Soziologie des Wissens, 311.

147 Mannheim, Ideologie und Utopie, 72.

148 Mannheim, Das Problem einer Soziologie des Wissens, 311; Mannheim, Ideologie und Utopie, 72; Mannheim, Die Bedeutung der Konkurrenz im Gebiete des Geistigen, 570.

149 Mannheim, Wissenssoziologie, 1931, 670.

das Argument der zwar methodologisch unbefriedigenden, aber gegenstandsangemessenen Methodik gegenüber.

Dabei besteht ein wesentlicher Unterschied zwischen den Natur- und den Sozialwissenschaften für Mannheim darin, daß erstere kumulativ arbeiten können, da sie „im Laufe der Geschichte ein System, ein und dasselbe System“ ausbauen, während in den letzteren „von immer neuen Systematisierungszentren und Axiomatiken aus das vorhandene Material“ ständig neu zu ordnen sei.¹⁵⁰ Der Gegenstand erschließe sich damit immer nur aus einer ganz bestimmten Perspektive, ja: er konstituiere sich erst in Abhängigkeit von den „Ordnungsprinzipien“ und den „Kategorien“, die aus diesen „Systematisierungszentren“ an ihn herangetragen werden.¹⁵¹ Keineswegs löst Mannheim dabei aber die soziale Realität in die Beliebigkeit unterschiedlicher Betrachtungsweisen auf, in der es so viele Wahrheiten gibt, wie sich Perspektiven unterscheiden lassen. Er versucht vielmehr (ohne jedoch einen expliziten Bezug herzustellen), die Durkheimsche Einsicht in die Dinghaftigkeit sozialer Phänomene („Die Massivität der Fakta ist in ihrer unablegbaren Widerstandsfähigkeit und in ihrer den Blick zwingenden Gewalt gegeben“) mit der Einsicht in die Konstruiertheit der Erkenntnis über sie zu verbinden, wenn er direkt anschließt: „aber sie konstituieren sich für das Denken stets verschieden, je nachdem, von welchen systematisierenden Zentren aus sie erfaßt werden“.¹⁵²

In dieser Aussage kommt ein realistisches Moment der Mannheimschen Theorie zum Ausdruck, das in der jüngeren Rezeption keine angemessene Beachtung gefunden hat.¹⁵³ Indem man Mannheim vor allem in bezug auf die von ihm geleistete Seinsrelativierung und die ihr zugrundeliegende historistische Betrachtungsweise rezipierte, übersah man, daß er diese Position von der Basis eines erkenntnistheoretischen Realismus her entwickelte. Ganz

150 *Mannheim*, Das Problem einer Soziologie des Wissens, 354ff, 368ff.

Dieses Phänomen hat übrigens auch *Max Weber* im Blick, wenn er von der „ewigen Jugendlichkeit“ spricht, die den historischen Disziplinen zu eigen sei, da sich ihre Fragestellungen und Begrifflichkeiten um immer wieder neue gesellschaftliche Wertideen herum ausbilde und verändere – Die „Objektivität“ sozialwissenschaftlicher und sozialpolitischer Erkenntnis, 206ff, 214.

151 *Mannheim*, Die Bedeutung der Konkurrenz im Gebiete des Geistigen, 601; *Mannheim*, Das Problem einer Soziologie des Wissens, 326.

152 *Mannheim*, Das Problem einer Soziologie des Wissens, 327, 357, 359.

153 So z.B. in den zitierten Schriften von Stehr, Meja und Kettler. Eine Ausnahme bildet dagegen *Kurt H. Wolff*, der knapp konstatiert: „Auf dieser Stufe seines Denkens besteht er also gleichzeitig auf der Geschichtlichkeit geistiger Gebilde und auf einer unrelativierten, absoluten Weltstruktur, und wir werden sehen, daß sich das auch später nicht ändert“ – Karl Mannheim, in: Dirk Käsler (Hrsg.), *Klassiker des soziologischen Denkens*, Band II: Von Weber bis Mannheim, München: Beck 1978, 286-387, hier: 293f. Ähnlich auch *Derek L. Phillips*, dem aber umgekehrt Mannheims Mut zum Relativismus nicht weit genug geht und der ihm eine Art „lingering positivism“ zuschreibt – *Epistemology and the Sociology of Knowledge: The Contributions of Mannheim, Mills, and Merton*, in: *Theory and Society*, 1, 1974, 59-88, hier: 67.

selbstverständlich spricht Mannheim von der „originären Gestalt“ der Kulturgebilde und von dem empirisch „Vorgegebenen“, das nur Gegenstand einer „positiven Wissenschaft“ sein könne; stellt er fest, daß „sowohl die Epochen wie die mit ihnen entstandenen Wesenheiten [...] unabhängig von ihrem späteren Erkenntnis *ein Ansichsein besitzen*“, und er wendet dieses Ansichsein zum empirischen Kriterium für die Gültigkeit wissenschaftlicher Aussagen: „Daß wir dieses Ansichsein setzen, ist dadurch gerechtfertigt, daß, wenn wir auch in keiner Perspektive dieses Ansichsein erfassen können, *es doch gegeben ist als eine kontrollfähige Instanz gegenüber willkürlichen Aussagen*“.¹⁵⁴ Und das Protokoll der Diskussion des „Konkurrenz-Vortrages“ auf dem Züricher Soziologentag verzeichnet Mannheims Zustimmung zu Werner Sombarts Feststellung, daß es „erstens, [...] eine Objektivität des Seins gibt, und zweitens, daß es eine Realität des Geistes gibt“.¹⁵⁵

Die vorgängige Existenz sozialer Realität setzt Mannheim auch in dem oben bereits angeführten Zitat über die Existenz *nur einer* Wahrheit, aber unterschiedlicher Erkenntnisweisen, voraus. In der Rezeption sind diese Aussagen allerdings ‚überschattet‘ worden von seiner Betonung der Partikularität des naturwissenschaftlichen Wahrheitsbegriffes und der Zurückweisung einer Sphäre der ‚Geltung-an-sich‘, die beide eine relativistische Deutung erfuhr.¹⁵⁶ Mit dieser Interpretation wird aber die für Mannheim konstitutive Trennung der ‚Sphäre des Seins‘ und der ‚Sphäre des Wissens über dieses Sein‘ (sei dieses nun alltagsweltlich oder wissenschaftlich) wieder aufgehoben: die historische und soziale Bedingtheit des letzteren erlaubt für Mannheim gerade keine Rückschlüsse auf eine Relativität des Seins. Mannheim betont vielmehr, daß aus „der wesensmäßig relationalen Struktur des menschlichen Erkennens“ keineswegs folge, „daß man das Postulat der Objektivität und Entscheidbarkeit sachhaltiger Diskussionen preisgibt oder ei-

154 Mannheim, Beiträge zur Theorie der Weltanschauungs-Interpretation, 129, 137; Mannheim, Das Problem einer Soziologie des Wissens, 356, 357 (Hervorhebungen W.M.).

155 Direkt zuvor hatte Sombart Mannheims Klarstellung begrüßt, daß er „die Objektivität des Seins nicht abhängig macht von den Subjekten der Erkenntnis – das ist das Entscheidende“ – Verhandlungen des Sechsten Deutschen Soziologentages vom 17. bis 19. September 1928 in Zürich. Vorträge und Diskussionen in der Hauptversammlung und in den Sitzungen der Untergruppen, Tübingen: Mohr (Siebeck) 1929, 93.

Die Tatsache, daß dies ausdrücklich herausgestellt werden mußte, zeigt, daß die auch heute noch vorherrschende einseitige Wahrnehmung Mannheims als *allein* den Konstitutionsaspekt des Erkennens betonend bereits damals ihre Vertreter fand. (Die in der Diskussion und in der nachfolgenden Rezeption zum Ausdruck kommenden sehr unterschiedlichen, z.T. widersprüchlichen Interpretationen dieses Vortrages sind ihrerseits aber auch ein Lehrstück für das konstitutive Element im Prozeß der Bedeutungszuschreibung in der wissenschaftlichen Diskussion – vgl. die informative Zusammenfassung bei Meja/Stein, Zum Streit um die Wissenssoziologie, 13ff.)

156 Mannheim, Wissenssoziologie, 1931, 670, 672ff.

nem Illusionismus huldigt, wonach alles Schein und nichts entscheidbar ist“.¹⁵⁷

Sein Festhalten an diesem Erkenntnisziel wird weiter deutlich, wenn er versucht, gerade durch die wissenssoziologische Reflexion der Seinsgebundenheit des Erkennens über eine Synthese der verschiedenen möglichen Perspektiven zu einer „relativen Befreiung von der gesellschaftlichen Determiniertheit“ zu kommen. Nicht die Negation der eigenen Einbindung in einen gesellschaftlichen Standort, nicht der Verzicht auf ein Engagement in gesellschaftlichen Streitfragen¹⁵⁸ noch die willentliche Entscheidung zur Wertfreiheit eröffnen für Mannheim die Möglichkeit objektiver Analyse – nur indem der Mensch in der wissenssoziologischen Reflexion „sich sich selbst gegenüberstellt und prüft“, könne er zu einer „neuen Konzeption von Objektivität“ kommen, die nicht in der Bindung an bestimmte Methoden bestehe, sondern aus der Einsicht in die die Erkenntnis determinierenden Faktoren erwachse – erst durch diesen Akt gewinne er wirkliche Freiheit.^{159 160} In einer

157 *Mannheim*, Wissenssoziologie, 1931, 674.

158 Im Gegenteil: die Teilnahme am Sozialprozeß sei eine unerläßliche Vorbedingungen für die Fähigkeit, diesen zu verstehen und zu analysieren – *Mannheim*, Ideologie und Utopie, 42.

159 *Mannheim*, Ideologie und Utopie, 42ff, 165ff; *Mannheim*, Wissenssoziologie, 1931, 674ff; *Mannheim*, Das Problem einer Soziologie des Wissens, 370f.

Wissenschaftspolitisch stellt Mannheim sich hier in die Tradition des Comteschen Programms der Soziologie als Orientierungswissenschaft seiner Zeit, indem er der Wissenssoziologie im gesellschaftlichen Prozeß die Aufgabe zuweist, durch das Aufzeigen je partikularer Begrenzungen einzelner Perspektiven eine Synthese vorzubereiten, die zwar keine „absolute Synthese“ im Sinne absoluter Wahrheit darstellen könne, die aber auf einer verschiedenen Perspektiven umfassenden Ebene zu einem (vorläufigen) Konsens führen könne – *Mannheim*, Das Problem einer Soziologie des Wissens, 369f; *Mannheim*, Die Bedeutung der Konkurrenz im Gebiete des Geistigen, 607f; *Mannheim*, Wissenssoziologie, 1931, 665; *Mannheim*, Ideologie und Utopie, 3f, 42ff, 164ff. Diese Aufgabenbestimmung zieht sich, wie auch *Wolff* betont, durch Mannheims gesamtes Werk – *Karl Mannheim*, z.B. 322, 326, 343, 359.

160 *Kettler/Meja/Steir* (Karl Mannheims frühe kultursoziologische Arbeiten, 20f) sehen hier eine Unvereinbarkeit zwischen Mannheims Feststellung, daß in bestimmten Bereichen ein standortfreies Wissen gar nicht möglich sei, und dieser Hoffnung auf eine Synthese verschiedener Perspektiven – sie übersehen dabei allerdings, daß Mannheim, wie erwähnt, nicht eine „absolute Synthese“ anstrebt, sondern daß es sich immer nur um eine „relative Befreiung“, um eine „Erweiterung des Blickfeldes“ handeln kann. Es wird hier aber deutlich, daß in Mannheims Denken implizit ein Entwicklungsaspekt der Erkenntnis enthalten ist, dessen Endpunkt jedoch nicht in einer absoluten Wahrheit bestehen kann, da auch die Seinsgebundenheit der Synthese nicht zu überwinden ist. Als wissenschaftsexternen Grund für diese Erwartung Mannheims (wie auch für seine Ablehnung der „relativistischen Implikationen der Wissenssoziologie“) führen *Steir* und *Meja* an, „daß Mannheims moralische Verpflichtungen in erster Linie einer (nicht allzu fernen) Gesellschaft galten, in der gesellschaftliche Harmonie und geistiger Konsensus vorherrschen würden“, in der durch das Zusammenfallen von Sein und Bewußtsein die Wissenssoziologie sich selbst aufhebe. Da sie selber jedoch auch für die Zukunft ein Fortbestehen der Konfliktbeziehungen in den Gesellschaften erwarten, halten sie es dagegen für sinnvoller, sich dem

engen Beziehung zu dieser Vorstellung steht auch sein Bemühen um die Lösung des Relativismusproblems über das Konzept der „freischwebenden Intelligenz“, die keinen Klasseninteressen verpflichtet und daher zu einer ‚ungebundenen‘ Erkenntnis der Realität befähigt sei, doch hat er diese Vorstellung wegen ihrer offensichtlichen Unhaltbarkeit bald wieder aufgegeben.¹⁶¹

Für eine erkenntnistheoretische Begründung der sozialwissenschaftlichen Methodologie ist Mannheims Position insbesondere deswegen von Bedeutung, weil er die Einsicht in die soziale Bedingtheit menschlichen Erkennens mit einer realistischen Ontologie verbindet und zugleich beide Ebenen strikt voneinander getrennt hält: die Existenz sozialer Phänomene wird nicht dadurch in Frage gestellt, daß der Mensch sie immer nur aus einem bestimmten Blickwinkel wahrnehmen und untersuchen kann – und ebenso wenig läßt sich die prinzipielle Bedingtheit des Erkennens durch methodologische Vorkehrungen, die die sozialen Phänomene auf ihre Dinghaftigkeit reduzieren sollen, aufheben, da sie ja nur in ihrer Sinnhaftigkeit dinghaft werden können.

So sehr Mannheim aber auch betonen mochte, wie wenig ein erkenntnistheoretischer Relativismus mit seiner Vorgehensweise verbunden wäre, so stieß die prinzipielle Einbeziehung des wissenschaftlichen Wissens in die These der Seinsgebundenheit wegen ihrer erkenntnistheoretischen Implikationen für das Wahrheitskonzept wie auch für die Vorstellung eines ständigen Wissensfortschrittes auf Widerspruch und Ablehnung. Die erkenntnistheoretischen Probleme, die daraus resultieren, daß nicht nur das heute Für-Wahr-Gehaltene morgen bereits überholt sein kann, sondern daß es bereits heute nur eine partielle Geltung beanspruchen kann, daß daneben von anderen Standorten durchaus andere Deutungen vorgebracht werden können, denen ebenfalls eine partielle Gültigkeit zuzusprechen sein mag, sind heute noch nicht zufriedenstellend gelöst. Insbesondere aber wird hier die Frage nach der Einheitlichkeit und der Zuverlässigkeit der Bewertungskriterien für die wissenschaftliche Erkenntnis aufgeworfen: verschiedene Perspektiven unterscheiden sich eben nicht nur in bezug auf ihre inhaltlichen Aussagen, sondern gerade auch in den von ihnen zur Beurteilung dieser Aussagen herangezogenen Methoden und Maßstäbe. Dies aber fordert das konventionelle Ideal der Einheitlichkeit und der Sicherheit wissenschaftlicher Erkenntnis heraus: wenn auch die Ergebnisse zukünftiger Forschung im Dunkeln liegen mögen (und damit die Gültigkeit des heutigen Wissens immer nur vorläufig sein kann), so stehe doch außer Zweifel, daß wir das neue Wissen als ein partiell gesichertes neues Wissen erkennen können, daß also die wissenschaftliche

Relativismus-Problem offensiver zu stellen und die Wissenssoziologie zu radikalisieren – Zur gegenwärtigen Lage wissenschaftssoziologischer Konzeptionen, 918.

161 Vgl. Merton, Karl Mannheim and the Sociology of Knowledge, 558ff; Stehr/Meja, Zur gegenwärtigen Lage wissenschaftssoziologischer Konzeptionen, 899ff.

Methodik einen zuverlässigen Maßstab für die Beurteilung des Geltungsanspruches dieses neuen Wissens zur Verfügung stelle.

Angesichts dieses dominanten Bildes von Wissenschaft ist es nicht verwunderlich, daß die Sozialwissenschaften seit je begleitenden Methodenkontroversen immer wieder zum Anlaß genommen worden sind, ersteren den Status vollentwickelter Wissenschaften abzusprechen: diesem Ideal entsprechen sie nicht. Hier liegt auch ein Grund für die schroffe Ablehnung, die die Wissenssoziologie seitens mancher Autoren erfahren hat: sie scheint allen Bemühungen um eine ‚Härtung‘ dieser Disziplinen in den Rücken zu fallen, indem sie auf der unaufhebbaren Seinsgebundenheit des Erkennens (zumindest in diesem Wissensbereich) beharrt. Es erstaunt daher nicht, wenn auch seitens der Vertreter des Kritischen Rationalismus – dessen Ziel ja gerade die Begründung einer einheitlichen Methodik der Wissenschaften ist – alle wissenssoziologischen Überlegungen, die über die klassische Ideologiekritik hinausweisen, strikt abgelehnt werden. Auch die Bemühungen, die Diskussion um die Erklären-Verstehen-Kontroverse für beendet zu erklären, haben einen Grund in diesem Streben, eine Angleichung der Sozialwissenschaften an das methodische Niveau wissenschaftlichen Forschens in den Naturwissenschaften durchzusetzen.

Ironischerweise ist eine Annäherung im erkenntnistheoretischen Status von Natur- und Sozialwissenschaften seit dem Ende der sechziger Jahre aber nicht nur dahingehend zu beobachten, daß das methodische Vorgehen der Sozialwissenschaften dem der Naturwissenschaften in bezug auf die Ideale der Exaktheit, der Standardisierung und der Unabhängigkeit der Methodenanwendung vom Forscher angeglichen wird – in der Untersuchung der Praxis naturwissenschaftlicher Forschung wurden vielmehr empirische Beobachtungen zusammengetragen, die ‚in umgekehrter Richtung‘ auch für den Bereich der Naturwissenschaften den Einfluß ‚wissensfremder‘ Faktoren auf die (natur)wissenschaftlichen Erkenntnisse zu belegen scheinen. Nicht die Sozialwissenschaften passen sich den Naturwissenschaften an, sondern der erkenntnistheoretische Status der Naturwissenschaften erscheint nun viel ‚sozialwissenschaftlicher‘, als es den Methodologen eines wissenschaftlichen Einheitsideals vorschwebte. Damit aber wird Mannheims These weiter radikalisiert, als dieser selbst es vertreten hat, und zugleich erhält durch diese Einbeziehung der Naturwissenschaften die – zu einer „Bindestrich-Soziologie“ domestizierte – wissenssoziologische Denkweise (wie einige ihrer Vertreter optimistisch prognostizierten¹⁶²) eine neue Dynamik und Sprengkraft.

162 Michael Mulkay, Wissen und Nutzen. Implikationen für die Wissenssoziologie, in: Stehr/Meja, Wissenssoziologie, 1981, 52-72, hier: 52ff; Nico Stehr/Volker Meja, Wissen und Gesellschaft, in: dies., Wissenssoziologie, 1981, 7-19, hier: 14ff.

Das in dieser Entwicklung steckende Potential wurde sehr früh schon von Leopold Rosenmayr (Max Scheler, Karl Mannheim und die Zukunft der Wissenssoziologie, in: Alphonse Silbermann (Hrsg.), Militanter Humanismus. Von den Aufgaben der modernen So-

In den bisherigen Überlegungen hatten wir es uns zum Prinzip gemacht, Probleme der Begründung einer sozialwissenschaftlichen Methodologie nach Möglichkeit nicht nur theoretisch zu diskutieren, sondern sie auch im Lichte empirischer Forschungsergebnisse einer kritischen Analyse zu unterziehen. Von Mannheim selbst liegen empirische Studien vor allem über politische Weltanschauungen vor; hinsichtlich wissenschaftlicher Ansätze hat er sich – jedoch eher nur am Rande – zu den gesellschaftlichen Bedingungen der Wissenssoziologie selbst geäußert. Sowohl in seinen Weltanschauungsanalysen als auch in den zuletzt genannten selbstreflexiven Ausführungen wird deutlich, daß Mannheims Interesse der kultursoziologischen Rekonstruktion des „historisch Einmaligen“ gilt, der Dynamik der „Systematisierungszentren“ und ihrer Beziehung untereinander, während er den Nachweis einer Beeinflussung kognitiver Konzepte durch wissenschaftsfremde Einflüsse in konkreten Handlungszusammenhängen nicht anstrebt. Der Schritt zu diesem Typus von Studien ist erst in der neueren Wissenschaftssoziologie vollzogen worden, auf die sich daher das weitere Interesse zu richten hat: Ist es hier gelungen, einen überzeugenden empirischen Nachweis für den Einfluß wissenschaftsfremder Faktoren auf die Gewinnung wissenschaftlichen Wissens zu erbringen? Und welche Konsequenzen ergeben sich aus diesen Studien hinsichtlich des für wissenschaftliche Erkenntnis erhobenen besonderen Geltungsanspruches?

3.4.2 *Wissenschaftliches Wissen: Sonderform des Wissens oder soziales Produkt?*

Die Begründer der klassischen Wissenssoziologie hatten ihr Interesse auf die Analyse von Weltanschauungen gerichtet – eine Thematisierung der sozialen Bedingtheit *wissenschaftlichen* Wissens erfolgte durch sie gar nicht beziehungsweise nur in selektiver Form, das heißt beschränkt auf die Geistes- und Sozialwissenschaften, während die Naturwissenschaften, die Logik und die Mathematik als einer soziologischen Analyse unzugänglich ausgegrenzt wurden. Auch innerhalb der sich von der Wissenssoziologie zunächst unabhängig entwickelnden Wissenschaftssoziologie wurde die Analyse des Einflusses sozialer Faktoren auf das naturwissenschaftliche und mathematische Wissen erst relativ spät aufgenommen. Wie eine Betrachtung der Entwicklung der Wissenschaftssoziologie zeigt, lassen sich hier vier Phasen gegeneinander absetzen, die in bezug auf die in ihnen verfolgte Fragestellung und ihre theoretische Ausrichtung deutlich differieren:¹⁶³

ziologie, Frankfurt: Fischer 1966, 200-231, hier: 225, 230f) und von Joachim Matthes (Hat die Wissenssoziologie eine Zukunft?, Antrittsvorlesung Universität Münster 1967) erkannt.

163 Vgl. Peter Weingart, Wissenschaftsforschung und wissenschaftssoziologische Analyse, in: ders. (Hrsg.), Wissenschaftssoziologie I. Wissenschaftliche Entwicklung als sozialer Pro-

- die anfänglich sehr starke und einflußreiche marxistische Forschungstradition, in der die Abhängigkeit der Wissenschaft von den gesellschaftlichen Produktionsverhältnissen und damit zusammenhängende Möglichkeiten der Steuerung von wissenschaftlichem Fortschritt, die Nutzung der Wissenschaften als gesellschaftlicher Produktivkraft und ähnliche Themen untersucht wurden;
- die von Robert K. Merton initiierte Tradition der Wissenschaftssoziologie, von deren Vertretern zahlreiche empirische Studien vorgelegt wurden, die um die Frage der Funktionalität bestimmter sozialer Bedingungen für die Entstehung, die innere Entwicklung und den weiteren Bestand der modernen Wissenschaften kreisten; diese Konzentration auf institutionelle Aspekte beherrschte fast drei Jahrzehnte lang die wissenschaftssoziologische Diskussion und gilt manchen Betrachtern als eigentlicher Beginn einer wissenschaftlichen Analyse der Wissenschaft wie auch zugleich als ihr bisheriger Höhepunkt¹⁶⁴;
- seit Anfang der sechziger Jahre hat sich aber – in der Folge einer lebhaften Kontroverse um die Arbeiten des Wissenschaftshistorikers Thomas S. Kuhn – die Aufmerksamkeit von der Betrachtung der institutionellen Aspekte auf die sozialen Prozesse im Handlungsfeld ‚Wissenschaft‘ verlagert: zum Gegenstand der Analyse ist hier insbesondere der Prozeß der Durchsetzung neuer Erkenntnisse und Theorien in der ‚scientific community‘ geworden;
- eine weitere Radikalisierung der Wissenschaftssoziologie in Richtung einer sozialen Relativierung auch des wissenschaftlichen Wissens setzte Mitte der 70er Jahre ein: an Mannheim und Kuhn anknüpfend, aber über deren Erklärungsanspruch hinausgehend, entwickelte sich – in unterschiedlichen Strömungen, aber mit einer einheitlichen Grundorientierung – eine „Soziologie wissenschaftlichen Wissens“, die die These von der Seinsgebundenheit von Denken und Wissen ohne Einschränkung auf alle Wissenstypen anwendet und den Anspruch erhebt, auch den Inhalt wissenschaftlichen Wissens (und nicht nur dessen Genese) sozial erklären zu können.

Obwohl sie selbst damit begonnen hatten, die Wissenschaft zum Gegenstand wissenschaftlicher Reflexion zu machen, stand für marxistische Wissenschaftssoziologen ebenso wie für ‚Mertonianer‘ außer Frage, daß das wissenschaftliche Wissen einen erkenntnistheoretischen Sonderstatus genieße, daß zwar seine Gewinnung unter dem Einfluß sozialer Faktoren stehe, daß aber die Entscheidung über seine Geltung allein nach wissenschaftlichen Gesichts-

zeß, Frankfurt: Suhrkamp 1972, 11-42, v.a. 26ff; *Mario Bunge, A Critical Examination of the New Sociology of Science: Part 1/Part 2*, in: *Philosophy of the Social Sciences*, 21/22, 1991/92, 524-560/46-76, hier: Part 1, 525ff.

164 So *Bunge, A Critical Examination of the New Sociology of Science, Part 1*, 534.

punkten gefällt werde. In Übereinstimmung mit dem Wissenschaftsverständnis der analytischen Philosophie versuchte etwa Merton einen Kanon von Verhaltensweisen zu bestimmen, der eine Regelung des Forscherhandelns ausschließlich innerhalb des Wissenschaftsbereiches verortete: „Vier institutionelle Imperative – Universalismus, Kommunismus, Uneigennützigkeit (Disinterestedness), organisierter Skeptizismus – bilden das Ethos der modernen Wissenschaft.“¹⁶⁵ Sie sind für Merton Garanten der Objektivität wissenschaftlicher Forschung, deren Bedrohung er – neben individuell zurechenbarem Fehlverhalten (wie etwa ideologischer Bindungen eines einzelnen Forschers) – insbesondere durch Eingriffe ‚von außen‘ (das heißt seitens gesellschaftlicher Interessengruppen beziehungsweise staatlicher Stellen) gefährdet sah. Eine soziale Bestimmung wissenschaftlichen Wissens als ein unvermeidbares Konstituens dieses Wissens trat dagegen gar nicht in den Aufmerksamkeitshorizont dieser Position.

Soziale Prozesse in der Wissenschaft: Kuhns Konzept der Entwicklung der Wissenschaften

Eine folgenreiche Erschütterung erlebte diese auf dem erkenntnistheoretischen Realismus basierende wissenschaftssoziologische Position jedoch in der durch die Veröffentlichung von Kuhns „Die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen“ nach 1962 ausgelösten Kontroverse, in der es nicht nur um wissenschaftssoziologische Streitfragen ging, sondern in der nachdrücklich gerade auch die wissenschaftstheoretischen Implikationen der von Kuhn vortragenen Thesen zur Diskussion standen und die Brisanz der Auseinandersetzung begründeten.¹⁶⁶

In einer Rekonstruktion der Entwicklung zentraler naturwissenschaftlicher Theorien versuchte Kuhn aufzuzeigen, daß es die in der analytischen Wissenschaftstheorie unterstellte Geradlinigkeit des Erkenntnisfortschritts nicht gegeben habe, daß die entscheidenden wissenschaftlichen Innovationen sich vielmehr nur in sprunghaften Um- und Neuorientierungen der Wissenschaftler haben durchsetzen können. Im Zentrum seines Modells der Wissenschaftsentwicklung steht das Konzept des Paradigmas: die Forscher

165 Robert K. Merton, *Wissenschaft und demokratische Sozialstruktur* (1962), in: Weingart, *Wissenschaftssoziologie* 1, 1972, 45-59, hier: 48.

166 Kuhn, *Die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen*. Angesichts der breiten Vertrautheit mit dem Kuhnschen Werk begnüge ich mich im folgenden mit einer Skizze der Grundzüge seiner Argumentation, ohne sie im Detail zu belegen. In seinem Postscript zu einer Neuauflage seines ‚Revolutions-Buches‘ von 1969 hat Thomas Kuhn zwar in Reaktion auf kritische Einwendungen Zugeständnisse an seine Kritiker gemacht, doch betreffen diese nicht den hier relevanten Grundgedanken seiner Arbeit – Postscript – 1969 zur Analyse der Struktur wissenschaftlicher Revolutionen (1970), in: Weingart, *Wissenschaftssoziologie* 1, 1972, 287-319.

bewegen sich demnach in einer Vorstellungswelt, in der die als sinnvoll erachteten Fragestellungen, Vorgehens- und Interpretationsweisen durch die dort vertretene Theorie weitgehend vorgegeben sind. Im Paradigma ist festgelegt, welche Probleme mit welchen Methoden verfolgt werden können, ja: was überhaupt als ein Problem zu gelten hat. Existiert ein solches Paradigma für die Angehörigen einer Disziplin (oder zumindest für einen umgrenzbaren Teilbereich einer Disziplin), so spricht Kuhn von einer „Normalwissenschaft“: man verfüge über eine gemeinsame Orientierung, in der die einzelnen Forschungsarbeiten verortet werden können und aus der sie ihren Stellenwert gewinnen, und die grundlegenden Annahmen erscheinen als im wesentlichen unproblematisch, das heißt sie stellen eine Basis gesicherten Wissens dar. Zwar wisse man um bestimmte Schwächen dieses Ansatzes, doch sei man davon überzeugt, sie durch weitere Forschungen innerhalb dieses Rahmens auf längere Sicht beheben zu können.

Vor dem Hintergrund des dadurch definierten Erwartungsrahmens – so informiert das Paradigma zum Beispiel darüber, welches Ergebnis bei bestimmten Experimenten theoretisch zu erwarten ist – träten nun „Anomalien“ auf, das heißt es würden Ergebnisse beobachtet, die innerhalb des geltenden Paradigmas (zunächst) nicht zu erklären seien. Diese abweichenden Beobachtungen führten jedoch nicht (wie es der Fallibilismus Popperscher Prägung erwarten lassen würde) zu einer Zurückweisung der theoretischen Annahmen, sondern man versuche – oft genug mit Erfolg – auch dieses Phänomen mit vertrauten Mitteln zu erklären: Anomalien seien Bestandteil der Normalwissenschaft. Erst wenn sie gehäuft und an strategischen Punkten des Theoriegebäudes aufträten, entwickle sich bei einem Teil der Forscher das Bewußtsein einer Krise: für sie verfüge das Paradigma nun nicht mehr über den Vertrauensvorschuß hinsichtlich seiner zukünftigen Problemlösungskapazität, und sie begännen mit der Suche nach einer anderen Erklärung. Die alte Theorie werde allerdings erst dann aufgegeben, wenn eine – wenn auch erst nur rudimentäre – alternative Theorie entworfen worden sei, von der aus die alte Position einer systematischen Kritik unterzogen werden könne. Aber auch dann erfolge in der Regel keine ‚Massenbekehrung‘ aller oder auch nur der meisten Forscher, sondern in einer Auseinandersetzung zwischen Vertretern des alten und des neuen Paradigmas versuche jede Seite, die Überlegenheit des eigenen Ansatzes zu begründen und durchzusetzen. Da aber beide Seiten jeweils „gute Gründe“ für sich geltend machen könnten (die neue Deutungsweise sei zumeist – und dies gerade in der Anfangszeit – in bezug auf wichtige Aspekte der bisherigen Theorie unterlegen), da des weiteren jede Seite innerhalb ihres eigenen Bezugsrahmens argumentiere (und das heiße oft auch: daß sie die Problemstellung und die Vorgehensweise der anderen gar nicht anerkenne), und da es schließlich keine Metaebene gebe, von der aus beide in ihrem jeweiligen Recht und ihrer jeweiligen Erklärungsfähigkeit sicher beurteilt werden könnten, sei diese Diskussion charakteristischerweise

durch gegenseitiges Mißverstehen und Aneinander-Vorbei-Reden gekennzeichnet. Die Entscheidung für das eine oder andere Paradigma erfolge, da in dieser Situation rationale Gründe die Wahl nicht hinreichend bestimmen könnten, auch unter Rückgriff auf außerwissenschaftliche Gründe und Motivationen.

Gelingt es dem neuen Ansatz, sich als Paradigma durchzusetzen, so spricht Kuhn von einer „wissenschaftlichen Revolution“: die Phase der Orientierungslosigkeit sei jetzt vorbei, an die Stelle des alten sei das neue Paradigma getreten, Problemdefinitionen, Methoden und Interpretationen würden nun innerhalb des neuen Paradigmas bestimmt, und die Disziplin trete in eine neue Phase der Normalwissenschaft ein. Dies bedeute unter anderem auch: alte Probleme, Vorgehensweisen und Erklärungen verlören ihre Bedeutung – nicht, weil sie nun gelöst beziehungsweise widerlegt worden wären, sondern weil sie in der neuen Perspektive schlicht obsolet geworden seien. Selbst die häufig als unwandelbarer Baustein der Wissenschaften betrachteten „Daten“ gewannen eine andere Bedeutung, so daß der Wissenschaftler, der sich einem neuen Paradigma zugewandt habe, „in einer anderen Welt arbeitet“.¹⁶⁷ Erst aufgrund eines solchen Paradigmenwechsels würden aber auch Beobachtungen möglich, die die Aufmerksamkeit des Forschers auf neue Phänomene lenkten, die zuvor für die Wissenschaft gar nicht existent gewesen seien.

Werfen wir einen kurzen Blick zurück auf den für Mannheim ausschlaggebenden Unterschied zwischen den Natur- und den Sozialwissenschaften, der ihn die ersteren aus der Zugänglichkeit für eine soziologische Analyse hatte ausnehmen lassen (daß nämlich erstere „im Laufe der Geschichte ein System, ein und dasselbe System“ kontinuierlich ausbauen können¹⁶⁸), so hat Kuhn in seiner historischen Rekonstruktion der Geschichte der Naturwissenschaften (und speziell der Physik) genau diese Differenz demontiert: mit seinem Bild der Wissenschaftsentwicklung als einem sprunghaften Wechsel von forschungsorientierenden Paradigmen und damit verbundenen grundsätzlichen Veränderungen der Perspektive ist die Vorstellung einer kumulativen Entwicklung der Wissenschaften, in der neues, besseres Wissen aus altem Wissen hervorgeht, nicht vereinbar (und auch die Poppersche Konzeption ei-

167 Kuhn, Die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen, 160, 163ff, 172.

Eine sehr schöne Illustration dieser allgemeinen Aussage Kuhns findet sich in der Wiedergabe einer Interviewpassage, die Gilbert und Mulkay aus einem Projekt über einen Paradigmenwechsel in der Chemie anführen: „Und für uns war sein Beitrag sehr wichtig, weil er unser Denken zu verändern begann. Wir fingen an, in Begriffen von Abteilungen zu denken, von etwas, was eher einer geschlossenen Struktur glich als dem, was ich als Biochemiker gewohnt war, der mit Enzymen und mit lösaren Systemen arbeitete. Dies war der zentrale Ausgangspunkt. Von genau diesem Punkt an dachten wir in Begriffen von Abteilungen.“ – Die Rechtfertigung wissenschaftlicher Überzeugungen, 215.

168 Mannheim, Das Problem einer Soziologie des Wissens, 354ff, 368ff; vgl. oben Abschnitt II/3.4.1.

ner beständigen „Annäherung an die Wahrheit“ durch ständig verbesserte Theorien wird in Frage gestellt¹⁶⁹).

Damit aber hat Kuhn nicht nur eine folgenreiche Debatte über die wissenschaftstheoretischen Grundlagen wissenschaftlicher Forschung angeregt, er hat auch die Tür für die Fragestellung (noch weiter) aufgestoßen, welche konkreten Einflußfaktoren denn zum Tragen kommen, wenn alternative Theorien zur Wahl stehen und die Entscheidung durch rationale Argumente allein nicht zu begründen ist. Er selber allerdings hat diese Idee nicht weiter ausgeführt, sondern er hat sich auf die Analyse der Struktur wissenschaftlicher Umwälzungen und der sie begleitenden sozialen Prozesse beschränkt, ohne den Gedanken einer Beeinflussung der Inhalte wissenschaftlicher Erkenntnis durch gesamtgesellschaftliche Faktoren oder durch soziale Prozesse im Wissenschaftsprozess selbst zu verfolgen.

Obwohl Kuhn daran festhielt, daß es im wesentlichen rationale Erwägungen seien, die über die Annahme einer Theorie in der ‚scientific community‘ entschieden, und er den äußeren Faktoren nur eine nachgeordnete Bedeutung ‚im Zweifelsfalle‘ zuschrieb, wurde seine Arbeit doch zu einem Ausgangspunkt für eine Entwicklung innerhalb der Wissenschaftssoziologie, die den Einfluß sozialer Faktoren auf die inhaltlichen Ergebnisse insbesondere der Naturwissenschaften zu ihrem Gegenstand machte: die „Soziologie wissenschaftlichen Wissens“.¹⁷⁰ Zu nennen sind hier vor allem die Vertreter des sogenannten „strong programme“, das insbesondere von Mitgliedern der „Science Studies Unit“ der Universität Edinburgh entwickelt worden sind (vor allem Barry S. Barnes und David Bloor); des weiteren die sich als eine eigene Spezies herauskristallisierende, mit ethnographischen Methoden arbeitende „Laborforschung“ (zum Beispiel Bruno Latour, Steve Woolgar, Karin Knorr-Cetina); dann eine ethnomethodologisch ausgerichtete Gruppe um Harold Garfinkel und Michael Lynch; und schließlich Arbeiten über die Akzeptanz vorgetragener „knowledge claims“ im wissenschaftlichen Diskurs (Michael Mulkay und G. Nigel Gilbert).¹⁷¹ Bei aller Differenz, die zwischen diesen verschiedenen Forschergruppen auszumachen ist, ist ihnen doch dieses Ziel gemeinsam: nachzuweisen, daß selbst naturwissenschaftliches und mathematisches Wissen einer sozialen Bedingtheit unterliegen, und sie alle treten diesen Beweis nicht nur durch eine kritische Auseinandersetzung mit etablierten wissenschaftstheoretischen Postulaten an, sondern sie beziehen ihre Argumentationskraft vor allem aus empirischen Fallstudien. In der folgen-

169 Vgl. *Popper*, Objektive Erkenntnis, 55ff, 376ff, passim.

Hinsichtlich Kuhns Realitätsverständnis vgl. Abschnitt III/2.1, Fußnote 3.

170 Eine genauere Bestimmung der Art des Kuhnschen Einflusses auf diese Richtung nimmt *Ralf Twenhöfel* vor – *Wissenschaftliches Handeln. Aspekte und Bestimmungsgründe der Forschung*, Berlin/New York: de Gruyter 1991, 167f.

171 Diese Liste ließe sich um Namen wie Andy Pickering, H.M. Collins u.a. problemlos erweitern, doch mag diese Nennung genügen, um das Spektrum dieses Forschungsgebietes aufzuzeigen.

den Erörterung werde ich mich vor allem auf die beiden einflußreichsten dieser Gruppen konzentrieren: auf das „strong programme“ und auf die Laborstudien.¹⁷²

*Wissenschaftliches Wissen als Produkt gesellschaftlicher Interessen:
das „strong programme“ der neueren Wissenschaftssoziologie*

Der Mannheimschen Zielsetzung eines Nachweises globaler gesellschaftlicher Effekte auf das Wissen am nächsten kommt das „strong programme“ der Edinburgher Soziologen.¹⁷³ David Bloor, einer der Begründer und aktivsten Verfechter dieses Programms, wendet sich nachdrücklich gegen die in der analytischen Wissenschaftstheorie vertretene Auffassung, eine wissenschaftssoziologische Erklärung sei nur für falsche, für irrationale, für ideologisch verzerrte oder für rein subjektive Meinungen und Überzeugungen möglich und erforderlich, während ein den Regeln der Rationalität und der Logik entsprechendes „wahres“ Wissen sich der soziologischen Analyse entziehe. Solange man eine Aussage als Ergebnis rationaler Prüfung der vorliegenden Informationen anerkennen könne, sei dies – nach Meinung der Wissenschaftstheoretiker – eine korrekte und ausreichende Erklärung und die Suche nach weiteren Einflußfaktoren erübrige sich – nur wenn keine rationale Begründung gegeben werden könne, sei es sinnvoll, nach anderen Erklärungen für diese Meinung zu suchen. In seiner kritischen Auseinandersetzung mit Bloors Programm hat zum Beispiel Larry Laudan diese Position in aller Deutlichkeit zum Ausdruck gebracht, wenn er betont, daß man ja bereits über ein „largely *asociological* model of ‚good reasons‘, für die Erklärung rationaler Überzeugungen verfüge und daß es nun erst einmal Aufgabe der Soziologie sei, ein „plausible model for the social grounding of reasoned behaviour“ vorzulegen – zur Zeit jedenfalls gebe es nur das der „guten Gründe“,

172 Parallelen zu der hier vorgetragenen Darstellung und Kritik finden sich in den (nach Fertigstellung dieses Manuskriptes erschienenen) Beiträgen von Bettina Heintz (Wissenschaft im Kontext. Neuere Entwicklungstendenzen der Wissenschaftssoziologie, in: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, 45, 1993, 528-552) und Raimund Hasse/Georg Krücken/Peter Weingart (Laborkonstruktivismus. Eine wissenschaftssoziologische Reflexion, in: Gebhard Rusch/Siegfried J. Schmidt (Hrsg.), Konstruktivismus und Sozialtheorie. Delfin 1993, Frankfurt: Suhrkamp 1994, 220-262). Der Schwerpunkt beider Aufsätze liegt allerdings in der Diskussion der wissenschaftssoziologischen Leistungsfähigkeit dieser Positionen, während sie die erkenntnistheoretischen Implikationen mehr (Hasse u.a., 222) oder weniger (Heintz) ausklammern.

173 Auch sie bilden keine in sich völlig homogene Gruppe, doch sind ihre Gemeinsamkeiten stark genug, um sie deutlich von den anderen Forschergruppen abzusetzen. Ich werde mich im folgenden im wesentlichen mit der Position von David Bloor auseinandersetzen.

und seines Erachtens reiche dieses auch völlig aus.¹⁷⁴ Den wissensinternen Erklärungen wird damit nicht nur absolute Priorität vor anderen Erklärungsmöglichkeiten zugesprochen, für manche Wissensarten seien auch nur sie möglich und notwendig: „sociology is only for deviants“, wie es W. Newton-Smith plastisch formulierte.¹⁷⁵

Gegen diese Reduktion des der Soziologie zugänglichen Forschungsgebietes wendet sich Bloor, der seinen soziologischen Fachkollegen „lack of nerve and will“ vorwirft, gegenüber den Monopolisierungsbestrebungen der Philosophen den Anspruch der Wissenssoziologie, den gesamten Bereich des Wissens auf seine soziale Bedingtheit hin analysieren zu können, zu vertreten: „All knowledge, whether it be in the empirical sciences or even in mathematics, should be treated, through and through, as material for [sociological] investigation. [...] There are no limitations which lie in the absolute or transcendent character of scientific knowledge itself, or in the special nature of rationality, validity, truth or objectivity.“¹⁷⁶ Für die Soziologie sei Wissen „whatever people take to be knowledge“. ¹⁷⁷ Mit dieser Definition wird das Konzept des Wissens aller wissenschafts- und erkenntnistheoretischen Bezüge entkleidet und auf einen rein soziologischen Gehalt reduziert, der alle Überlegungen hinsichtlich einer Übereinstimmung dieses Wissens mit einer unabhängig gedachten Realität (und damit Reflexionen hinsichtlich der Bestimmung von Gültigkeit, Objektivität und ähnlicher vertrauter Probleme der Wissenschaftstheorie) obsolet macht. Erkenntnistheorie und Wissenschaftstheorie werden durch die Wissenssoziologie ersetzt.¹⁷⁸

Halte man jedoch an der These der „Autonomie des Wissens“ (gegenüber sozialer Bedingtheit) fest, so ist dies für Bloor gleichbedeutend mit der Unterstellung einer teleologischen Ausrichtung rationalen Handelns: da diese Überzeugungen demnach nicht kausal verursacht seien, müßten sie ihre Zielorientierung bereits in sich tragen. Dies sei in der Tat ein dem „strong pro-

174 Larry Laudan, *The Pseudo-Science of Science?*, in: *Philosophy of the Social Sciences*, 11, 1981, 173-198, hier: 192.

175 Zitiert nach James Robert Brown, *Introduction: The Sociological Turn*, in: ders. (Hrsg.), *Scientific Rationality: The Sociological Turn*, Dordrecht u.a.: Reidel 1984, 3-40, hier: 9.

176 David Bloor, *Knowledge and Social Imagery*, Chicago/London: University of Chicago Press 1991 (1976), 3; das erste Zitat stammt von Seite 4.

177 Bloor, *Knowledge and Social Imagery*, 5. Bloor betont zwar zugleich die Notwendigkeit, dieses kollektiv vertretene Wissen vom nur individuell und idiosynkratisch gehaltenen Glauben („belief“) abzusetzen, doch behandelt er selbst noch auf derselben Seite beide Begriffe als austauschbar, und Brown setzt sie, unter Berufung auf den üblichen Sprachgebrauch unter den Soziologen wissenschaftlichen Wissens, explizit gleich – *Introduction: The Sociological Turn*, 24, Anmerkung 1.

178 Wie die Reaktionen auf dieses Programm zeigen, ist diese Herausforderung der traditionellen Ansprüche der Philosophie von deren Vertretern auch als eine solche verstanden worden – siehe z.B. die Diskussion in *Philosophy of the Social Sciences*, 11, 1981, 173ff; Brown, *Scientific Rationality: The Sociological Turn*; Bunge, *A Critical Examination of the New Sociology of Science*.

gramme“ direkt entgegengesetzter „metaphysischer Standpunkt“, dessen innere Geschlossenheit zwar nicht bestritten werden könne, doch müsse, wer sich für ihn entscheide, sich der Implikation bewußt sein, daß er damit gegen die Prinzipien einer empirischen Wissenschaft votiere.¹⁷⁹ Bloor selber bekennt sich ausdrücklich zu einem am Vorbild der Naturwissenschaften orientierten Wissenschaftsverständnis, demgemäß „in the main science is causal, theoretical, value-neutral, often reductionist, to an extent empiricist, and ultimately materialistic like common sense“.¹⁸⁰ Er nehme nicht – wie manche Kritiker es ihm unterstellten – eine anti-wissenschaftliche Einstellung ein, vielmehr gehe es ihm gerade darum, das Potential, das einer strikt wissenschaftlichen Prinzipien folgenden soziologischen Analyse zu eigen sei, nicht von Anfang an durch überkommene wissenschaftstheoretische Einschränkungen zu beschneiden. Auf seine eigene Arbeit rückblickend stellt er fest, die Wissenssoziologie sei durchaus in der Lage, Gesetze „wie in der Physik“ aufzustellen, und seiner gegen alle gängigen Vorstellungen gewagten These von der sozialen Bestimmtheit der Mathematik bescheinigt er – in Anwendung Popperscher Terminologie –, sie stelle ein Beispiel dafür dar, daß ein „general covering law has been put to the test and survived“.¹⁸¹

Als – für andere Disziplinen selbstverständliche – wissenschaftliche Grundsätze, denen auch die „Soziologie wissenschaftlichen Wissens“ zu genügen habe, nennt Bloor:¹⁸²

1. die *kausale* Erklärung von Wissen und Überzeugung aus den Bedingungen, unter denen sie entstanden sind;
2. die *unparteilichkeit* des Soziologen in bezug auf den Status des Wissens als richtig oder falsch, rational oder irrational: so wie die Physiologie Gesundheit und Krankheit erkläre und die Mechanik das Funktionieren und das Nichtfunktionieren von Maschinen erkläre, so müsse die Sozio-

179 Bloor, *Knowledge and Social Imagery*, 10ff.

180 Bloor, *Knowledge and Social Imagery*, 157; s.a. 5, 160. Damit verfolgt Bloor offensichtlich die Strategie, eine radikal-soziologische These (der sozialen Determination allen Wissens) unter Anwendung einer Methodologie, die sich ausdrücklich am Idealbild der Naturwissenschaften orientiert, durchzusetzen.

181 David Bloor, Afterword. Attacks on the Strong Programme, in: ders., *Knowledge and Social Imagery*, Second Edition, 1991, 163-185, hier: 183.

Der Vorwurf der Wissenschaftsfeindlichkeit ist in der Tat vehement erhoben worden: *Bunge, A Critical Examination of the New Sociology of Science*, Part 2, 66ff. Der Schlußsatz von Trevor Pinch' Überblicksartikel drückt zwar keine Wissenschaftsfeindlichkeit aus, doch offenbart er, daß die Neuorientierung in der neueren Wissenschaftssoziologie (wie nach Kuhn zu erwarten) auch mit einer wissenschaftspolitischen Zielsetzung verbunden ist: „The demythologising of science and technology is surely needed if we are ever to reassert democratic control over these institutions.“ – *The Role of Scientific Communities in the Development of Science*, in: *Impact of Science on Society*, 159, 1990, 219-225, hier: 225.

182 Bloor, *Knowledge and Social Imagery*, 7.

logie richtiges und falsches, rationales und irrationales Wissen erklären;¹⁸³

3. diese soziologische Erklärung müsse *symmetrisch* sein, das heißt für richtiges und falsches Wissen müßten dieselben Gründe zu benennen sein;
4. diese soziologische Erklärung des Wissens müsse *reflexiv* sein, das heißt sie müsse auch für die Soziologie selbst gelten.

Bloors Anspruch geht also dahin, die Inhalte wissenschaftlicher Aussagen unter Rückgriff auf „soziale Faktoren“ wissenssoziologisch in Übereinstimmung mit anerkannten wissenschaftlichen Standards (beziehungsweise was er als solche definiert) erklären zu können, und zwar nicht nur in bezug auf ihre Genese unter bestimmten (hinderlichen oder förderlichen) Bedingungen, sondern er will sie in ihrer ganz spezifischen inhaltlichen Ausprägung auf hinter ihnen stehende „social interests“ zurückführen – die explizit von den Wissenschaftlern angeführten „guten Gründe“, das heißt ihre rationalen Begründungen, seien dagegen nur „after-the-fact justification[s] for opinions that have their real basis elsewhere“.¹⁸⁴

Vor Bloor (und Mannheim) hatte bereits ein Klassiker der Soziologie, an dessen Arbeit Bloor explizit anknüpft, die These von der Prägung der kognitiven Vorstellungen durch soziale Faktoren vertreten: Emile Durkheim. Zwar – so resumiert Bloor den Diskussionsstand – sei man sich heute darüber einig, daß das von Durkheim und Marcel Mauss vorgelegte empirische Material „falsch“ sei, doch könne man die These selbst weiter aufrechterhalten, da heute genügend anderes Material aus dem Bereich der Wissenschaftsforschung vorläge, das diese These noch über den von Durkheim und Mauss erhobenen Anspruch hinaus bestätige, da es eben auch die Wissenschaften in diese Analyse einbeziehe.¹⁸⁵

183 Bloor, *Knowledge and Social Imagery*, 5.

184 Z.B. David Bloor, *The Strengths of the Strong Programme*, in: *Philosophy of the Social Sciences*, 11, 1981, 199–213, hier: 201; David Bloor, *Klassifikation und Wissenssoziologie: Durkheim und Mauss neu betrachtet*, in: Stehr/Meja, *Wissenssoziologie*, 1981, 20–51, hier: 31f.

185 Bloor, *Klassifikation und Wissenssoziologie*, 20f, 43f; Emile Durkheim/Marcel Mauss, *Über einige primitive Formen von Klassifikation. Ein Beitrag zur Erforschung der kollektiven Vorstellungen (1901/02)*, in: Emile Durkheim, *Schriften zur Soziologie der Erkenntnis*, Frankfurt: Suhrkamp 1987, 169–256; Emile Durkheim, *Die elementaren Formen des religiösen Lebens (1912)*, Frankfurt: Suhrkamp 1981, v.a. 27ff, 577ff.

Bloor übersieht hier allerdings eine grundsätzliche Differenz zwischen seinem Ansatz und dem von Durkheim und Mauss: während letztere eine Entsprechung zwischen der Sozialstruktur und den Vorstellungsinhalten nachzuweisen versuchen (wie sie sich z.B. in der sozialen Organisation eines Stammes und der parallelen Organisation der Tier- und Pflanzenwelt oder in der räumlichen Aufteilung der Klans im Lager und der kognitiven Organisation der Himmelsrichtungen niederschlägt), beziehen sich Bloors Beispiele auf die Übereinstimmung der kognitiven Vorstellungen in der Gesellschaft mit den kognitiven Vorstellungen im Subsystem „Wissenschaft“. Insofern erweist sich der Bezug auf Durk-

Einen theoretischen Rahmen für dieses Vorhaben findet Bloor in Mary Hesses Netzwerk-Modell des Wissens, demgemäß die einzelnen Elemente eines Wissenssystems nicht isoliert mit der Realität konfrontiert und an ihr getestet werden, sondern immer nur in einem untereinander bestehenden Verweisungszusammenhang. Dies impliziert auch eine interne Hierarchie, in der bestimmte Elemente als zentral erachtet werden: an ihnen hält man fest, solange dies eben möglich ist, während andere zur Disposition gestellt werden können, wenn Anpassungsprobleme mit der Umwelt auftreten. Welche dieser Annahmen „geschützt und als unveränderlich erklärt“ werden, bestimmt sich für Bloor (unter Anlehnung an Mary Douglas) danach, „daß sie für Zwecke der Rechtfertigung, Legitimation und als soziale Überzeugungskraft von Nutzen sind“ – kurz: es hängt von den Interessen „der Schöpfer und Benutzer des Systems“ ab, keineswegs jedoch von einer festgestellten Übereinstimmung mit der Realität.¹⁸⁶

Eine wesentliche Voraussetzung für diesen Ansatz findet sich in der Annahme, die Realität sei von einer „unbegrenzten Komplexität“, mit ihr seien „unendlich viele mögliche, rivalisierende Theorien“ vereinbar.¹⁸⁷ Nur unter dieser, von den meisten Autoren zum Ausdruck gebrachten Überzeugung macht die hier vorgenommene radikale Interpretation der These der Unterterminiertheit der Theorien durch empirische Daten einen Sinn, die die Theorien von ihrer realistischen Anbindung unter der Hand gänzlich löst und an deren Stelle ihre Bestimmung durch andere, vor allem soziale Faktoren setzt. Daneben können die Vertreter dieser Position darauf verweisen, daß wissenschaftliche Regeln nicht so eindeutig sein können, daß Interpretationen über die Angemessenheit eines spezifischen Verfahrens in einer spezifischen Situation überflüssig wären – mit diesen Interpretationen öffnen sich

tion von Dingen werde die Klassifikation von Menschen reproduziert“, mit eigenem Material zu untermauern – als ein rhetorischer Kunstgriff, der dem Klassiker die Referenz erweist und zugleich den eigenen Anspruch mit höheren Weihen versieht, dem eigenen Argument aber gar nicht entspricht. Das Bloor und Durkheim eigentlich Verbindende besteht vielmehr in der wissenschaftspolitischen Zielsetzung, über die Allgegenwart des Sozialen die (Wissens)Soziologie als eine Schlüsseldisziplin zu etablieren.

186 Bloor, *Klassifikation und Wissenssoziologie*, 33, 21ff.

Charakteristisch für Bloors ambivalente Verwendung wissenschaftstheoretischer Topoi ist die frappierende (aber nicht explizierte) Parallele dieser Ausführungen zu der von Imre Lakatos vorgenommenen Differenzierung theoretischer Sätze in „hard core“ und „protection belt“, die im Falle einer Falsifikation unterschiedlich leicht vom Forscher aufgegeben werden – für Lakatos fällt die Entscheidung über das Festhalten bzw. Ablehnen dieser Annahmen jedoch anhand rationaler und nicht anhand sozialer Gründe, während Bloor nur letztere gelten läßt – für eine knappe Darstellung von Lakatos' Position vgl. Werner Diederichs, Einleitung, in: ders. (Hrsg.), *Theorien der Wissenschaftsgeschichte. Beiträge zur diachronen Wissenschaftstheorie*, Frankfurt: Suhrkamp 1974, 7-51, hier: 14.

187 Michael Mulkay, *Wissen und Nutzen*, 68; ebenso Barry S. Barnes, *Über den konventionellen Charakter von Wissen und Erkenntnis*, in: Stehr/Meja, *Wissenssoziologie*, 1981, 163-190, hier: 165, 174, 180, 183; Bloor, *Klassifikation und Wissenssoziologie*, 29, 31f; Brown, *Introduction: The Sociological Turn*, 12.

aber Einfallstore für unterschiedliche Auslegungen. Selbst über die Angemessenheit von ‚crucial experiments‘ sind divergierende Bewertungen möglich, und welche Schwierigkeiten es macht zu entscheiden, ob ein bestimmtes Experiment die Replikation eines früheren Experimentes darstellt oder aber von diesem in wesentlichen Punkten abweicht, zeigt eine Studie von H.M. Collins. Für Bloor folgt aus diesen Überlegungen, daß man soziale Prozesse heranziehen müsse, um die in solchen nicht ausdefinierten Situationen erforderlichen Entscheidungen der Wissenschaftler zu erklären.¹⁸⁸

In der Analyse dieses Einflusses unterscheidet Bloor zwischen zwei Arten sozialen Interesses, die auf das wissenschaftliche Wissen einwirken: Einflüsse, die aus politischen oder religiösen Überzeugungen, wie sie in der Gesellschaft unterhalten werden, resultieren (in diesem Fall spricht er von einer „external sociology of knowledge“), oder Einflüsse, die sich aus den Interessen der Wissenschaftler-Gemeinschaft selbst ergeben (wie zum Beispiel Bindungen an bestimmte, theoretisch oder methodisch ausgerichtete Gruppen – hier spricht er von einer „internal sociology of knowledge“). Welcher dieser Einflüsse im konkreten Fall vorliege, sei eine nur empirisch zu beantwortende Frage – „The important point, however, is that where broad social factors are not involved, narrow ones take over“.¹⁸⁹ Das damit angedeutete subsidiäre Verhältnis dieser beiden Faktoren zueinander wird von Bloor nicht näher bestimmt, doch weisen die von ihm herangezogenen Fallstudien seine Präferenz für die gesamtgesellschaftlichen Einflüsse aus. Es kann uns hier nicht darum gehen, das von Bloor und anderen vorgelegte umfangreiche empirische Material einer detaillierten Prüfung zu unterziehen, doch sind an einem Beispiel, auf das Bloor verschiedentlich zurückgreift, allgemeine Probleme seiner Belegführung darzustellen.¹⁹⁰

Anhand einer Rekonstruktion des Prozesses der Durchsetzung der „atomistischen oder mechanistischen Philosophie“ in England durch Robert Boyle (und Isaac Newton) Mitte des 17. Jahrhunderts versucht Bloor zu zeigen, daß diese für die weitere Entwicklung der Wissenschaften so folgen-

188 Bloor, *The Strengths of the Strong Programme*, 201f.

Vgl. H.M. Collins, *The Seven Sexes: A Study of the Sociology of a Phenomenon, or the Replication of Experiments in Physics*, in: *Sociology*, 9, 1975, 205-225.

189 Bloor, *The Strengths of the Strong Programme*, 203; s.a. Bloor, *Klassifikation und Wissenssoziologie*, 49, Anmerkung 64.

Eine detaillierte Kritik an der mangelnden Klärung des für das „strong programme“ zentralen Begriffes des „Interesses“ enthält die Arbeit von Twenhöfel, *Wissenschaftliches Handeln*, 184ff.

190 Für eine inhaltliche Auseinandersetzung mit diesen Studien siehe die Hinweise in Brown, *Introduction: The Sociological Turn*, 13ff. Brown führt auch ein allgemeines Argument von Vertretern einer rationalistischen Position gegen die Beweiskraft dieser Fallstudien an: sie seien nur ‚Betriebsunfälle‘, die die wissenschaftstheoretische Regel einer rational begründeten Vorgehensweise nicht erschüttern könnten. Ein ähnliches Argument bringt auch Bunge vor, wenn er auf eine untypische Auswahl von Fallbeispielen verweist – *A Critical Examination of the New Sociology of Science*, Part 2, 62ff.

reiche Entscheidung in einer direkten Abhängigkeit von politischen Zielsetzungen gefallen sei.¹⁹¹ Bis zu diesem Zeitpunkt sei man – auch seitens der späteren Vertreter eines mechanischen Weltbildes – von der Existenz einer beseelten, von Gott in jedem ihrer Elemente durchdrungenen Natur ausgegangen. Auf gesellschaftlich-politischer Ebene hatten sich in der politisch instabilen Zeit nach dem englischen Bürgerkrieg zahlreiche religiöse Sekten herausgebildet, die aus dieser Annahme einer göttlich beseelten Natur politische Konsequenzen zogen und den Glauben und das Handeln des einzelnen mit Hinweis auf die göttliche Natur des Menschen aus der Abhängigkeit von einer religiösen und politischen Hierarchie befreien wollten. Gegen diese gesellschaftliche Herausforderung (und die damit verbundene Gefährdung ihrer eigenen sozialen Position) wandten sich Wissenschaftler um Boyle, die nun ihre frühere Übereinstimmung mit dem Bild eines „lebendigen, denkfähigen Universums [... zugunsten der] mechanischen Philosophie mit ihrer toten, denkfähigen Materie“ aufgaben. Nach Bloor diene diese neue Philosophie „dann als Unterstützung für die sozialen und politischen Programme“: „Abzustreiten, daß sich Materie bewegen und selbst strukturieren kann, heißt zu leugnen, daß (gewisse) Menschen sich selbst organisieren können.“¹⁹² Bloor betont, man werde „natürlich“ bei keinem der Beteiligten „die Aussage finden, daß sie ihren jeweiligen Standpunkt nur wegen der politischen Auswirkungen vertreten, obwohl sie sich sehr mit diesen Auswirkungen befaßten. Beide Seiten vertreten ihre Standpunkte, weil Erfahrung, Vernunft oder die Bibel sie davon überzeugte.“ Er fügt jedoch hinzu: „Wir aber wissen genug über die auseinandergehenden Interessen beider Seiten, um erklären zu können, warum all diese Quellen rationaler Beweisführung zu derart gegenteiligen Folgerungen führten.“ Und er zieht daraus den Schluß: „Beide Gruppen verfaßten die grundlegenden Gesetze und Klassifikationen ihres Naturwissens derart, daß sie auf kunstvolle Weise mit ihren sozialen Zielen in Einklang gebracht waren.“¹⁹³

Diese Argumentation illustriert sehr gut den von Bloor erhobenen Anspruch, die kausale Wirkung gesellschaftlicher Vorstellungen auf das wissenschaftliche Wissen nachzuweisen. In Reaktion auf seine Kritiker räumt er zwar ein, daß aus der These der Unterdeterminiertheit nicht notwendig der Einfluß sozialer – und vor allem: *nur* sozialer – Faktoren folge, doch das von ihm global und (undefiniert) verwendete Kausalitätskonzept wie auch seine Gesamtargumentation machen die gegenteilige Wahrnehmung seiner Darlegungen durch die Kritiker verständlich.¹⁹⁴ Die Bewertung seines Anspruches wird dadurch kompliziert, daß – ähnlich wie bei der Evolutionären Erkennt-

191 Bloor, *Klassifikation und Wissenssoziologie*, 34ff.

192 Bloor, *Klassifikation und Wissenssoziologie*, 36, 37.

193 Bloor, *Klassifikation und Wissenssoziologie*, 39.

194 Bloor, *The Strengths of the Strong Programme*, 199f; Bloor, *Afterword*, 166. Vgl. dagegen Laudan, *The Pseudo-Science of Science?*, 194f.

nistheorie und bei Whorf – eine starke und eine schwache Version des „strong programme“ auszumachen sind. So erinnert Bloor einerseits in seiner Erwiderung auf Laudans Kritik an frühere (recht allgemeine) Hinweise auf andere als soziale Einflußfaktoren, um aber direkt anschließend auf deren Priorität zu beharren: „it is *only* by examining the culture of science that we come close to the heart of that activity [nämlich Wissenschaft zu betreiben]“.¹⁹⁵ Deutlich schwächer liest sich dies dagegen in seinem 1991 neu aufgenommenen Nachwort zu seiner Buchveröffentlichung von 1976, in dem er zwar auch an der grundsätzlichen und konstitutiven Präsenz der sozialen Faktoren (als Kern des „strong programme“) festhält, sie aber in bestimmten Fällen auch auf den Status von „background conditions“ abstuft, wenn „other natural causes apart from social ones“ einen Einfluß ausüben.¹⁹⁶

Eine weitere en passant vorgenommene Abschwächung des global erhobenen Anspruches, den Inhalt wissenschaftlichen Wissens erklären zu können, findet sich in der Darstellung einer von Steven Shapin vorgenommenen Studie, in der Bloor betont, daß zwar die politischen und sozialen Interessen der Beteiligten die Entscheidung für eine *andere* (als die zur Zeit vertretene dominante) Theorie erkläre, daß diese Interessen aber nicht den *Inhalt* dieser Theorie bestimmt haben: welche alternative Theorie gewählt werde, hänge von den jeweils tatsächlich verfügbaren Theorien ab, hier spielten also auch „historische Zufälligkeiten“ eine Rolle.¹⁹⁷ Damit wird der Anspruch aufgegeben, den *Inhalt* einer Theorie auf die konkreten Interessen der diese Theorie vertretenden Gruppe zurückzuführen, und an seiner Stelle wird nur noch angenommen, daß die *Tatsache der Suche nach einer anderen Theorie* von den Interessen abhängt: das soziale Interesse *prägt nicht* die Theorie, sondern es entscheidet nur über ihre *Auswahl*.

Selbst wenn man aber von dieser Ambivalenz seiner Ausführungen (und dem damit eröffneten weiten Rückzugsfeld für diese These) absieht, so bleibt doch die grundsätzliche Frage, inwieweit die von ihm und anderen Autoren vorgelegten historischen Rekonstruktionen eine einseitig-kausale Interpretation überhaupt rechtfertigen können. Um von einem Ursache-Wirkungs-Verhältnis sprechen zu können, genügt nicht der Nachweis einer inhaltlichen Übereinstimmung oder der Verweis auf zeitliche Parallelität oder das Vorliegen politischer und/oder ökonomischer Interessen. Natürlich ist das methodische Problem nicht gering zu schätzen, vor dem eine solche historische Rekonstruktion zum Beispiel in bezug auf den empirischen Nachweis solcher Interessen im konkreten Fall steht, und selbst die Bestimmung der für die Kausalität erforderlichen zeitlichen Vorgängigkeit der gesellschaftlichen Vorstellungen dürfte empirisch nur schwer zu leisten sein. In der Behandlung dieses Problems durch Bloor fällt allerdings auf, daß er sich dieser Problema-

195 Bloor, *The Strengths of the Strong Programme*, 200 (Hervorhebung W.M.), 199f.

196 Bloor, *Afterword*, 166.

197 Bloor, *Afterword*, 171f.

tik nicht einmal bewußt zu sein scheint, zumindest nicht auf sie eingeht; und obwohl er in seinem Nachwort einen Abschnitt der Frage von „covariance [and] causality“ widmet, diskutiert er die konzeptuelle Differenz zwischen beiden nicht, als wäre mit der Gemeinsamkeit des Auftretens auch die Frage der Verursachung – und zusätzlich noch die der Richtung der Verursachung – beantwortet.

Die – auf den ersten Blick nicht zu leugnende – Plausibilität seiner Interpretation beruht auf der von Bloor nicht weiter geprüften (und auch nicht explizit gemachten) Annahme, daß gesamtgesellschaftliche Vorstellungen sich *vor* den wissenschaftlichen ausbilden und diese dann beeinflussen. Jüngere Erfahrungen etwa mit der Popularisierung soziologischen Gedankengutes und seiner Übernahme in den gesellschaftlichen Diskurs¹⁹⁸ verleihen jedoch auch der gegenteiligen Überlegung Plausibilität: daß nämlich auch eine umgekehrte Einflußrichtung von der Wissenschaft in die Gesellschaft denkbar ist; zumindest aber ist von der Möglichkeit der Wechselseitigkeit der Beeinflussung gesellschaftlicher und wissenschaftlicher Vorstellungen auszugehen. Die Möglichkeiten einer Scheinkorrelation, einer wechselseitigen Beeinflussung oder gar einer in umgekehrter Richtung wirkenden Kausalität werden von Bloor nicht ins Auge gefaßt. In der Belegführung verbleibt sein empirischer Nachweis auf der Ebene der Feststellung einer reinen *Kovarianz*, den Nachweis der *Kausalität* dieses Prozesses erbringt er nicht.^{199 200}

198 Vgl. hierzu *Tenbruck*, Die unbewältigten Sozialwissenschaften oder Die Abschaffung des Menschen.

Analoges ließe sich auch hinsichtlich des naturwissenschaftlichen Weltbildes oder technologischer Denkstile aufzeigen – man denke nur an Computer-Metaphern, die schon nach wenigen Jahren selbstverständlicher Bestandteil der Alltagssprache geworden sind.

199 Zu dieser Kritik siehe auch *Gad Freudenthal* (Wissenssoziologie der Naturwissenschaften: Bedingungen und Grenzen ihrer Möglichkeit, in: *Stein/Meja*, Wissenssoziologie, 1981, 153–162, hier: 161, Anmerkung 8) und *Klaus Fischer* (Das Erklärungspotential der Wissenschaftssoziologie, in: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, 34, 1982, 54–68, hier: 62f).

200 Vorsichtiger als Bloor äußert sich *Paul Forman*, der in einem in der Soziologie wissenschaftlichen Wissens immer wieder als Beleg für soziale Determination angeführten Studie zwar feststellt, daß die öffentliche *Darstellung* wesentlicher Elemente der Quantenmechanik sich an kulturellen Werten der damaligen (anti)intellektuellen Stimmung in Deutschland ausgerichtet habe (und zur physikalischen Theorie sogar in Widerspruch stehe), doch betont er auch, daß dies „die Frage der sozialen Konstruktion von Realität nicht so direkt [berührt], wie man zunächst annehmen könnte. Sie sagt weder etwas über die praktische Tätigkeit der Physiker im Labor noch über deren Theorien als Darstellungen der Wirklichkeit. Sie ist vielmehr eine Meta-Meta-Aussage, eine Aussage über die Aussagen, die Physiker über ihre Wirklichkeitsdarstellungen machen.“ – Kausalität, Anschaulichkeit und Individualität oder Wie Wesen und Thesen, die der Quantenmechanik zugeschrieben, durch kulturelle Werte vorgeschrieben wurden, in: *Stein/Meja*, Wissenssoziologie, 1981, 393–406, hier: 404. Zur inhaltlichen Kritik an Formans Studie siehe *Bunge*, *A Critical Examination of the New Sociology of Science*, Part I, 540ff.

Zudem verabsolutiert Bloor hier das Kausalitätsprinzip, als sei es unverzichtbare Basis *jeder* wissenschaftlichen Aussage.²⁰¹ Die Alternative zur Verursachung wissenschaftlicher Thesen durch gesellschaftliche Interessen ist keineswegs, wie Bloor unterstellt, die Zuschreibung eines teleologischen Eigenlebens: eine alternative Deutung für ihre Entwicklung besteht auch in der Orientierung am wissenschaftlichen Wissenssystem selbst, was nicht mit Teleologie gleichzusetzen ist. Dies lenkt den Blick auf eine weitere nicht explizit begründete – und im untersuchten Einzelfall ebenfalls nicht überprüfte – Prämisse, die darin besteht, daß, wenn soziale Interessen potentiell vorliegen, Bloor schlicht davon ausgeht, daß diese auch das Handeln bestimmen und andere (zum Beispiel auch kognitive) Faktoren dagegen nicht zum Tragen kämen. Den Wissenschaftstheoretikern wirft Bloor vor, sie beendeten ihre Analyse der Gründe für eine Überzeugung vorzeitig, wenn sie sie auf rationale Erwägungen zurückführen könnten, ohne mögliche weitere Einflußfaktoren zu prüfen – einer analogen Verkürzung erliegt er selber, wenn er seine Analyse abbricht, nachdem er eine korrelative Verbindung zwischen der kognitiven Überzeugung und sozialen Interessen hat herstellen können.

Bloor verfällt hier, wie Twenhöfel in seiner Kritik an Bloor und Barnes' Interessenkonzept feststellte, einem „soziologischen Reduktionismus“.²⁰² Offensichtlich als Folge seines Bemühens, die Wissenssoziologie als eine „naturalistische“ und „materialistische“ Disziplin zu begründen, bezieht Bloor eine behavioristische Position, die nur Interessen als Handlungsgründe gelten läßt und ihnen eine quasi-automatische Wirkung zuschreibt, während er Orientierungen an (wissenschaftlichen) Normen und Werten, wie bereits erwähnt, dezisionistisch als Legitimation abtut. Damit reproduziert Bloor die einfache Logik der Ideologiekritik des vergangenen Jahrhunderts. Selbst wenn man ihm aber den erfolgreichen Nachweis der Funktionalität wissenschaftlicher Überzeugungen für gesellschaftliche Interessen zugestehen könnte, so ist damit noch keine *vollständige* Erklärung der ersteren erbracht, und der Nachweis der *Kausalität* steht, wie gezeigt, ebenfalls aus.

Wie wenig diese Position durchzuhalten ist, zeigt sich denn auch in dem Augenblick, in dem Bloor sich nicht zur Begründung des Wissens anderer Wissenschaftler äußert, sondern seine eigene Position gegen Kritik verteidigt. Während er für die von ihm untersuchten naturwissenschaftlichen Theorieansätze strikt auf deren Zurückführung auf gesamtgesellschaftliche oder gruppenspezifische Interessen besteht und deren „gute“, sprich „rationale Gründe“ als nachträgliche Legitimationen qualifiziert, unterläuft ihm in seiner Erwiderung auf Laudan der Satz: „*The fact remains that there are good reasons for a special emphasis on the social characteristics of science*“.²⁰³ Hier fehlt jegliches Anführungszeichen, jegliches selbstironische Augen-

201 Vgl. hierzu auch *Laudan, The Pseudo-Science of Science?*, 179ff.

202 *Twenhöfel, Wissenschaftliches Handeln*, 200ff.

203 *Bloor, The Strengths of the Strong Programme*, 199 (Hervorhebung W.M.).

zwinkern des Autors: Bloor beansprucht für sich, was er den anderen abspricht.²⁰⁴ Stimmt seine obige deterministische Analyse, dann sind auch seine „guten Gründe“ nur Rationalisierungen – oder aber belegt sein Beispiel nur die Unmöglichkeit einer Analyse, die auf die Berücksichtigung der sinnhaften Orientierung der Handelnden ganz glaubt verzichten und sie durch eine Sinnzuschreibung von außen, seitens des Wissenssoziologen, glaubt ersetzen zu können?²⁰⁵

Auch das „strong programme“ sieht sich – wie Mannheim – mit dem Vorwurf konfrontiert, eine relativistische Position zu vertreten, die an die Stelle der rational begründenden Suche nach „Wahrheit“ die auf „Macht“ beruhende Durchsetzung von Wissensansprüchen setze.²⁰⁶ Anders als Mannheim, der diesem Vorwurf in verschiedenen Anläufen zu begegnen und ihn zu widerlegen versuchte, nehmen die Vertreter des „strong programme“ diesen Vorwurf jedoch bewußt an und kehren seine Bewertung um; so mokiert Bloor sich über den Vorwurfscharakter dieser Feststellung, „as if it were a crime rather than a necessity“, und er betont, der von ihm vertretene „methodologische Relativismus“ – als Gegensatz zum Glauben an die Möglichkeit absoluten Wissens – sei doch lediglich die Konsequenz aus Poppers allgemein anerkannter Feststellung, daß eine direkte Erkenntnis der Realität nicht möglich und daher jedes Wissen nur vorläufig sei, abhängig von den jeweils verwendeten Methoden.²⁰⁷ Bloor zieht sich hier auf einen *methodologischen* Relativismus zurück, der seinen Ausdruck in dem Beharren auf der Symmetrie-Forderung der wissenssoziologischen Erklärung findet: relativistisch sei er insofern, als für ihn jedes Wissen – unabhängig von seiner Genese und seinem (sich erst später erweisenden) erkenntnistheoretischen Status als „rich-

204 Zwar wird in verschiedenen Texten der Soziologie wissenschaftlichen Wissens das Problem der Selbstreflexivität ausdrücklich diskutiert (vgl. Abschnitt 3.4.3; auch Bloor bekennt sich in seinem oben zitierten vierten Grundsatz ausdrücklich dazu), doch konnte ich in den von mir herangezogenen Arbeiten Bloors eine solche Selbstreflexion auf die sozialen Interessen, die seinen eigenen wissenschaftlichen Überzeugungen zugrundeliegen, nicht finden. (Diese Leerstelle versucht *Bunge* zum Schluß seiner Zurückweisung der „neuen Wissenschaftssoziologie“ mit einem eigenen, nicht eben freundlichen Interpretationsangebot aufzufüllen – *A Critical Examination of the New Sociology of Science*, Part 2, 72f.)

205 In der Unreflektiertheit dieses Selbstwiderspruches und der darin verborgenen Konsequenzen für seinen Ansatz stellt der Wissenschaftssoziologe Bloor selber eine vorzügliche Illustration der von Gilbert und Mulkay beobachteten Differenz in der (rationalen) Begründung eigener Theorieentscheidungen bzw. der Zuschreibung (nicht-rationaler) Motive bei konkurrierenden Forschern in der Chemie dar – Die Rechtfertigung wissenschaftlicher Überzeugungen, v.a. 217-222.

206 So z.B. *Bunge*, *A Critical Examination of the New Sociology of Science*, Part 2, 46ff.

207 *Bloor*, *Knowledge and Social Imagery*, 160, 168f. Auch bei *Barnes* zeigt sich die positive Bewertung der relativistischen Position, wenn er von einer „angemessenen relativistischen Analyse von Wissen und Kultur“ spricht – Über den konventionellen Charakter von Wissen und Erkenntnis, 175.

tig' oder 'falsch' – in derselben Weise der wissenssoziologischen Erklärung zugänglich sei.

Bloor entzieht sich mit dieser Argumentation allerdings der Frage nach dem *erkenntnistheoretischen* Relativismus seiner Position: die hierzu aufzuwerfende (und in seinem obigen Bezug auf Popper implizierte, aber nicht weiter verfolgte) wissenschaftstheoretische Frage nach der *Gültigkeit* seiner Aussagen ist für ihn ein Relikt des gerade erst überwundenen wissenschaftstheoretischen Denkschemas. Auf diese Argumentationsebene: die Thematisierung des Verhältnisses zwischen dem Wissen und der Realität, läßt er sich gar nicht ein. Zwar finden sich bei ihm immer wieder kurze Anmerkungen zu einer realistischen Anbindung der Wissenssoziologie²⁰⁸, verweist er andererseits auf die unendliche Komplexität der Realität, die „daher stets endlos viele Möglichkeiten der Reklassifizierung“ beinhalte,²⁰⁹ doch nimmt er eine systematische Erörterung der mit solchen Vorstellungen verbundenen Geltungsfragen nicht auf. Seine Argumentation bewegt sich nicht zwischen den (wissenschaftstheoretischen) Polen von „Realismus“ und „Konstruktivismus“, sondern zwischen einer wissenschaftstheoretischen und einer wissenssoziologischen Perspektive. Sein Ziel ist es, die in der Wissenschaftstheorie vorgenommene Rechtfertigung des erkenntnistheoretischen Sonderstatus des rationalen wissenschaftlichen Wissens – und so zugleich die damit einhergehende Beschränkung des Anwendungsbereiches der wissenssoziologischen Analyse auf nicht-rational begründetes Wissen – aufzubrechen und den konstitutiv sozialen Charakter jedes Wissens nachzuweisen. Da er offensichtlich keine Möglichkeit einer Verbindung dieser beiden Perspektiven sieht, bringt er sie in einen Gegensatz, der jedoch den Blick dafür verstellt, daß sie nicht dieselben Fragen beantworten, insofern auch nicht notwendig im Widerspruch zueinander stehen. So wie die analytische Wissenschaftstheorie mit der Phasierung des Erkenntnisprozesses (in Entdeckungs-, Begründungs- und Verwertungszusammenhang) die Auseinandersetzung mit nicht-kognitiven Einflußfaktoren auf die Erkenntnis ausblendete, so schließt Bloor mit seiner Beschränkung auf die Bestimmung des sozialen Charakters von Erkenntnis die weitere Reflexion über die Beziehung des so gewonnenen Wissens zur – von ihm durchaus als unabhängig gedachten – Realität aus.

Die hier von mir als Unterlassung kritisierte Ausgrenzung der Geltungsfrage wird von Vertretern der „Soziologie wissenschaftlichen Wissens“ allerdings anders bewertet: sie sehen sich dieser Fragestellung gar nicht verpflichtet, sie beanspruchen den Vorteil der wissenschaftlichen Arbeitsteilung,

208 Bloor, *Knowledge and Social Imagery*, 160; Bloor, *Klassifikation und Wissenssoziologie*, 40; auch sein Insistieren auf dem naturalistischen und materialistischen Charakter der Wissenssoziologie spricht für diese realistische Komponente in seiner Erkenntnistheorie: „The sociologist of knowledge is committed to some picture of what is *really* happening.“ – Bloor, *Afterword*, 177 (Hervorhebung W.M.).

209 Bloor, *Klassifikation und Wissenssoziologie*, 29, 31f.

die diese Frage der Philosophie zuspricht, und verweisen im übrigen auf die Unmöglichkeit, über die Angemessenheit einer Aussage über die Realität entscheiden zu können. Wie die Erfahrung der wissenschaftstheoretischen Diskussion zeige, führe diese Fragestellung nur in eine Sackgasse, in die der Soziologe sich nicht verlocken lassen dürfe: „To ask questions of the sort which philosophers address to themselves is usually to paralyse the mind“.²¹⁰ Drehte sich die wissenschaftstheoretische Frage um die Möglichkeit, der Realität nahezukommen und störende externe Einflüsse auf den Erkenntnisprozeß auszuschließen oder zumindest zu kontrollieren, so findet die neue Position ihren Fixpunkt in einer bewußt konstruktivistischen Perspektive,²¹¹ die im Bewußtsein eines Paradigmenwechsels die ‚alten‘ Probleme hinter sich läßt und in einem neuen Bezugsrahmen neuen Fragestellungen nachgeht: „What critics of the CT [constructivist thesis] have failed to grasp is the radical nature of this programme. Advocates of the CT simply refuse to play according to the rules and guidelines established by traditional philosophy.“²¹²

Wissenschaftliche Erkenntnis als Ergebnis kontextbezogenen Handelns von Wissenschaftlern: ethnographische Studien in naturwissenschaftlichen Forschungslaboratorien

Auch für Karin Knorr-Cetina, die profilierteste Vertreterin der „neuen Wissenschaftssoziologie“ in der Bundesrepublik Deutschland, ist die mit der „methodologischen Neuorientierung“ verbundene inhaltliche Problemverschiebung eine offensichtlich unausweichliche Gegebenheit: da „die Frage der Korrespondenz zwischen Wirklichkeit und wissenschaftlichen Resultaten empirisch nicht beantwortbar ist“, wendet sie sich der Ausarbeitung dieser anderen Perspektive zu, ohne sich mit der Frage nach dem Status dieser Re-

210 Bloor, Knowledge and Social Imagery, 1976, 45 (zitiert nach Laudan, The Pseudo-Science of Science?, 173). Auch Bruno Latour, von Haus aus selber Erkenntnistheoretiker, stellt nach seiner Wende zum Wissenschaftsethnographen fest: „Answering philosophical questions is not their [the sociologists' of science] job.“ – zitiert nach Paul Tibbetts, The Sociology of Scientific Knowledge: The Constructivist Thesis and Relativism, in: Philosophy of the Social Sciences, 16, 1986, 39-57, hier: 54. Diese Ablehnung der Fragestellung als „philosophisch“ findet sich auch bei Stephan Fuchs, Relativism and Reflexivity in the Sociology of Scientific Knowledge, in: George Ritzer (Hrsg.), Metatheorizing, Newbury Park u.a.: Sage, 1992, 151-167, hier: 158, 160.

211 „Constructivism' [...] is the order of the day in the sociology of science“ – Pinch, The Role of Scientific Communities in the Development of Science, 221.

212 Tibbetts, The Sociology of Scientific Knowledge, 53.

sultate in bezug auf die Realität zentral auseinanderzusetzen.²¹³ Wissenschaftliche Erkenntnis wird nicht als das Ergebnis einer Forschung betrachtet, die – in Orientierung an einem wissenschaftstheoretisch begründeten Regelwerk – Strukturen der Realität wiedergibt, sondern sie erscheint als das Produkt eines von kontextuell bedingten Zufälligkeiten bestimmten Arbeitsprozesses; über ihren Geltungsanspruch wird nicht in der prüfenden Konfrontation mit der Realität entschieden, er wird vielmehr in Verhandlungen zwischen verschiedenen an diesem Prozeß beteiligten Personen und Institutionen festgelegt. Der hier vollzogene Perspektivenwechsel wird damit deutlich: zunächst und vorrangig geht es nicht um die Klärung der Beziehung zwischen Wissen und Realität, sondern um den Prozeß der „Produktion und Reproduktion von Wissen“ im Wissenschaftsbetrieb.²¹⁴

Während die traditionelle Wissenschaftsforschung den sozialen Einfluß auf die Erkenntnis als eine „Kontamination“ des Wissenschaftlichen durch das Soziale“ betrachtete, die es methodisch zu beheben gelte, wird als Ziel der „neueren Wissenschaftssoziologie“ festgelegt zu zeigen, wie die scheinbar unabhängig gegebenen Gegenstände der wissenschaftlichen Forschung im Wissenschaftsbetrieb überhaupt erst konstruiert werden.²¹⁵ Und während sich die Edinburgher Soziologen – in der Mannheimschen Tradition – vor allem mit der Beziehung des wissenschaftlichen Wissens zu gesamtgesellschaftlichen Vorstellungen und Interessen beschäftigen, wendet sie sich ganz gezielt den im alltäglichen Ablauf der Forschungsarbeit innerhalb der naturwissenschaftlichen Laboratorien zu beobachtenden sozialen Prozessen zu. Nicht der Einfluß gesamtgesellschaftlicher Ideen auf das wissenschaftliche Wissen, sondern dessen Genese im konkreten Handlungsprozeß der Wissenschaftler wird zum Gegenstand der Studien.

Knorr-Cetinas Rekonstruktion der „Genealogie“ wissenschaftlichen Wissens beruht vor allem auf einer einjährigen teilnehmenden Beobachtung in einem großen staatlich finanzierten Forschungszentrum in den USA, wobei es in der von ihr untersuchten Abteilung um die Erforschung pflanzlicher Proteine ging, an der vorwiegend Chemiker beteiligt waren.²¹⁶ Im For-

213 Karin Knorr-Cetina, Die Fabrikation von Erkenntnis. Zur Anthropologie der Naturwissenschaft, Frankfurt: Suhrkamp 1984 (1981), 48, 22; graphisch sinnfällig wird diese Nicht-Thematisierung in Abbildung 1.1, a.a.O., S. 20.

214 Karin D. Knorr, Zur Produktion und Reproduktion von Wissen: ein deskriptiver oder ein konstruktiver Vorgang? Überlegungen zu einem Modell wissenschaftlicher Ergebniserzeugung (1977), in: Bonß/Hartmann, Entzauberte Wissenschaft, 1985, 151-178; Karin D. Knorr, Die Fabrikation von Wissen. Versuch zu einem gesellschaftlich relativierten Wissensbegriff, in: Stehr/Meja, Wissenssoziologie, 1981, 226-245.

215 Karin Knorr-Cetina (Unter Mitwirkung von K. Amann, S. Hirschauer, K.-H. Schmidt), Das naturwissenschaftliche Labor als Ort der „Verdichtung“ von Gesellschaft, in: Zeitschrift für Soziologie, 17, 1988, 85-101, hier: 85f; Knorr-Cetina, Die Fabrikation von Erkenntnis, 21f, 48ff. Ebenso Bloor, Afterword, 163ff.

216 Knorr-Cetina, Die Fabrikation von Erkenntnis, 55ff; Knorr, Zur Produktion und Reproduktion von Wissen, 151. Über neuere, noch laufende Studien in anderen wissenschaftli-

schungslabor – betont Knorr-Cetina – habe sie nicht „Natur“ vorgefunden, die die Forscher zu entschlüsseln versuchten, sondern nur „hochgradig vorstrukturierte“, „artifizielle“ Substanzen, mit denen die Arbeit betrieben und von deren Verfügbarkeit ihr weiterer Verlauf bestimmt werde. Das Handeln der Forscher sei nicht durch eine abstrakte „Suche nach der Wahrheit“ bestimmt gewesen, bei der man sich an bereits bewährten Theorien orientiert und diese einem möglichst strengen Test unterzogen hätte, sondern es sei am ehesten als ein Streben nach Erfolg zu beschreiben, der sich daran bemißt, daß man „eine Sache zum Laufen gebracht“ habe, daß etwas „funktioniert“.²¹⁷ Über die Akzeptanz der Ergebnisse anderer Forscher werde nicht in Prozessen der Kontrolle und Replikation entschieden (die zudem ihre eigenen Probleme aufwürfen) – „die Entscheidung richtet sich vielmehr danach, ob ein Ergebnis in den Rahmen einer laufenden Untersuchung paßt und ob es funktioniert, wenn es bei Messungen eingesetzt wird“.²¹⁸ Ganz ähnlich wie von Bloor werden Bezugnahmen auf die gängige wissenschaftstheoretische Begrifflichkeit und ihr Regelsystem im Forschungsbericht als eine nachträgliche Zutat begriffen, nützlich für die Präsentation der Ergebnisse nach außen, aber ohne jede Bedeutung für das praktische Forschungshandeln selbst.²¹⁹ Am ehesten werde der Forschungspraxis eine Beschreibung in ökonomischen Kategorien gerecht: das „wissenschaftliche Feld“ sei der „Ort des Konkurrenzkampfes um das Monopol wissenschaftlicher Glaubwürdigkeit“, wobei sich die „Glaubwürdigkeit“ an der erfolgreichen Durchsetzung wissenschaftlicher Positionen bemesse und alles weitere Streben der Wissenschaftler darauf gerichtet sei, dieses „symbolische Kapital“ zu erhalten und zu vermehren.²²⁰

chen Kontexten informiert Knorr-Cetina, Das naturwissenschaftliche Labor als Ort der „Verdichtung“ von Gesellschaft.

Eine ähnliche Studie war zuvor bereits von Bruno Latour und Steve Woolgar durchgeführt worden: *Laboratory Life. The Construction of Scientific Facts*, Princeton: University Press, 1986 (1979). Für einen Vergleich der Ergebnisse der beiden Studien siehe Tibbetts, *The Sociology of Scientific Knowledge*, 40ff.

217 Knorr-Cetina, Die Fabrikation von Erkenntnis, 24; Knorr, Die Fabrikation von Wissen, 228f.

218 Knorr, Zur Produktion und Reproduktion von Wissen, 175.

219 Knorr, Zur Produktion und Reproduktion von Wissen, 175; Knorr, Die Fabrikation von Wissen, 229; Karin Knorr-Cetina, Zur Doppelproduktion sozialer Realität: Der konstruktivistische Ansatz und seine Konsequenzen, in: Österreichische Zeitschrift für Soziologie, 15, 1990, 6-20, hier: 15ff. Auch Latour und Woolgar schätzen dies so ein: *Laboratory Life*, 28.

220 Knorr, Zur Produktion und Reproduktion von Wissen, 152ff. (Sie bezieht sich hier auf Pierre Bourdieu.) Als Vorteil dieses Modells führt Knorr-Cetina u.a. an, seine zentrale Variable „Erfolg“ sei – in Form von Veröffentlichungen und Zitationen – wesentlich besser zu operationalisieren als das Konzept der „Wahrheit“ – a.a.O. 152. (Im Gesamtkontext der eher ethnomethodologisch orientierten Argumentation von Knorr-Cetina wirkt ein solch technizistisches Argument ein wenig fremd, doch kommt ihm auch keine tragende Bedeutung zu.)

Aktuell geleitet sei das Handeln der Wissenschaftler durch die Orientierung an früheren Erfolgen und die Erwartung zukünftiger Erfolge und Akzeptanz durch relevante andere; bestimmt werde es durch die konkret zur Verfügung stehenden Ressourcen an Finanzmitteln, Personal, Materialien, Energie, technischen Geräten etc., wobei der Wissenschaftler ständig gezwungen sei, Entscheidungen zu treffen, die von den abstrakten methodologischen Regeln gar nicht gedeckt werden könnten, tatsächlich aber einen bestimmenden Einfluß auf das mögliche Ergebnis ausübten: es bestehe eine „kontextuelle Kontingenz“.²²¹ Statt eines systematischen Testens theoretisch abgeleiteter Hypothesen identifiziert Knorr-Cetina daher den Verhaltenstypus des „konstruktiven Tüftlers“, der unter Verwendung der zur Verfügung stehenden Mittel versucht, zu praktikablen Ergebnissen zu kommen.²²² Welche Bedeutung aber in diesen Versuchen bestimmten Beobachtungen und Instrumentenanzeigen zukommt, sei keineswegs eindeutig, sondern bedürfe der Interpretation; diese nehme der einzelne Wissenschaftler zumeist nicht in Einsamkeit für sich vor, sondern sie erfolge in einem Verständigungsprozeß mit anderen, durch den die „unklaren Spuren diverser Laborinstrumente erkennbar und identifizierbar gemacht [werden], sie werden interpretiert und – mit Hilfe gleichbleibender Gesprächsroutinen – in lesbare ‚Daten‘ transformiert“. Gespräche seien daher „Erzeugungsinstrumente wissenschaftlicher Objekte in dem Sinn, daß sie [...] die unklaren Spuren experimenteller Verfahren in bestimmter Weise interpretieren“.²²³

Knorr-Cetinas Beobachtungen verweisen damit auf die soziale Basis des Forschungshandelns, die sich zudem nicht in der formalen sozialen Hierarchie und der Einbettung in den Arbeitszusammenhang der Forschungsorganisation erschöpft: neben die oben dargelegte kontextbezogene Abhängigkeit der Wissensproduktion trete in doppelter Weise eine Außenbeziehung. Zum einen stieß Knorr-Cetina bei ihren Beobachtungen „auf als transwissenschaftlich zu bezeichnende Interaktionsfelder“, in denen Vertreter des wissenschaftlichen Systems mit Auftraggebern, Förderern oder Vertretern gesellschaftlicher Institutionen zusammentreffen und über die ein Einfluß auf das zukünftige Forschungshandeln ausgeübt werde.²²⁴ Nicht zuletzt aber werde Forschung im Hinblick auf die erwartbare Rezeption und Kritik durch Fachkollegen – die zugleich „kompetente Beurteiler“ wie auch „gefährliche Konkurrenten“ seien²²⁵ – geplant und durchgeführt. So werden Projekte mit Blick auf ähnliche Vorhaben konkurrierender Forschergruppen (und die Einschät-

221 Knorr, *Die Fabrikation von Wissen*, 234, 229ff.

222 Knorr, *Zur Produktion und Reproduktion von Wissen*, 154ff, 161ff; Knorr-Cetina, *Die Fabrikation von Erkenntnis*, 64ff.

223 Knorr-Cetina, *Das naturwissenschaftliche Labor als Ort der „Verdichtung“ von Gesellschaft*, 94, 96; Knorr, *Die Fabrikation von Wissen*, 238f.

224 Knorr, *Die Fabrikation von Wissen*, 239ff; Knorr-Cetina, *Die Fabrikation von Erkenntnis*, 126ff.

225 Knorr, *Die Fabrikation von Wissen*, 232.

zung von deren Erfolgchancen) konzipiert, ihr potentieller Nutzen wird gegen mögliche Risiken, mögliche Allianzen werden gegen mögliche Angriffe abgewogen, und die Forschungsberichte werden mit Blick auf ihre Veröffentlichungschancen in bestimmten Zeitschriften und die Akzeptanz der verwendeten Methoden und der gewonnenen Ergebnisse durch die „scientific community“ verfaßt.²²⁶ Als besonders erfolgversprechend habe sich die Strategie der „affirmativen Negation“ erwiesen, in der der Autor sich negativ vom vorhandenen Schrifttum absetze und so eigenes Profil gewinne, das ihn von anderen abhebe und den Wert seines „symbolischen Kapitals“ erhöhe.²²⁷

Viele der hier vorgetragenen Einzelbeobachtungen werden von anderen Wissenschaftsforschern außerhalb des engeren Kreises der ethnographischen Laborforscher bestätigt. So ist der handwerkliche Charakter der wissenschaftlichen Forschung bereits früher von J.R.Ravetz herausgearbeitet worden.²²⁸ Für ihn sind „Daten“ (über die bekannte Formel von ihrer „Theoriegeladenheit“ hinaus) nicht die unproblematische Grundlage generalisierender Aussagen, sondern sie müssen im Forschungsprozeß erst als Daten erkannt und interpretiert werden, sie sind also Produkte und nicht Voraussetzung der Forschung. Dies setze in den experimentellen Wissenschaften (und Analoges gelte für beschreibende und theoretische Disziplinen) eine persönliche Vertrautheit des Forschers mit den Meßinstrumenten voraus, deren Anzeigen zu interpretieren man in praktischem Umgang mit ihnen gelernt haben müsse, die also keineswegs eindeutig seien. Wie Knorr-Cetina betont er die Notwendigkeit des Forschers, Entscheidungen darüber zu treffen, ob eine bestimmte Meßgröße relevant oder irrelevant sei, ob es sich um einen Meßfehler des Instrumentes handeln kann oder ob Störfaktoren eine Rolle spielen.²²⁹ Nicht nur hätten die zu verwendenden „Werkzeuge“ ihre eigenen Begrenzungen und ihre eigene Dynamik, die den Zugang des Forschers zur Realität beeinflussen können, mit ihnen seien immer auch spezifische „Fallgruben“ verbunden – Fehlermöglichkeiten also, die unmöglich vollständig dokumentiert oder anders vermittelt werden können, die vielmehr eine per-

226 Knorr-Cetina, Die Fabrikation von Erkenntnis, 175ff.

Zu denselben Ergebnissen kommen – auf anderer empirischer Basis – auch G. Nigel Gilbert (The Transformation of Research Findings into Scientific Knowledge, in: Social Studies of Science, 6, 1976, 281-306, hier: 288ff) und Carol A. B. Warren (Data Presentation and the Audience. Responses, Ethics, and Effects, in: Urban Life, 9, 1980, 282-308, hier: 295ff).

227 Knorr, Zur Produktion und Reproduktion von Wissen, 164ff, 167ff; Knorr, Die Fabrikation von Wissen, 232.

228 J.R.Ravetz, Die Krise der Wissenschaft. Probleme der industrialisierten Forschung, Neuwied/Berlin: Luchterhand 1973 (1971), v.a. Teil II, 88ff.

229 Der hier thematisierte Lernprozeß wird sehr anschaulich in dem Protokoll der während der Abfassung einer Diplomarbeit im Fach Chemie geführten Betreuungsgespräche in der Arbeit von Jürgen Kläver dokumentiert – Die Konstruktion der sozialen Realität Wissenschaft: Alltag und System, Braunschweig/Wiesbaden: Vieweg 1988, 155ff (dieses Kapitel wurde gemeinsam mit Jörn Schmidt verfaßt).

sönliche Erfahrung im Umgang mit ihnen erfordern. Zugespißt werde dieses Problem dadurch, daß in der Ausbildung wie auch in der Wissenschaftstheorie diese handwerkliche Dimension vernachlässigt werde. Der eigentliche Fortschritt der Forschung hänge von Kenntnissen ab, die auf persönlicher Erfahrung beruhen und nur durch persönlichen Kontakt weitergegeben werden. Erst auf dem Hintergrund der in dieser praktischen Erfahrung gewonnenen Kompetenz entstünden im Prozeß der Interpretation der Meßanzeigen Daten „als Berührungspunkt mit der Außenwelt“ – Daten seien also nicht Teil der Außenwelt, die wie herumliegende Objekte „gesammelt“ werden können, sondern schon die Daten selbst seien Aussagen des Forschers über diese Welt. Da die auf solchen Daten aufbauenden theoretischen Aussagen folglich auf „höchst unsicheren und komplizierten Grundlagen“ beruhen, können sie für Ravetz „keine absoluten Wahrheiten oder unbestreitbare Fakten“ darstellen.²³⁰ Ob nun ein berichtetes Ergebnis ein „echtes Faktum“ ist oder nicht, sei an Merkmalen des Forschungsberichtes selbst nicht zu erkennen – hierüber werde vielmehr in einem mehrstufigen Prüfungsprozeß durch die Fachkollegen (in Begutachtung, Veröffentlichung, Zitation, Aufnahme in Lehrbücher) entschieden.²³¹

Während Ravetz' Interesse vorrangig den forschungspolitischen Aspekten einer sich industrialisierenden Wissenschaft gilt (und dies mag seine mangelnde Attraktivität als Bezugsperson für die spätere Soziologie wissenschaftlichen Wissens erklären, in der auf ihn nicht Bezug genommen wird), ziehen die Vertreter der letzteren wissenschaftstheoretische Konsequenzen aus diesen Einsichten in den Wissenschaftsprozeß. Wesentlich schärfer noch als die Edinburgher Soziologen, die diesen Punkt nicht so stark herausarbeiten – und nach Knorr-Cetinas Meinung mit ihrem „Interessenmodell“ der alten Gegenüberstellung von Wissen und Sozialem noch verhaftet geblieben seien²³² –, bekennt Knorr-Cetina sich zu einer konstruktivistischen Betrachtung des Prozesses der wissenschaftlichen Wissensgewinnung. Wissenschaft sei kein „deskriptiver Vorgang“, in dem Korrespondenz zwischen Beschreibung und Beschriebenem hergestellt werde, sondern ein „konstruktiver Vorgang“, in dem Realität „erschaffen“ werde. An die Stelle des an der Natur orientierten „deskriptiven Wissensbegriffs“ setzt sie folglich einen „gesellschaftlich relativierten, konstruktiven Wissensbegriff“,²³³ und sie folgert: „so wird die Behauptung, daß wir ‚die Wirklichkeit‘ erfaßt haben (wie unvollständig auch immer), bedeutungslos und nichtssagend“ – wissenschaftliche

230 Ravetz, Die Krise der Wissenschaft, 88f; s.a. 95f.

231 Ravetz, Die Krise der Wissenschaft, 231ff. Am Begriff des „echten Faktums“ zeigt sich die Differenz zu Knorr-Cetinas Position, die diesen realistischen Anklang ablehnt.

232 Knorr-Cetina, Das naturwissenschaftliche Labor als Ort der „Verdichtung“ von Gesellschaft, 86. Bloor selbst weist – für seine eigene Position nicht ohne Berechtigung – diese Einschätzung zurück (Afterword, 163f), doch ist richtig, daß er dem Konstruktionsprozeß bei weitem nicht so nahe ist wie der mikrosoziologische Ansatz der Laborstudien.

233 Knorr, Die Fabrikation von Wissen, 227f.

Realität wird für sie zu einer „beliebigen Konstruktion [...], weil sie die unterschiedlichen Ordnungsversuche widerspiegelt, welche Wissenschaftler der Natur auferlegen“.²³⁴

Der bereits im Zusammenhang mit dem „strong programme“ konstatierte Perspektivenwechsel und die damit verbundene Neubestimmung der Forschungsfragestellung wird hier noch einmal zugespitzt. Hatte Bloor sich noch mit ‚herkömmlichen‘ wissenschaftstheoretischen Problemen seiner Vorgehensweise auseinandergesetzt, so wendet Knorr-Cetina sich ganz dem „Wie“ der Produktion wissenschaftlichen Wissens zu und verfolgt Fragen nach der Beziehung dieses Wissens zu seinem Gegenstand allenfalls am Rande beziehungsweise in der Negation: dies sind auch für sie überholte Probleme einer falschen Fragestellung.²³⁵ Nun ist die Frage nach dem prozeßhaften Charakter von Erkenntnis zweifellos eine mögliche und sinnvolle Perspektive, und Knorr-Cetina ist völlig zuzustimmen, wenn sie als Grundlage ihres „empirischen Konstruktivismus“ konstatiert: „(Soziale) Realität hat keinen ‚Kern‘, keine ‚Essenz‘, die man unabhängig von den sie konstituierenden Mechanismen identifizieren könnte“.²³⁶ Legt man die Betonung (wie wohl von ihr beabsichtigt) auf den zweiten Teil dieses Satzes, so bringt sie damit aber nur eine allgemein anerkannte Position zum Ausdruck, die sie keineswegs von der weiteren Überlegung dispensiert, in welcher Weise denn diese „Mechanismen“ bestimmte Einsichten ermöglichen, andere verschließen, während andere „Mechanismen“ andere Perspektiven eröffnen. In der Begründung ihrer eigenen methodischen Vorgehensweise nimmt Knorr-Cetina zwar selber einen solchen Vergleich verschiedener Methodologien vor, doch erliegt sie dem bereits bei Cicourel kritisierten Reflexionsstop: nach der Kritik an „der anderen“ Vorgehenslogik wird die Perspektivität der eigenen Methodologie (und damit die ihr immanente Begrenztheit) nicht diskutiert, die gewählte Methodik wird vielmehr als „sensitiv“ und gegenstandsangemessen in einen grundsätzlichen Gegensatz zur „frigiden“ Methodologie einer objektivistischen Sozialforschung gesetzt.²³⁷ Eine Begründung dafür, daß es genüge, bei der Analyse des „Wie“ stehenzubleiben, wird nicht für erforderlich gehalten – der vage Hinweis, daß die Antwort auf das „Wie“ „häufig auch“ die Ant-

234 Knorr, Zur Produktion und Reproduktion von Wissen, 157; Knorr-Cetina, Die Fabrikation von Erkenntnis, 22.

Zu demselben Ergebnis kommen auch Latour und Woolgar, wenn sie schreiben: „reality was the consequence of the settlement of a dispute rather than its cause“ – Laboratory Life, 236.

235 Knorr-Cetina, Die Fabrikation von Erkenntnis, 48ff; Karin Knorr-Cetina, Spielarten des Konstruktivismus. Einige Notizen und Anmerkungen, in: Soziale Welt, 40, 1989, 86-96, hier: 92.

236 Knorr-Cetina, Spielarten des Konstruktivismus, 92.

237 Knorr-Cetina, Die Fabrikation von Erkenntnis, 43ff.

Zur allgemeinen methodologischen Begründung dieser Vorgehensweise siehe auch Knorr-Cetina, Spielarten des Konstruktivismus, 94f; Latour/Woolgar, Laboratory Life, 273ff, 277ff; Pinch, The Role of Scientific Communities in the Development of Science, 222f.

wort auf das „Was“ und das „Warum“ beinhalte, zeigt zwar an, daß das Gefühl für eine Leerstelle besteht, doch wird sie nicht aufgefüllt.²³⁸

Betrachtet man die vorgelegten Ergebnisse, so drängt sich der Eindruck auf, als würden in den empirischen Laborstudien wie unter einem Mikroskop Charakteristika des Forschungsprozesses erkennbar, die sich der eher normativen Betrachtung der Wissenschaftstheorie bisher entzogen – und in ihrer Aufdeckung liegt die große und hier nicht in Frage zu stellende Leistung dieser Studien. Zugleich aber scheint es so, als habe die Faszination durch die dadurch zutage geförderten – zur herrschenden Wissenschaftslehre im Widerspruch stehenden – neuen Einsichten den Blick dafür verstellt, daß das Mikroskop nur einen begrenzten Ausschnitt des Gesamtunternehmens „wissenschaftliches Arbeiten“ erschließt, daß insbesondere der Rahmen, in den das konkrete Handeln des einzelnen Wissenschaftlers eingebettet ist, sich diesem Instrument entzieht. Es ist richtig, wie Knorr-Cetina ausführt, daß die ethnographischen Verfahren einen Zugang zu den Sinnzuschreibungen der Handelnden eröffnen und es damit ermöglichen, der Außenperspektive der Wissenschaftstheoretiker über das Geschehen im Forschungslabor die Binnenperspektive der Forschungspraktiker gegenüberzustellen – ein bekanntes Problem teilnehmender Beobachtung ist aber auch, daß dieses Verfahren Gefahr läuft, sowohl die unthematisierten Selbstverständlichkeiten eines Forschungsfeldes zu übersehen als auch dessen strukturelle Einbettung nicht zu erschließen – der teilnehmende Beobachter muß besondere Maßnahmen ergreifen, um diese Hintergrundstrukturen aufzudecken.

Daß und wie Knorr-Cetina dagegen den strukturellen Rahmen situationsbezogenen Handelns gerade ausblendet, zeigt sich exemplarisch in ihrer Begründung einer mikrosoziologischen Perspektive. Ihre These, daß eine strukturbezogene Analyse nur vordergründige Aspekte erfasse, dem tatsächlichen sozialen Geschehen aber nicht gerecht werde, versucht sie an einem historischen Beispiel zu belegen: für die Schlacht von Borodino (in Napoleons Rußlandfeldzug) sei dokumentiert, daß die von Napoleon ausgehenden Befehle gar nicht oder falsch bei den Soldaten ankamen und gar nicht oder anders befolgt wurden, weil sie der jeweiligen Handlungssituation nicht hätten gerecht werden können.²³⁹ Diese Beobachtung, daß es unterhalb der offiziellen Ebene der organisationalen Hierarchie und Handlungsplanung (auf der eine normativ fixierte Sozialforschung und Wissenschaftstheorie ansetzen) eine Ebene der konkreten Handlungen gebe, auf der in Wirklichkeit über

238 So ist es nicht mehr als eine Leerformel, wenn Knorr-Cetina „anstelle des Objektivitätsprinzips des traditionellen Wissenschaftsverständnisses [...] ein Analysierbarkeitsprinzip“ setzt (Spielarten des Konstruktivismus, 95): Analysierbarkeit ist (banale) Voraussetzung für die Möglichkeit jeder wissenschaftlichen Erkenntnis, Objektivität dagegen ist ein (kontrafaktisch anzustrebendes) Ziel, liegt mithin auf einer anderen methodologischen Ebene. Vgl. auch Abschnitt III/2.2.

239 Knorr-Cetina, Zur Doppelproduktion sozialer Realität, 17f. Sie stützt sich hier auf eine Darstellung Leo N. Tolstoj's.

Erfolg und Mißerfolg entschieden werde, sei aber eine Erfahrung, die man in allen Organisationen der modernen Gesellschaft (unter anderem eben auch im Wissenschaftssystem) gemacht habe. Knorr-Cetina schließt aus diesem Beispiel, „daß Macht nicht die Ursache historischer Ereignisse sein kann“, und sie folgert, daß man „statt dessen die infinitesimal kleinen Transaktionen untersuchen [müsse], deren Verkettung die Ereignisse konstituieren“.²⁴⁰

Das hier von Knorr-Cetina als Stütze ihrer Begründung einer ausschließlich (!) mikrosoziologisch-konstruktivistisch verfahrenen Soziologie vorgetragene Beispiel illustriert gegen ihre Absicht die Selbstbegrenzung dieser Position, die die Einbettung ihres Analyse-Ausschnittes in seinen strukturellen Zusammenhang nicht berücksichtigt. Betrachtet man allein den Ablauf der Schlacht, so mag die Gesamtheit der vielen kleinen Entscheidungen ‚vor Ort‘ ausschlaggebend für ihren Ausgang gewesen sein. Aber die Frage ist nicht zu umgehen: Gab es vor der Schlacht keine Lagebesprechung, in der die Strategie in ihren Grundzügen festgelegt wurde, an der die Offiziere sich später orientieren konnten? Allgemein gefragt: Ist das Handeln in der Situation völlig unabhängig von der kontextuellen Einbettung dieser Situation? Vor allem aber: Die Folgerung, „daß Macht nicht die Ursache historischer Ereignisse sein kann“, ist durch diese Beobachtung in keiner Weise gedeckt und geht weit über das vorliegende Material hinaus: Wäre es ohne „Macht“ zu dieser Schlacht, zu diesem Feldzug gekommen? Und wie sieht es mit der Übertragung dieses Argumentes auf spätere Schlachten aus, in denen man über eine überlegene Informationstechnologie verfügte (man denke etwa an Hitlers Befehl an General Paulus, sich auf keinen Fall aus Stalingrad zurückzuziehen)? Wie ist – um der von Knorr-Cetina gezogenen Parallele zu Organisationsprozessen in der Wirtschaft zu folgen – die Entscheidung über Betriebsstillegungen im Licht dieser Annahme zu beurteilen? Es kann kaum ernsthaft die These vertreten werden, diese Ereignisse ließen sich allein aus den Entscheidungen der Handelnden am unteren Ende der Hierarchie (Offiziere, Soldaten, Abteilungsleiter und Sachbearbeiter) erklären. Wenn es auch zutrifft, daß Normen und Werte, Handlungs- und Organisationspläne nicht das tatsächliche Handeln determinieren, so rechtfertigt diese Feststellung nicht die Behauptung, sie seien irrelevant und auf sie sich beziehende theoretische Deutungen müßten notwendig scheitern. Hier wird deutlich, daß die Auswechslung von Perspektiven zwar neue Einsichten bringt, diese aber ihrerseits nicht ‚das ganze Bild‘ darstellen, mithin weder die ‚alten‘ Probleme lösen noch sie als überholt beiseite schieben können.

240 Knorr-Cetina, Zur Doppelproduktion sozialer Realität, 8ff, 17, 18.

Mit dem letzteren Satz referiert sie eine in der interpretativen Soziologie vertraute Argumentation: vgl. z.B. Herbert Blumer, Der methodologische Standort des Symbolischen Interaktionismus (1969), in: Arbeitsgruppe Bielefelder Soziologen (Hrsg.), Alltagswissen, Interaktion und gesellschaftliche Wirklichkeit, Band 1: Symbolischer Interaktionismus und Ethnomethodologie, Reinbek: Rowohlt 1973, 80-146, hier: 140ff.

Das Verdienst dieser Laborstudien ist es, die naive Vorstellung von Forschung als einem algorithmischen Prozeß, in dem aus Theorien abgeleitete Hypothesen mit wissenschaftstheoretisch wohlfundierten Methoden systematisch überprüft werden, anhand empirischer Beobachtungen (und nicht ‚nur‘ wissenschaftstheoretischer Einwände) widerlegt zu haben.²⁴¹ Es hieße aber, in den spiegelbildlichen Fehler zu verfallen, wenn Theorieleitung und Methodenbegründung nun gänzlich gelehnt und Forschung im wesentlichen als ein Prozeß des improvisierenden ‚muddling through‘ dargestellt würden. Wie bereits bei Bloor, so wird die Begrenztheit dieser Position deutlich, sobald es um die Begründung der eigenen Vorgehensweise geht: hier weiß Knorr-Cetina gute inhaltliche Gründe für die ethnographische Methodik anzuführen.²⁴²

In welcher Weise das wissenschaftliche Handeln auf die von ihr als soziologischer Beobachterin analysierbaren sozialen Prozesse verkürzt wird, wird auch deutlich, wenn man ein von ihr angeführtes Gütekriterium ihrer Feldforschung genauer betrachtet. Als Ziel konstruktivistischer Analyse bestimmt sie, den Leser in die Lage zu versetzen, in diesem für ihn fremden Handlungsfeld kompetent handeln zu können: er solle „nach solchen [vom Soziologen beschriebenen] Choreographien tanzen“ können, das heißt: „Konstruktivistische Analysen [...] eröffnen ein Territorium [...], in dem wir uns aufgrund der Analyse bewegen können sollten. Der epistemische Profit einer konstruktivistischen Analyse sollte sein, ein Terrain so zu erschließen, daß die geordnete Bewegung in diesem Terrain möglich wird.“²⁴³

Mit diesem Anspruch legt sie aber implizit den Mangel ihrer eigenen Analyse offen: aufgrund der von ihr vorgelegten Informationen wäre kein Soziologe in der Lage, sich kompetent in einem naturwissenschaftlichen Forschungslabor – als Teilnehmer, nicht als teilnehmender Beobachter! – zu bewegen, da das von der soziologischen Beobachterin beschriebene kontextbezogene Handeln der Wissenschaftler eben nur auf dem Hintergrund ihrer selbstverständlichen Orientierung an ihrem Fachwissen, an Theorie und Methodik ihrer Disziplin möglich ist. Es ist illusorisch zu erwarten, nach der Lektüre ihres Forschungsberichtes sei ‚man‘ in der Lage, kompetent an Interaktion und Diskurs der Chemiker partizipieren zu können, so wie ‚man‘ nach der Lektüre von William F. Whytes „Street Corner Society“ prinzipiell in der Lage sein könnte, sich angemessen in der Eckensteher-Kultur eines italienischen Slum zu bewegen (– und auch hier wären wegen des Fehlens spezifischer sozialer Handlungskompetenzen Zweifel angebracht). Der Vergleich

241 Nach meinem Eindruck scheint diese Vorstellung aber nur noch von einigen wissenschaftstheoretischen ‚hardlinern‘ einerseits und als undifferenziertes Feindbild konkurrierender Methodologen andererseits vertreten zu werden.

242 Knorr-Cetina, Die Fabrikation von Wissen, 43ff; Knorr-Cetina, Spielarten des Konstruktivismus, 94f.

243 Knorr-Cetina, Spielarten des Konstruktivismus, 94 (Hervorhebung W.M.).

dieser beiden Studien macht deutlich, daß es hinsichtlich der fraglichen Kompetenz nicht um die Fähigkeit geht, sich in einem fremden Sozialsystem zu bewegen, sondern daß in Knorr-Cetinas Rekonstruktion des wissenschaftlichen Handelns in einem Forschungslabor eine wesentliche Dimension: nämlich die Orientierung am (fachlichen) Wissenssystem als selbstverständlicher Basis des Handelns, fehlt.²⁴⁴

Der Forschungsprozeß unterliegt komplexeren Einflüssen, als die Wissenschaftstheorie mit der Verabsolutierung seiner rationalen Elemente konzidierte, doch ist er umgekehrt auch nicht auf die dort vernachlässigten Aspekte zu reduzieren. Die Wahl von Materialien und Apparaten und das Design der Experimente mögen auch vom Forscher selbst vordergründig mit den örtlich und zeitlich verfügbaren Ressourcen begründet werden, doch sind diese selbst wiederum Folgen des vorhandenen theoretischen und methodischen Wissens – sie sind also nicht nur, wie Knorr-Cetina meint, eine „lokale Ansammlung materialisierter früherer Selektionen“, also „gefrorener Kontext“, sondern sie verkörpern ebenso theoretisch-methodisches Wissen.²⁴⁵ Damit soll hier nicht einer Argumentationsfigur das Wort geredet werden, die ‚hinter dem Rücken der Forscher‘ das fallibilistische Wissenschaftsideal ‚in Wirklichkeit‘ doch noch wirken sieht, doch gilt es auch der Verabsolutierung einer hierzu spiegelbildlichen Verzerrung entgegenzutreten: auf wesentlich pragmatischerem Niveau, als dies von den Wissenschaftstheoretikern postuliert worden ist, ist mit guten Gründen von einer Orientierung der Forschungspraktiker auch an Theorien und methodischen Standards auszugehen, die den Erfolg eines Experimentes zumindest ansatzweise abzuschätzen erlauben, also über den möglichen Ertrag einer Investition an Zeit und anderen Ressourcen zu entscheiden. Knorr-Cetinas Rekonstruktion wissenschaftlichen Handelns, die auf die nicht-kognitiven Einflüsse auf wissenschaftliche Erkenntnis abstellt, ist notwendig, fruchtbar und erhellend, doch zeichnet sie kein vollständiges Bild des wissenschaftlichen Forschungsprozesses. Die von ihr zugleich mit der thematischen Verschiebung des Interesses von der wissenschaftstheoretischen auf die wissenssoziologische Perspektive vorgenommene Ausgrenzung der kognitiven Ausrichtung wissenschaftlichen Handelns an Theorie und Methodologie, an wissenschaftlichen Normen und Werten, ist nicht aufrechtzuerhalten.

244 Auf die methodologische Differenz zwischen der anthropologischen Beschreibung einer fremden Kultur, bei der Forscher und Leser auf *gemeinsame kulturelle Basisfähigkeiten* zurückgreifen können, und der Situation im Forschungslabor, bei der in bezug auf das *fachspezifische* Forschungshandeln für den naturwissenschaftlichen Laien nur die Ebene einer behavioristischen Analyse erreichbar sei, verweist auch Bunge, *A Critical Examination of the New Sociology of Science*, Part 1, 552. In eine ähnliche Richtung geht auch der Einwand von Gad Freudenthal, *The Role of Shared Knowledge in Science: The Failure of the Constructivist Programme in the Sociology of Science*, in: *Social Studies of Science*, 14, 1984, 285-295.

245 Knorr, *Die Fabrikation von Wissen*, 231.

3.4.3 Soziale Bedingtheit und Geltung: das Verhältnis von Wissenssoziologie und Wissenschaftstheorie

Vertreter der neueren Wissenschaftssoziologie hatten es sich zum Ziel gesetzt, soziale Bestimmungsgründe wissenschaftlichen Wissens zu identifizieren, das heißt nachzuweisen, daß und in welcher Weise auch dieses Wissen in einem von sozialen Faktoren beeinflussten Prozeß „hergestellt“ wird. Mehr oder weniger explizit war damit auch der Anspruch verbunden, die gängige wissenschaftstheoretische Regelung und Legitimation des wissenschaftlichen Erkenntnisprozesses als einer besonderen Form der Erkenntnis aufzuheben, ihn in den Anwendungsbereich der wissenssoziologischen Analyse einzubeziehen und letztlich Wissenssoziologie an die Stelle der Wissenschaftstheorie zu setzen. In diesem Vorhaben beriefen sie sich zum einen auf die These von der Unterdeterminiertheit von Theorien durch empirische Daten und zum anderen auf empirische Studien, die eine Beziehung zwischen gesamtgesellschaftlichen Überzeugungen und wissenschaftlichen Thesen beziehungsweise eine Abhängigkeit der Forschungsergebnisse von sozialen (oder sozial beeinflussten) Faktoren aufzeigten.

Hinsichtlich der Aussagekraft dieser Studien waren sowohl im Zusammenhang mit der Diskussion des „strong programme“ als auch bei der Untersuchung von Knorr-Cetinas Position Vorbehalte geltend gemacht worden. Hinsichtlich des „strong programme“ war vor allem zu konstatieren, daß – über die Feststellung des gemeinsamen Auftretens gesellschaftlicher und wissenschaftlicher Vorstellungen hinaus – die Frage der kausalen Determination offen geblieben war. Ähnlich hatte sich in der Auseinandersetzung mit der Studie Knorr-Cetinas erwiesen, daß zwei wesentliche Aspekte des Handelns von Naturwissenschaftlern: ihre strukturelle Einbettung und ihre Orientierung an ihrem disziplinären Wissenssystem, nicht erfaßt worden sind. Beide Forschungsansätze können für sich in Anspruch nehmen, schwerwiegende empirisch fundierte Einwände gegen die Vorstellung vorgebracht zu haben, die Ergebnisse wissenschaftlicher Forschung seien *allein* von rationalen Entscheidungen der Wissenschaftler, die sich an theoretisch und methodologisch begründeten Regeln orientierten, bestimmt: aufgrund der vorliegenden Studien ist von einer Beeinflussung auch des wissenschaftlichen Handelns (und damit der in diesem Handeln gewonnenen Erkenntnis) durch soziale Faktoren auszugehen. Diese Beobachtungen rechtfertigten jedoch *nicht*, von einer *sozialen Determination* wissenschaftlichen Wissens zu sprechen und rationalen Entscheidungsgründen nur noch eine legitimatorische Funktion zuzusprechen. Beide Forschungsprogramme erliegen mit dieser Schlußfolgerung einer Überinterpretation ihres empirischen Materials; sie laufen Gefahr, in einer Überreaktion auf die von ihnen abgelehnte analytische Wissenschaftstheorie ihre eigenen, begrenzten Erkenntnisse zu verabsolutieren.

Damit stellt sich die Frage nach der Beziehung, in der die wissenssoziologische Einsicht in die soziale Bedingtheit auch der wissenschaftlichen Erkenntnis zu der wissenschaftstheoretischen Frage nach der Geltung dieser Erkenntnis steht. Die analytische Wissenschaftstheorie hat in dieser Frage eindeutig Stellung bezogen: sie beharrt auf einer strikten Trennung von Genese und Geltung wissenschaftlicher Aussagen und hat ihre Bemühungen darauf konzentriert, aus der Genese resultierende Einflußfaktoren als *Verzerrungen* aus dem Forschungsprozeß auszuschließen oder sie zumindest in ihrem Einfluß zu kontrollieren. Auch einer der großen Wissenschaftshistoriker: Norwood Russell Hanson, hat die „Irrelevanz der Wissenschaftsgeschichte für die Philosophie der Wissenschaft“ betont und sich nachdrücklich gegen die These gewendet, die Genese einer Idee habe irgendetwas mit ihrer Gültigkeit zu tun: beide gehörten zu „unterschiedlichen Diskursebenen“, und über die „Wahrheit“ einer Aussage könne nicht in sozialen Prozessen entschieden werden.²⁴⁶ Dem stellt die neuere Wissenschaftssoziologie ihre Einsicht entgegen, daß soziale Faktoren nicht als Störungen einer möglichst verzerrungsfreien Perspektive begriffen werden dürfen, daß sie vielmehr *konstitutives* Element einer jeden Erkenntnis sind. Zudem verweisen sie darauf, daß die von den Wissenschaftstheoretikern getrennten Phasen des Entdeckungs- und des Begründungszusammenhangs tatsächlich nicht unabhängig voneinander seien: Planung und Durchführung von Projekten erfolge in Antizipation der späteren Rezeption, und über die Akzeptanz von Ergebnissen entscheiden auch Aspekte ihrer Entstehungsgeschichte (etwa: wer wo wie mit welchen Mitteln die Forschung durchgeführt habe), so daß die postulierte Trennung von Genese und Geltung gar nicht aufrechterhalten werden könne.²⁴⁷

Im Vergleich der beiden Positionen wird ihre Differenz – und ihre jeweilige Blindstelle – schnell deutlich: während Hanson an einem korrespondenztheoretischen Wahrheitsbegriff festhält, der sich auf die angestrebte Übereinstimmung einer Aussage mit der Realität bezieht (und er damit ein *normatives* Forschungsideal zum Ausdruck bringt), beschränken sich die Wissenschaftssoziologen auf die *Beschreibung* des Prozesses, in dem eine Entscheidung über die (vorläufige) Akzeptanz einer Aussage getroffen wird. Beide Seiten vermeiden es dabei, sich auf die jeweils andere Perspektive einzulassen. Die analytische Wissenschaftstheorie nimmt die in der wissenschaftssoziologischen Rekonstruktion des Forschungsablaufs enthaltene Herausforderung, der Diskrepanz zwischen Forschungsmethodologie und Forschungspraxis wissenschaftstheoretisch gerecht zu werden, nicht auf, sondern

246 Norwood Russell Hanson, *The Irrelevance of History of Science to Philosophy of Science*, in: *Journal of Philosophy*, 59, 1962, 574-586; s.a. *ders.*, *Neue Überlegungen zum genetischen Fehlschluss* (1967), in: Acham, *Methodologische Probleme der Sozialwissenschaft*, 1978, 68-101.

247 Bloor, *Afterword*, 163ff; Knorr, *Die Fabrikation von Wissen*, 231ff.

sie erschöpft sich in vehementer und zum Teil polemischer Abwehr, ohne produktiv einen Rückbezug zu den Voraussetzungen der eigenen Position herzustellen.²⁴⁸ Unter Berufung auf ein ‚seit Kuhn‘ gängiges Deutungsmuster der Wissenschaftssoziologie nehmen die Vertreter der Soziologie wissenschaftlichen Wissens (wie auch die Radikalen Konstruktivistinnen) ihrerseits für sich in Anspruch, mit ihrer Position einen „Paradigmenwechsel“ vollzogen zu haben; mit einem Paradigmenwechsel verbunden sei aber auch eine Verschiebung der Fragestellungen – und zu den überholten Problemen zählen sie die Frage nach der Übereinstimmung zwischen einer Aussage und der als unabhängig von einem erkennenden Subjekt gedachten Realität. Sie ‚lösen‘ die Spannung zwischen Genese und Geltung also dadurch, daß sie die beiden Problemstellungen unterschiedlichen Paradigmen (dem wissenschaftssoziologischen beziehungsweise dem wissenschaftstheoretischen) zuschreiben – und die Geltungsfrage damit für sich selbst wegdefinieren.²⁴⁹

Dennoch: entgegen konnten sie dem damit gestellten Problem nicht, zumal sie von ihren Kritikern immer wieder mit gerade diesem Vorwurf konfrontiert worden sind: nicht bestimmen zu können, wofür ihre Ergebnisse eigentlich stehen. Insbesondere wurde ihnen vorgehalten, daß sie sich mit ihrer eigenen Argumentation in einem logischen Widerspruch verfangen: wenn jedes Wissen sozial bedingt sei und aus diesem Grunde keinen allgemeinen Geltungsanspruch stellen könne, so müsse dies auch für die wissenschaftssoziologische Erkenntnis selbst gelten; wenn jede Theorie über ihre empirischen Daten hinausgehe und die entstehende interpretatorische Lücke durch einen Rückgriff auf soziale Interessen oder gruppenspezifische Konventionen geschlossen werden müsse, so gelte dies auch für die wissenschaftssoziologische These von der sozialen Determination von Erkenntnis – wie aber sei unter diesen Bedingungen ein allgemeiner Geltungsanspruch zu begründen?²⁵⁰

In der Reaktion der so Kritisierten lassen sich zwei Strategien ausmachen. Von den meisten Autoren wird diese Kritik als eine Forderung nach „Reflexivität“ interpretiert und positiv aufgenommen: sie betonen, daß sie für ihre eigene Realitätsinterpretation keinen privilegierten Erkenntnisstandpunkt beanspruchen, daß sie sich damit bescheiden, *eine mögliche* Interpretation anzubieten (so wie auch alle anderen wissenschaftlichen Ergebnisse nur mögliche Modelle der „unbegrenzt komplexen natürlichen Umwelt“ darstell-

248 Ein ‚gutes‘ Beispiel für diese Reaktion ist der Aufsatz von Bunge, *A Critical Examination of the New Sociology of Science*. Nüchterner setzt sich zwar Laudan mit dem neuen Anspruch auseinander, doch beschränkt auch er sich auf Kritik und unterläßt den erforderlichen selbstkritischen Rückbezug – *The Pseudo-Science of Science?*.

249 Am Beispiel von Bloor's Position ist diese Problemverschiebung im vorangegangenen Abschnitt dargestellt worden.

250 Siehe z.B. Bunge, *A Critical Examination of the New Sociology of Science*, Part 2, 46ff; Stehr/Meja, Sozialwissenschaftlicher und erkenntnistheoretischer Diskurs.

ten).²⁵¹ Um eine logisch begründete Zurückweisung dieses Einwandes bemühen sich dagegen unter anderem Mulkay, Bloor und Stehr und Meja: sie verweisen darauf, daß es sich nur dann um einen Selbstwiderspruch handle und die Wissenssoziologie ihren eigenen Erklärungsanspruch aufhebe, wenn man die soziale Bedingtheit einer Aussage mit ihrer Ungültigkeit gleichsetze, wenn man also voraussetze, „daß sozial determinierte Vorstellungen keine Gültigkeit haben können“.²⁵² Da diese Annahme jedoch nicht gerechtfertigt sei, können sie eine soziale Bestimmtheit auch ihrer wissenssoziologischen Analyse zulassen (die sie selber allerdings nicht zum Gegenstand ihres Forschungsinteresses machen) und dennoch an deren Anspruch als gültiger Beschreibung wissenschaftlicher Erkenntnisgewinnung festhalten.

Beide Argumentationslinien haben allerdings eine unerwünschte Implikation, die – denkt man sie weiter – ihre Verfechter doch vor genau das Problem stellt, dem sie sich zu entziehen suchten: vor die Frage nach dem realistischen Gehalt ihrer Aussagen und dessen Bewertungsmöglichkeit. Im Falle des Rückzugs auf verschiedene Interpretationsentwürfe drängt sich die Frage auf, nach welchen Kriterien zwischen alternativen Modellen zu entscheiden ist – und ob nicht, wie wir bei Bloor und Knorr-Cetina sahen, hinsichtlich der Rechtfertigung der eigenen Position ein Rückgriff auf „gute Gründe“, „überzeugende“ empirische Befunde und ähnliches unausweichlich ist, will man sich nicht der Beliebigkeit individueller oder kollektiver Setzungen und Gewohnheiten ausliefern.²⁵³ Und wenn – im Falle der zweiten Begründung – Mulkay sowie Stehr und Meja zwischen der „sozialen Determination“ ihrer wissenssoziologischen Analyse und der Gültigkeit ihrer Aussagen differenzieren, so nehmen sie damit nur die in der Wissenschaftstheorie immer schon betonte Unterscheidung zwischen Genese und Geltung auf – dann müssen aber auch sie selber sich der Geltungsfrage als

251 Zur Frage der Reflexivität siehe Bloor, *Knowledge and Social Imagery*, 7; Fuchs, *Relativism and Reflexivity in the Sociology of Scientific Knowledge*, 155ff; Bruno Latour/Steve Woolgar, *Postscript to Second Edition* (1986), in: dies., *Laboratory Life*, 1986, 273-286, hier: 284f; Pinch, *The Role of Scientific Communities in the Development of Science*, 224. Die Frage nach der Reflexivität läuft zu einem großen Teil der Diskussion um den Relativismus dieser Position parallel; da diese Problematik ausführlich bereits im Zusammenhang mit der Kritik an Bloor aufgenommen worden ist, erübrigt sich hier eine erneute Auseinandersetzung mit diesem Thema.

Zum Argument der unbegrenzten Komplexität der Realität siehe Barnes, *Über den konventionellen Charakter von Wissen und Erkenntnis*, 165, 174, 183; Bloor, *Klassifikation und Wissenssoziologie*, 29; Brown, *Introduction*, 12.

252 Bloor, *Knowledge and Social Imagery*, 17f; Mulkay, *Wissen und Nutzen*, 57; Stehr/Meja, *Sozialwissenschaftlicher und erkenntnistheoretischer Diskurs*, 268. Diese Position vertritt auch Mannheim, wenn er feststellt, daß die Seinsgebundenheit nicht nur eine Fehlerquelle darstelle, sondern „oft erst [...] hellsichtig“ mache – Ideologie und Utopie, 109, 73.

253 So wirft Bunge die Frage auf, warum er, „member of a different tribe“, sich auf diese These einlassen solle, wenn keine „guten Gründe“, sondern die Gruppenzugehörigkeit über die Akzeptanz von Thesen entscheide – *A Critical Examination of the New Sociology of Science*, 50 (Hervorhebung W.M.).

einem eigenständigen und legitimen Problem stellen und können sie nicht als einem veralteten Paradigma angehörig zur Seite schieben. Wie wir sahen, fehlt jedoch in der Soziologie wissenschaftlichen Wissens dieser offensive Umgang mit dem Geltungsproblem weitgehend, dominiert vielmehr die Strategie der Problemverschiebung, die die Zuständigkeit für dieses Problem (wie auch letztlich seine Berechtigung und Relevanz) leugnet.

Eine Ausnahme von dieser Zurückhaltung, die sich mit ihrer Lösungsstrategie aber noch einen Schritt weiter von der traditionellen Wissenschaftstheorie entfernt, finden wir bei einer Gruppe von Wissenschaftssoziologen, die eine „rhetorische Wende“ vornehmen.²⁵⁴ In konsequenter Zuspitzung der allgemein vertretenen Position, daß jedes Wissen prinzipiell nur vorläufig ist, „auf Zeit“ anerkannt wird und sich später als falsch erweisen kann, und unter Berufung auf Ergebnisse der Diskursanalyse, derzufolge für die Akzeptanz beziehungsweise Zurückweisung wissenschaftlicher Erkenntnisansprüche sozial bestimmte Einigungsprozesse verantwortlich sind,²⁵⁵ wenden sie sich völlig von dem Anspruch ab, Aussagen über die Realität zu machen, und behandeln jede wissenschaftliche Aussage nur unter text- und rezeptionsbezogenen Gesichtspunkten. „The old philosophical distinctions between the word and the world, between rhetoric and logic, or between fact and fiction are deconstructed.“ Da die Beziehung zwischen „Wort und Welt“ nicht bestimmt werden könne, wende man sich dem einzig Greifbaren: der „Geschichte über die Welt“, dem Text, zu und setze sich mit den Bedingungen auseinander, die ein Text erfüllen müsse, um den in ihm ausgedrückten „knowledge claim“ durchzusetzen.²⁵⁶

Der Forschungsprozeß wird – wegen der scheinbaren Aussichtslosigkeit dieses Unterfangens – nicht mehr als ein Unternehmen betrachtet, in dem Aussagen über die Realität gewonnen werden, sondern man beschäftigt sich nur noch mit dem Prozeß der Konstruktion dieses Wissens, man verbleibt also strikt auf der kognitiven Ebene und verfolgt ihre Beziehung zu einem ‚realen‘ äußeren Gegenstandsbereich nicht. Im Nachwort zu der Neuauflage ihrer Beobachtungsstudie weisen Latour und Woolgar folgerichtig die Bewertung ihrer Arbeit als eine Möglichkeit, wissenschaftliche Forschung in ihrem tatsächlichen Ablauf zu analysieren, als „entirely misleading“ zurück: dies un-

254 Diesen Begriff verwendet *Fuchs*, *Relativism and Reflexivity in the Sociology of Scientific Knowledge*, 166, Anmerkung 7.

255 *Tibbets* faßt das Ergebnis der Studie von Latour und Woolgar dahingehend zusammen, daß das „wesentliche Ziel“ der Wissenschaftler im Labor darin bestehe, durch eine objektivierende grammatikalische Form ihres Berichtes (durch die die Produktionsbedingungen der Erkenntnis eliminiert werden würden) andere Wissenschaftler von der Richtigkeit ihrer Ergebnisse zu überzeugen: „If a given empirical claim is taken by scientists as having ontological reference it is because one group of inquirers has been successful in persuading another group to strip that claim [...] from the inscription and writing process“ – *The Sociology of Scientific Knowledge*, 41.

256 *Fuchs*, *Relativism and Reflexivity in the Sociology of Scientific Knowledge*, 157.

terstelle einen privilegierten Zugang zur „real truth“, den man dank einer angemessenen Methodik erreicht habe, und lenke damit nur von der eigentlich wichtigen Forschungsfrage ab: „namely *the ways in which descriptions and reports of observations are variously presented (and received) as ‚good enough‘, ‚inadequate‘, ‚distorted‘, ‚real‘, ‚accurate‘ and so on‘*“. Eine Lösung des Problems der prinzipiellen Fehlbarkeit jeder Theorie sehen sie nur darin „to explore *forms of literary expressive [expression?]* whereby the monster can be simultaneously kept at bay and allowed a position at the heart of our enterprise“.²⁵⁷ So lehnen sie es auch ab, sich auf eine Diskussion über „the ‚real‘ meaning“ ihres Textes einzulassen: ob der Erklärungsanspruch eines Textes durchgesetzt werden könne oder nicht, hänge allein davon ab, was die Leser aus dem Text machen, nicht aber vom Text selber: „It is the reader who writes the text“.²⁵⁸

Mit dieser Strategie wechselt man jedoch nur die Ebene, löst aber nicht das Problem des Realitätsbezuges. Dieser verschiebt sich lediglich auf einen anderen Gegenstand: von den Strukturen ‚der Realität‘ auf die Strukturen ‚des wissenschaftlichen Textes‘. In bezug auf die diskursanalytischen Arbeiten von Gilbert und Mulkay merken Latour und Woolgar ihrerseits zwar kritisch an, daß ein realistischer Anspruch hinsichtlich der „actual discourse practises of scientists“ bestehen bleibe,²⁵⁹ doch erkennen sie nicht, daß dieser Anspruch durch ihre eigene Strategie, die Entscheidung über die Akzeptanz eines Textes ‚dem Leser‘ zuzuschreiben, keineswegs aufgelöst ist, sondern nur auf den Leser übertragen wird: wenn dieser ein über eine literarische Auseinandersetzung hinausgehendes Interesse an einem wissenschaftlichen Text hat, so nur deswegen, weil dieser Text sich auf ein Problem bezieht, über dessen Beschaffenheit er sich – und zwar möglichst unabhängig von Verzerrungen, die durch die Erkenntnisproduktion bedingt sind – informieren will. Die Frage nach dem Verhältnis von Theorie und Realität ist damit also nicht aufgehoben, es zeigt sich vielmehr, wie Fuchs richtig anmerkt, daß „minimal realistic ambitions“ Voraussetzung jeglicher wissenschaftlicher Arbeit sind: „In a radical sense, nonrealist discourse can have no empirical referent“. Der selbstreflexive Regress müsse „irgendwo“ abgebrochen werden,

257 Latour/Woolgar, Postscript to Second Edition (1986), 282f (Hervorhebungen W.M.). Ebenso in: Steve Woolgar/Dorothy Pawluch, How Shall We Move Beyond Constructivism?, in: Social Problems, 33, 1985, 159-162.

258 Latour/Woolgar, Postscript to Second Edition (1986), 273, 284f.

Eine folgerichtige Konsequenz aus dieser Transformation der realistischen Frage (nach der Übereinstimmung zwischen Aussage und Wirklichkeit) in eine rhetorische Frage (nach der Durchsetzung eines Wissensanspruchs) zieht Murray S. Davis mit seiner aus der Analyse der „Rhetorik“ anerkannter klassischer Werke gewonnenen Anleitung ‚Wie schreibe ich einen Klassiker?‘. Der Aufsatz zeichnet sich durch das Fehlen jedes Bezuges auf die explanatorische Leistungsfähigkeit der Theorien aus: der Status des Klassikers wird für Davis durch Elemente der Theorie, der Präsentation und der Nutzbarkeit der Theorie für die Theoretiker selbst bestimmt – „That’s Classic!“, 285-301.

259 Latour/Woolgar, Postscript to Second Edition (1986), 286, Anmerkung 7.

wenn man sich nicht nur um die Bedingungen der eigenen Textproduktion drehen wolle.²⁶⁰

Eine Lösung dieses „philosophischen Problems“, mit dem die Soziologie wissenschaftlichen Wissens sich auch seines Erachtens schon „viel zu lange“ beschäftigt habe, hat aber auch Fuchs nicht anzubieten; stattdessen wendet er sich der „more manageable and promising question“ einer Polarisierung der Wissenschaften nach dem Grad der Eindeutigkeit ihrer Aufgabenstellung und der kollegialen Kontrolle zu, durch die zugleich die mehr hermeneutisch vorgehenden selbstreflexiven Disziplinen von den eher objektivistischen Disziplinen getrennt werden könnten. Mit dieser Wende aber praktiziert er selbst nur eine charakteristische Vermeidungsstrategie: *warum* in diesen Disziplinen sich diese unterschiedlichen Methodiken haben ausbilden und durchsetzen können – inwieweit also möglicherweise die Beschaffenheit der jeweiligen Forschungsgegenstände von Bedeutung war –, wird von Fuchs nicht angesprochen, er verbleibt (wie die von ihm kritisierten „Rhetoriker“) völlig auf der Ebene der Beschreibung sozialer Handlungsmuster der Wissenschaftler. Damit aber ist nur der vertraute status quo einer pragmatistisch orientierten Forschung wiederhergestellt, in der man ‚macht‘, was praktisch möglich ist und methodologisch vertretbar erscheint, ohne daß es gelänge, die zuvor gewonnene (Teil)Einsicht in den Erkenntnisprozeß zu einer umfassenderen Methodologie auszubauen. Wenn die Soziologie wissenschaftlichen Wissens das Geltungsproblem in die Nachbardisziplin der Philosophie verschiebt, weil sie an der Frage nach der „Repräsentation“ der Realität in der Theorie scheitert, so kapituliert sie vor der erkenntnistheoretischen Fragestellung, ohne sich einzugestehen, daß sie dennoch in ihrem praktischen Forschungshandeln notwendig eine erkenntnistheoretische Position beziehen muß. Ähnlich hilflos wie die Abwendung von diesem Problem durch Fuchs wirkt auch Tibbetts Forderung an die zukünftige konstruktivistische Forschung zu klären, was unter „scientific facts“ und „facticity“ zu verstehen sei, ohne dabei in die realistische Vorstellung einer „constraining, external physical reality“ zu verfallen.²⁶¹ Fuchs wie Tibbetts stehen für den Versuch, die konstruktivistische Position zu halten und zugleich der Forderung nach einer Stellungnahme zum Geltungsproblem nachzukommen, ohne jedoch in die ‚überholten‘ realistischen Positionen ‚zurückzufallen‘. Allerdings bleibt offen, in welcher Weise dieser Spagat geleistet werden soll.

Es zeigt sich, daß sich die Wissenschaft der Geltungsfrage auch dann nicht entziehen kann, wenn deren Verquickung mit den Bedingungen der Erkenntnisgewinnung unzweifelhaft scheint. Der Versuch der Soziologie wissenschaftlichen Wissens, beide Perspektiven gegeneinander aufzurechnen, hat sich als kurzschlüssig herausgestellt, indem die Begrenztheiten beider Fragestellungen immer wieder zu Tage treten. Nicht zuletzt erweist sich der

260 Fuchs, *Relativism and Reflexivity in the Sociology of Scientific Knowledge*, 158f.

261 Tibbetts, *The Sociology of Scientific Knowledge*, 55.

hier unternommene Versuch, den Bezug auf eine Realität unabhängig von einem Beobachter gänzlich aufzugeben und sich – im Sinne einer radikal-konstruktivistischen Position – nur dem Prozeß der Produktion von Vorstellungen über die Realität zuzuwenden, als erkenntnistheoretisch nicht tragfähig. Zum einen handelt es sich lediglich um eine Problemverschiebung, zum zweiten läßt sich diese Position von ihren Protagonisten selbst nicht durchhalten, und drittens beruht sie auf einem unzureichenden Konzept des Verhältnisses von Realität und Wirklichkeitskonzeption.

Erkenntnistheoretisch ist nichts gewonnen, wenn man den Prozeß der Wissensproduktion zum Gegenstand der Analyse macht (anstelle von zum Beispiel Prozessen gesellschaftlicher Stigmatisierung, demographischer Veränderungen oder ähnlichem, auf die dieses Wissen sich beziehen mag): an die Stelle des gesellschaftlichen Prozesses ist lediglich ein Prozeß innerhalb des Subsystems ‚Wissenschaft‘ getreten, ohne daß die grundsätzliche Beziehung zwischen einem Forscher und einem im Subsystem ‚Wissenschaft‘ konstituierten Gegenstand in irgendeiner Weise verändert worden wäre. Mag auch eine größere soziale Nähe zu den Fachkollegen vorhanden sein, so sind die rhetorischen Strategien und die Akzeptanzbedingungen von „knowledge claims“ dem Erforscher wissenschaftlichen Wissens ebenso extern und in ihrem ontologischen Status problematisch wie zum Beispiel dem Devianzforscher die Stigmatisierungsstrategien des gesellschaftlichen Umgangs mit sozialen Randgruppen.

Liest man des weiteren die Texte von Bloor, Mulkay, Knorr-Cetina und anderen genau, so fällt eine gewisse „Gemengelage“ konstruktivistischer und realistischer Aussagen auf. In der obigen Diskussion von Bloor und Knorr-Cetina hatte ich bereits gezeigt, daß sie zwar explizit relativistische beziehungsweise konstruktivistische Positionen vertreten, daß sie aber zur Begründung ihrer eigenen Vorgehensweisen und Ergebnisse durchaus realistische Ansprüche formulieren.²⁶² Eine ähnliche Stellung bezieht auch Mulkay, wenn er feststellt, „daß die physische Welt auf wissenschaftliche Ergebnisse zwar Zwang ausübt, sie diese Ergebnisse jedoch niemals allein determiniert“.²⁶³ Charakteristisch für den Umgang der Soziologen wissenschaftlichen Wissens mit dieser Einsicht ist allerdings, daß sie die positive Fassung des ersten Teils dieser Aussage: daß die physische Welt einen Einfluß auf die wissenschaftlichen Ergebnisse ausübt, nicht aufnehmen, sondern allein den zweiten Teil verfolgen.²⁶⁴

262 Zusätzlich zu den bereits angeführten Stellen sei verwiesen auf Bloor, *Klassifikation und Wissenssoziologie*, 40: „daß Wissenssysteme durchaus in der Lage sein können, die Gesellschaft zu reflektieren und sich gleichzeitig an die Natur zu richten“; Bloor, *Afterword*, 177: „The sociologist of knowledge is committed to some picture of what is really happening“ (Hervorhebungen W.M.).

263 Mulkay, *Wissen und Nutzen*, 56.

264 Hier ist es natürlich verlockend, wissenschaftssoziologische Einblicke in die Dramaturgie der Präsentation wissenschaftlicher Ergebnisse auf die Selbstdarstellung der Wissen-

Ein grundsätzlicher konzeptueller Mangel schließlich, der aus dieser Ausblendung realistischer Bezüge und der Beschränkung auf die soziale Dimension folgt, besteht in der fehlenden Differenzierung von ‚Realität‘ und ‚Wirklichkeit‘ in der Verselbständigung der wissenschaftlichen Aussagen, die an die Stelle der Realität gesetzt werden, da diese sich einer Erfassung entziehe. Deutlich wird dies in der bereits zitierten Passage von Latour und Woolgar: „reality was the *consequence* of the settlement of a dispute rather than its *cause*“.²⁶⁵ Mit dieser Zurichtung der Realität auf das Arbeitsergebnis des Wissenschaftlers ziehen sie eine radikale, aber in dieser Radikalität nicht begründete Konsequenz aus der – wissenschaftstheoretisch weithin akzeptierten – Einsicht, daß es einen direkten Zugang zur Realität nicht gibt, diese sich folglich immer nur in kategorial (und damit auch sozial) bestimmten Aussagen zum Ausdruck bringen läßt. In dieser Radikalität unbegründet ist sie, da aus der These der Unterdetermination zwar folgt, daß wissenschaftliche Aussagen *nicht allein* auf empirische Daten zurückzuführen sind, doch wird die darüber hinausgehende gänzliche Ausklammerung jeglicher gegenstandsbezogenen Argumente aus der Bewertung dieser Aussagen nicht gerechtfertigt. Diese Konsequenz ist unnötig, da aus der Vermitteltheit der Erkenntnis keineswegs die Nutzlosigkeit weiterer Bemühungen um die Bewertung der Beziehung von Realität und Aussage folgt. Und sie ist dysfunktional, weil sie von genau diesem Bemühen freispricht und die Sicherheit einer von Geltungsfragen freien Sphäre wissenschaftlicher Forschung vorspiegelt, die es, wie wir oben sahen, nicht geben kann – auch nicht für die Dekonstruktion wissenschaftlicher Argumente. In einem sozialen Einigungsprozeß wird nicht die Beschaffenheit der *Realität*, in der wir leben, festgelegt, sondern in ihm werden die von einer bestimmten sozialen Gruppe für wahr gehaltenen *Vorstellungen* über diese Realität ausgehandelt. Wie noch zu zeigen sein wird, spricht nichts gegen die Annahme, daß es eine Realität unabhängig von diesen Aushandlungsprozessen gibt, und mit dieser Annahme ist keineswegs notwendig das – in der Tat unhaltbare – Postulat einer direkten Erkenn-

schaftssoziologen anzuwenden und die These zu wagen, daß die hier zu beobachtende Einseitigkeit in der Betonung der sozialen Determination wissenschaftlichen Wissens (auch) eine Folge des akademischen Konkurrenzkampfes ist: das dem Erklärungsmodell der Soziologie wissenschaftlichen Wissens zuteil gewordene Interesse wäre – ganz im Sinne von Knorr-Cetinas Konzept der „affirmativen Negation“ – gewiß nicht so groß gewesen, hätte man statt der frontalen Herausforderung der etablierten Wissenschaftstheorie sich damit begnügt, einige Anmerkungen, Relativierungen und Weiterführungen zu deren Programm vorzutragen. Zudem hätte man sich dann der Notwendigkeit nicht entziehen können, auch über eine Verbindung der beiden Betrachtungsweisen nachzudenken – dafür aber sind in diesem Ansatz keine Anknüpfungspunkte vorgesehen.

265 Latour/Woolgar, *Laboratory Life*, 236. Bis in die Wortwahl identisch stellt Fuchs in seiner Bestimmung der relativistischen Position der Soziologie wissenschaftlichen Wissens fest: „reality itself does not decide or determine fully what statements are accepted as true. Reality is the outcome of scientific construction, not its independent cause“ – *Relativism and Reflexivity in the Sociology of Scientific Knowledge*, 153.

barkeit, also ein naiver Realismus, verknüpft.²⁶⁶ Die Ergebnisse der Analyse des Erkenntnisprozesses sind mit dieser Annahme sehr wohl vereinbar, und mit ihr vermeidet man in wissenschaftstheoretischer Hinsicht die überschießende Reaktion einer konstruktivistischen Auflösung des Gegenstandes wissenschaftlichen Erkennens und hält – ganz im Sinne Mannheims – an der für wissenschaftliches Handeln produktiveren Vorstellung von der Existenz einer Realität „als einer kontrollfähigen Instanz gegenüber willkürlichen Aussagen“ fest.²⁶⁷

Auch gibt es keinen Grund, aus der Komplexität der Realität und der Möglichkeit der Konstruktion alternativer Deutungen den Schluß zu ziehen, „unendlich viele“ alternative Theorien seien mit der Realität vereinbar – die damit assoziierte Beliebigkeit mag dann zwar soziale Faktoren als mögliche Determinationsfaktoren des Wissens plausibel erscheinen lassen, doch wird diese Schlußfolgerung der Beziehung zwischen dem Erkennenden und der Realität nicht gerecht, wie sie in den früheren Ausführungen zum Aufbau von Wirklichkeitsvorstellungen im Handeln entwickelt worden ist. Jene Formulierung lebt von der impliziten Unterstellung, daß auch geringfügige Differenzen bereits eine „neue“ Theorie begründen – tatsächlich aber stehen nie unbegrenzt viele und grundsätzlich verschiedene Theorien zur Diskussion, sondern nur wenige (oft nur zwei) alternative Entwürfe, die sich in wesentlichen Kernaussagen unterscheiden.

In der Frage der Beziehung zwischen Erkennendem und Realität wirkt sich eine grundsätzliche Schwäche dieses Ansatzes aus, der kein umfassendes Konzept von der Aneignung der Realität durch den Menschen hat, sondern einer kognitiven Verkürzung des Erkenntnisprozesses erliegt. Beispielhaft zeigt sich diese Schwäche in Barnes' Versuch, über die Analyse, „wie sie [die Menschen] zu klassifizieren lernen“, die gesellschaftliche Bedingtheit des Wissens zu begründen. Für Barnes erfolgt das Lernen „immer in einem sozialen Kontext“, in dem ein „kompetentes Mitglied der Kultur“ in Anwesenheit des Lernenden auf Objekte zeigt und diese mit einem Begriff bezeichnet (und später Generalisierungen vornimmt).²⁶⁸ Mit diesem Verständnis der Genese von Wissen aber ist der Lernprozeß bereits von seiner Anlage her auf die begriffliche Dimension reduziert, treten also von Anfang an kulturell geprägte Kategorien zwischen den Lernenden und die Realität, während die oben als grundlegend erkannte Phase der Konfrontation des Menschen mit der Realität im Handeln nicht aufscheint. Damit tritt auch die Widerständigkeit der Realität nicht ins Blickfeld, und die kritisierte Beliebigkeit in der Entscheidung zwischen alternativen Theorien erfährt hier ihre Grundlegung und scheinbare Rechtfertigung.

266 Vgl. hierzu Abschnitt III/2.1.

267 Mannheim, Das Problem einer Soziologie des Wissens, 357. (Vgl. Abschnitt. II/3.4.1.)

268 Barnes, Über den konventionellen Charakter von Wissen und Erkenntnis, 165f.

Aber selbst wenn „unendlich viele“ Theorien mit der Realität vereinbar wären, so würde dies dennoch nicht das Geltungsproblem aufheben, sondern ihm nur ein weiteres Problem an die Seite setzen: die Frage, nach welchen Kriterien zwischen mehreren *passenden* Theorien einerseits und einer weiterhin bestehenden Vielzahl *mit der Realität nicht-vereinbarer* Theorien andererseits differenziert werden kann, bleibt bestehen – und zusätzlich ist darüber zu entscheiden, in welcher Weise ein *Vergleich zwischen den passenden Theorien* vorzunehmen ist.

Gerade diese letzteren Überlegungen machen deutlich, in welcher Weise eine unzureichende Konzeption des Prozesses, in dem Wissen von der Realität aufgebaut wird, zu unhaltbaren Konsequenzen in der Analyse des wissenschaftlichen Erkenntnisprozesses führt. Es war die Aufgabe dieses zweiten Teils, vorliegende (insbesondere empirisch fundierte) Konzepte über den Erkenntnisprozeß zusammenzustellen und ihren Beitrag für eine umfassende Darstellung des Prozesses wissenschaftlicher Erkenntnis zu prüfen. Der folgende Teil III soll diese Ergebnisse nun zusammenfassen und in einem Rückbezug auf die Ausgangsfrage (nach der Möglichkeit und der Notwendigkeit einer eigenständigen Methodologie der Sozialforschung) diese auf einer neuen Basis zu beantworten versuchen.

III. Der Erkenntnisprozeß und die Methodologie sozialwissenschaftlichen Handelns

Im ersten Teil dieser Arbeit hatten wir uns mit der Kontroverse um die Möglichkeit und die Notwendigkeit einer eigenständigen Methodologie der Sozialwissenschaften auseinandergesetzt. Dort war deutlich geworden, daß die Diskussion von zwei unterschiedlichen Herangehensweisen bestimmt war, die ihre Hauptargumente aus je unterschiedlichen Dimensionen bezogen: konzentrierten sich die einen vor allem auf logisch-wissenschaftstheoretische Überlegungen, so gingen die anderen von gegenstandsbezogenen Erwägungen aus – und in bezug auf die Konzepte des Verstehens beziehungsweise des Erklärens kamen beide zu widersprüchlichen Schlußfolgerungen. Im Anschluß an die kritische Diskussion der vorgetragenen Positionen und ihrer Implikationen für die je andere Betrachtungsweise habe ich einen Vorschlag entwickelt, in dem Elemente beider Positionen miteinander verbunden und dem Verstehen und dem Erklären eine aufeinander bezogene Funktion im Prozeß der Sozialforschung zugewiesen worden ist.

Im zweiten Teil habe ich Forschungsergebnisse aus verschiedenen wissenschaftlichen Disziplinen daraufhin analysiert, welchen Beitrag sie zu einer Klärung des Prozesses leisten können, in dem Menschen Vorstellungen von der Realität entwickeln – also: zu ‚Erkenntnissen‘ kommen. Dabei wurde deutlich, daß menschliche Erkenntnis sowohl eine Hervorbringung der Menschen ist – abhängig von ihrer biologischen Ausstattung, der kulturellen Interpretation und den sozialen Rahmenbedingungen der Erkenntnissituation – als auch wesentlich die Beschaffenheit der Realität erfasst: eine Trennung von Erkenntnistätigkeit und Realität ist nur analytisch möglich, hier allerdings aus Gründen der notwendigen Reflexion auf die Voraussetzungen von Erkenntnis auch unverzichtbar.

Abschließend wollen wir nun prüfen, welche Konsequenzen aus dieser Analyse des Prozesses menschlichen Erkennens für die Frage nach der Methodologie der Sozialforschung zu ziehen sind. Dazu soll zunächst eine knappe Skizze des Erkenntnisprozesses entworfen werden, die die in Teil II erzielten Ergebnisse zusammenfaßt, und auf ihrem Hintergrund sollen dann einige Grundfragen sozialwissenschaftlicher Forschung diskutiert werden. Insbesondere ist dabei die Frage zu verfolgen, inwieweit der in Teil I vorgenommene Entwurf einer Integration von Erklären und Verstehen sich im Lichte dieser erkenntnistheoretischen Analyse als erkenntnistheoretisch haltbar erweist.

1. Das Erkennen der Welt als realistische Konstruktion¹²

„Erkennen“ ist Teil der Auseinandersetzung des Menschen mit der Realität.

„Erkennen“ ist kein kontemplatives Unterfangen von Experten zwecks eines besseren Verständnisses natürlicher oder sozialer Phänomene, sondern es ist ein notwendiger Bestandteil eines jeden Handelns in dieser Welt. Menschliches Handeln zielt primär darauf ab, das Überleben in dieser Welt sicherzustellen. Dazu bedarf es einer zumindest minimalen Fähigkeit, Strukturen der Realität zu erkennen und das eigene Handeln auf sie abzustellen: ein Handeln, das die Beschaffenheit der Realität nicht in Rechnung stellt, scheitert an dieser Realität – und mit ihm der Handlungsträger. Im Laufe der Evolution hat sich diese minimale „realistische“ Erkenntnisfähigkeit herausgebildet, ohne daß allerdings die „Richtigkeit“ einzelner Erkenntnisleistungen (im Sinne einer Isomorphie von Realität und Erkenntnis) damit garantiert wäre. Dies ist auch nicht erforderlich, da – innerhalb gewisser Grenzen – das Ziel des überlebenssichernden Handelns mit unterschiedlichen Weltwahrnehmungen und daran ausgerichteten Verhaltensweisen zu erreichen ist.

- 1 Die nachfolgende Skizze des Erkenntnisprozesses beruht auf den zuvor ausführlich diskutierten Ansätzen, so daß ich hier auf eine exakte Belegführung und auf eine detaillierte Begründung der einzelnen Aussagen verzichten kann. Auch die Darstellung selbst wird bewußt kurz gehalten, um Redundanz zu vermeiden – zur inhaltlichen „Auffüllung“ dieser Skizze sei auf die entsprechenden Textpassagen in Teil II verwiesen.
- 2 Hier ist es an der Zeit, den Gebrauch der Begriffe ‚Welt‘, ‚Realität‘ und ‚Wirklichkeit‘ in dieser Arbeit kurz zu bestimmen. ‚Welt‘ und ‚Realität‘ werden synonym verwendet und bezeichnen den empirischen Referenten menschlichen Erkennens – sie bezeichnen also das, das unabhängig vom Erkenntnis Handeln ‚da ist‘, in diesem „Da-Sein“ zwar nicht erkannt werden kann, wohl aber den Zielpunkt des Erkennens darstellt. Mit ‚Wirklichkeit‘ wird dagegen die Gesamtheit der Vorstellungen der Handelnden über die Beschaffenheit der Welt bezeichnet: ‚Wirklichkeit‘ ist ‚interpretierte Welt‘, ist das Bild von der Realität, das sich jeder einzelne und jede soziale Gruppe machen müssen, um sich in der Welt orientieren zu können.

Die menschliche Befähigung zum Erkennen beruht auf genetisch verankerten Dispositionen.

Ein Überleben in dieser Welt ist nicht möglich, wenn die ‚Handlungsinitiative‘ von außen an den einzelnen herangetragen werden muß: bereits im Säugling ist eine ‚Hinwendung zur Welt‘ genetisch angelegt, die überlebenssichernde Handlungen (etwa Saugen oder Schreien) ebenso einschließt wie weitergehende Aktivitäten, die einen Kontakt mit der Umwelt über die Nahrungsaufnahme hinaus herstellen und aufrechterhalten. Diese Handlungsdisposition ist unverzichtbar. Über diese prinzipielle Befähigung zur Kontaktaufnahme und zur kognitiven Erfahrungsverarbeitung hinausgehende Annahmen über genetisch angelegte spezifischere Handlungs- und Wahrnehmungsmuster sind für die Erklärung des Erkenntnisprozesses nicht erforderlich – soweit solche Muster bestehen, müssen sie aus Gründen der begrenzten Speicherkapazität der genetischen Informationsträger auf einer so abstrakten kategorialen Ebene angesiedelt sein, daß sie die uns interessierende Frage nach der Genese inhaltlicher Erkenntnisleistungen nicht berühren.

Das erkennende System entwickelt sich in einem selbstreferentiellen Prozeß.

In dem so initiierten Handlungskontakt mit der Umwelt bildet sich das neurale System des Kindes aus, und gleichzeitig werden erste Vorstellungen über die Beschaffenheit der Realität aufgebaut. Aufbau und Ausdifferenzierung des neuralen Systems erfolgen in einem selbstreferentiellen Prozeß, in dessen Verlauf vorangegangene interne Zustände des Systems dessen weitere Entwicklung bestimmen: das Nervensystem organisiert sich selbst. Ein direkter Einfluß externer Faktoren auf den Verlauf dieses Prozesses ist nicht möglich: ein externer Reiz vermag lediglich das Nervensystem zu stimulieren, determiniert aber nicht dessen Verarbeitung dieses Reizes. Ein solches selbstreferentielles System läuft jedoch tendenziell Gefahr, im Falle einer groben Fehldeutung bestimmter Elemente der Realität existentiell an dieser Realität zu scheitern – evolutionär kann sich dies kein lebendes System leisten. Der Wahrnehmungsapparat des Menschen muß daher genetisch so angelegt und entwicklungsfähig sein, daß er trotz der Selbstreferentialität überlebensrelevante Strukturen der Realität angemessen erfassen kann.

Der Aufbau erster Erkenntniskategorien erfolgt in der handelnden Aneignung der Welt.

Trotz des auf der physiologischen Ebene in der Form einer Selbstorganisation ablaufenden Prozesses ist es irreführend, von einer völligen Autonomie des Erkenntnisprozesses gegenüber den Strukturen der Realität auszugehen: der Ausbau und die Stabilisierung der neuralen Strukturen verlaufen parallel zu dem Handlungskontakt des Kindes mit spezifischen Elementen seiner Umwelt. Zwar kann die Umwelt – wie erwähnt – nicht direkt in den neuralen Konstitutionsprozeß einwirken, aber das Kind selbst stellt in seinem Handeln eine Beziehung zwischen der neuralen Verarbeitung und dem Objekt der Umwelt her: in der Parallelität von Handlung und begleitender neuraler Reizung erfolgt eine indirekte Strukturierung des neuralen Systems, indem in der Wahrnehmung dieses Objektes die gleichzeitige Aktivierung bestimmter – untereinander verkoppelter – Neuronen erfolgt, die dadurch ein spezifisches Erregungsmuster bilden. Wiederholte Kontakte mit diesem Objekt führen zu einer Verfestigung dieses neuralen Beziehungsnetzes und zu einer Stärkung der zu ihm gehörigen Nervenzellen und wirken so indirekt auf die Ausbildung einer spezifischen neuralen Struktur ein. In dieser Weise ist eine Verbindung von Realität und neuralem System möglich, ohne daß die Annahme einer selbstreferentiellen internen Verarbeitung externer Signale aufgegeben werden müßte.

Im Handeln erfährt der Mensch die Eigenständigkeit der Realität: im Erkenntnisprozeß verbinden sich konstruktive Elemente mit der Realitätsbindung der Erkenntniskategorien.

Die Entwicklung von Vorstellungen über die Realität erfolgt damit zwar „in der Sprache des Nervensystems“, doch kommt dieses seinerseits nicht umhin, bestimmte Aspekte der Realität zur Kenntnis zu nehmen und angemessen kognitiv zu repräsentieren. Kognitive Vorstellungen, die sich im Handeln bewähren, sind nicht die (vorläufigen) Überlebenden eines blinden trial-and-error-Prozesses, in dessen Verlauf beliebig erfundene Konstrukte erprobt werden, sondern sie sind das Ergebnis eines Prozesses, in dessen Verlauf in Kontakt mit dem Gegenstand eine Abstimmung zwischen bereits vorhandenen kognitiven Strukturen und der ‚Reaktion‘ des Gegenstandes auf daran orientierte Handlungen vorgenommen wird. Jede Erkenntnis unterliegt somit einer doppelten Anbindung: in ihren Möglichkeiten ist sie gebunden an den

physiologischen Prozeß der Reizverarbeitung (und dieser erfolgt in einem selbstreferentiell organisierten System) – in ihrer konkreten Ausprägung orientiert sie sich an der ihr zugänglichen Beschaffenheit der Realität. Erkenntnis hat damit den Doppelaspekt von interner Konstruktion und realistischer Anbindung. Sie ist ein Produkt des erkennenden Systems und kann dessen Möglichkeiten und Grenzen nicht überschreiten; ‚zwischen‘ erkennendes Subjekt und die Realität tritt immer die Beschaffenheit des Erkenntnis-systems. Zugleich aber ist Erkenntnis kein Selbstzweck dieses Erkenntnis-systems, sondern ein Mittel zur Bewältigung von Überlebensproblemen des Menschen; Erkenntnis wird nicht (nur) in einem besonderen ‚Arbeitsgang‘ gewonnen, sondern sie ist (auch und immer schon) Element eines jeden Realitätskontaktes. Die Unverzichtbarkeit von Handeln und Erkenntnis für das Überleben erfordert einen Mechanismus der Abstimmung zwischen dem Erkenntnis-system und der Realität, wie er in dem oben beschriebenen Prozeß der Parallelisierung der Ausbildung des Erkenntnis-systems und der Handlungserfahrung beschrieben wurde. Weder ist es in diesem Prozeß möglich, Elemente der Realität direkt kognitiv abzubilden, noch gibt es kognitive Konstrukte, die ohne Bezug zur Erfahrungswelt der Subjekte wären. Auch ist es aufgrund dieser Genese von Erkenntnis nicht möglich, im einzelnen Erkenntnis-akt die konstruktiven und die realistischen Elemente voneinander zu trennen, um auf diese Weise in einem zweiten Schritt doch noch zu ‚reiner‘ Erkenntnis zu kommen. Die alte Streitfrage, ob Erkenntnis mehr von ‚der Anlage‘ oder mehr von ‚der Umwelt‘ bestimmt wird, löst sich dahingehend auf, daß die Erkenntnisfähigkeit in einem Prozeß ausgebildet wird, für den genetische Ausstattung wie Umwelteinflüsse unverzichtbar sind – in einem Prozeß, in dem ‚die Anlage‘ an ‚der Umwelt‘ entwickelt wird, so daß sich das eine nicht gegen das andere aufrechnen läßt, da es eine fertige Anlage oder eine erkenntnisrelevante Umwelt unabhängig vom Aufbau des Erkenntnis-systems gar nicht gibt.

Das Grundmuster des Erkenntnisprozesses besteht in einem beständigen Wechsel von Assimilation und Akkomodation.

Haben sich auf diese Weise erst einmal erste Erkenntniskategorien herausgebildet, so setzt eine Wechselbeziehung zwischen Kategoriensystem und Realität ein, die als Grundprozeß jeglicher weiteren Erkenntnis anzusehen ist. Das erkennende Subjekt trägt diese ‚bewährten‘ Kategorien an jede neue Situation heran und versucht, diese hierunter zu subsumieren: es orientiert sein

- 3 Letzteres läßt sich besonders schön daran zeigen, daß selbst die gewagtesten Utopien und Phantasien immer nur Zuspitzungen oder Negationen vertrauter Verhältnisse sind – anderes wäre auch für die Leser nicht verständlich und für die Autoren nicht formulierbar.

Handeln an diesen Kategorien und ‚testet‘, ob und wie weit es damit Erfolg hat. Tragen die Kategorien, das heißt, scheitert es nicht mit seinem Handeln, so kann es die Realität an die Kategorien assimilieren: wenn auch Differenzen bestehen mögen, so werden sie als unerheblich eingestuft und verlangen nicht nach einer Modifikation der Kategorie; die Realität kann also mit diesen Kategorien erfolgreich beschrieben – und das heißt auch: an sie angepaßt – werden.⁴ Werden umgekehrt die Differenzen zwischen Kategorie und Realität zu groß, so erfordert dies eine Veränderung der Kategorie: sie wird akkomodiert. Jede Wahrnehmung macht also – in Gestalt der angewendeten kognitiven Kategorien – vorab Annahmen über die Beschaffenheit der Realität und stellt diese gleichzeitig in der Konfrontation mit ihr zur Disposition. Es gibt keine voraussetzungslose Erkenntnis, und es gibt keine Deckungsgleichheit zwischen Kategorie und Realität: jede Kategorie ist immer nur eine Annahme, die die Wahrnehmung strukturiert und die in der Wahrnehmung korrigiert werden kann.

Erkenntnis ist also das Produkt eines epigenetischen Prozesses, in dessen Verlauf genetische Dispositionen in Abstimmung mit der Umwelt ausgeformt und kognitive Vorstellungen aufgebaut werden.

Innerhalb des hier vorgestellten Konzeptes der Genese von Erkenntnis ist es nicht nötig, eine – wie auch immer geartete – autonome Selbstentfaltung des Geistes anzunehmen, und auch die entgegengesetzte Vorstellung einer inneren ‚tabula rasa‘, die gänzlich von äußeren Kräften beschrieben werden könne und müsse, ist nicht aufrechtzuerhalten. Die wichtige Frage danach, wie es zu einem Anfang in der Erkenntnis kommen kann, wenn man weder die Existenz angeborener kognitiver Schemata voraussetzt noch eine direkte Prägung durch die Realität für möglich hält, findet ihre Antwort in dem beschriebenen Prozeß des in der Handlungserfahrung gründenden Aufbaus von Kognitionen, der über das Gegebensein einer entsprechenden Motorik und einer sensorischen und neuralen Entwicklungsfähigkeit hinaus keine Voraussetzungen machen muß.

Dieser naturalistische Rückgriff auf Evolutionstheorie und Physiologie des Erkenntnisapparates versetzt uns nicht nur in die Lage, den Grundprozeß des Aufbaus von Erkenntniskategorien in Abhängigkeit von Erkenntnisorgan und Realität zu beschreiben, er erklärt auch,

4 Zu beachten ist, daß auch die Entscheidung darüber, ob ein Scheitern oder ein Gelingen vorliegt, in den Kategorien und nach dem Maßstab des Erkennenden gefällt wird – innerhalb der Grenzen des Interpretationsspielraums, den die Realität einräumt. (Wie in Abschnitt II/2.3 dargelegt wurde, ist die hier gewählte, der Realität einen Subjekt-Status zuschreibende Ausdrucksweise kein stilistischer Fehlgriff, sondern bewußte Pointierung eines wesentlichen Aspektes der Wechselbeziehung zwischen Subjekt und Realität.)

- warum (als Folge der genetischen Disposition) überhaupt Erkenntnisprozesse – und seien sie noch so rudimentär – bereits beim Säugling ablaufen;
- warum (als Folge des gemeinsamen genetischen Erbes wie auch der in ihren Grundzügen weitgehend identischen existentiellen Situation, in der sich die Menschen befinden und an der sie Erkenntniskategorien aufbauen) diese Hinwendung zur und Wahrnehmung der Welt in ihren Grundlagen bei verschiedenen Individuen, in verschiedenen Gesellschaften und zu verschiedenen Zeiten relativ gleichgerichtet sind;
- warum es aber umgekehrt innerhalb dieses Rahmens Spielräume gibt, die in den verschiedenen Gesellschaften unterschiedlich ausgefüllt werden können und ausgefüllt werden; die genetische Festlegung ist nur auf einer sehr grundlegenden Ebene möglich – soweit es sich nicht um überlebensrelevante Aspekte handelt, sind unterschiedliche Strukturierungen, die in unterschiedliche kognitive Konstrukte münden, möglich und unvermeidbar.

Die Auseinandersetzung mit der Realität ist sozial geprägt; sie erfolgt nach dem Muster einer sozialen Beziehung .

Mit den bisherigen Überlegungen ist allerdings nur der Aufbau individueller Kognitionen beschrieben, das heißt die kognitive Vertrautheit, die sich ein einzelner in seiner Manipulation mit Objekten der Realität erwirbt. Auf dieser solipsistischen Basis aber ist der Erkenntnisprozeß nicht angemessen zu beschreiben, da das menschliche Leben immer in einem sozialen Kontext erfolgt und auf diesen existentiell verwiesen ist. Voraussetzung für die Möglichkeit der beschriebenen Offenheit des Erkenntnisystems gegenüber der Realität ist die Einbettung des Kindes in eine soziale Organisation, die ihm existentielle Sicherheit garantiert, um diesen langen Lernprozeß in der Auseinandersetzung mit der Realität ohne überlebenssichernde Instinktreaktionen durchlaufen zu können. Dies heißt unter anderem: zur objekthaften Umwelt des einzelnen gehören andere Menschen; zu diesen anderen Menschen tritt der einzelne von Beginn seines Lebens an in Kontakt, und sie strukturieren seine Umwelt; das Handeln des einzelnen wird von Anfang an durch das Handeln anderer beeinflusst, wobei sich dieser Einfluß wesentlich auch auf die Interpretation der Welt erstreckt. Das erste Objekt, das sich für das Kind als ein ‚Gegenüber‘, als ein ‚Nicht-Ich‘ herausbildet und an dem das Kind seine für spätere Kategorien formbildende Vorstellung von dem, was ein Gegenüber ‚ist‘, entwickelt, ist eine andere Person. Zugleich mit dieser Vorstellung des ihm selbst äußeren Objektes und untrennbar an dessen Genese ge-

bunden entwickelt das Kind eine Vorstellung seiner eigenen Identität als etwas von dem ‚Äußerer‘ Verschiedenes.

In der Interaktion mit anderen Menschen werden Deutungen der Realität aufgebaut und verändert.

Obwohl dem Kind die Eigenleistung der Entwicklung einer Realitätsvorstellung von seiner sozialen Umwelt nicht abgenommen werden kann, so wird ihr Inhalt doch von den bereits vorhandenen gesellschaftlichen Vorstellungen beeinflusst. In seiner Kontaktaufnahme mit seiner sozialen Umwelt gibt das Kind eine Vielzahl von verbalen und nicht-verbalen Entäußerungen von sich, auf die seine Interaktionspartner gemäß der Bedeutung, die diese Äußerungen für sie selbst haben, reagieren. Aufgrund der überlegenen Handlungskompetenz auf Seiten der Erwachsenen und der bestehenden Machtdifferenz setzen sich dabei auf Dauer die Sinnzuschreibungen durch, die diese mit den Handlungen des Kindes verbinden und die sie in ihren Reaktionen zum Ausdruck bringen. Aus diesen Reaktionen der anderen lernt das Kind also, welche Bedeutung (in dieser Kultur und zu dieser Zeit) einer bestimmten Handlung zuzuschreiben ist: es lernt, die Welt im Lichte der sozial anerkannten kulturellen Interpretation wahrzunehmen. Diese Aneignung einer intersubjektiv geteilten Sichtweise erfolgt aber eben nicht durch eine passive Übernahme kognitiver Inhalte, sondern in einem zwar durch Anleitung und Reaktion der anderen Menschen bestimmten, aber durch das Kind selbst zu vollziehenden Konstruktionsprozeß.

Mit dem Erlernen der Sprache erfolgt eine soziale Überformung kognitiver Konzepte.

Eine wesentliche Rolle in dieser ‚Sozialisierung‘ der Interpretationsmuster kommt der Sprache zu. In der sprachlichen Bezeichnung findet die gesellschaftliche Sichtweise ihren auf Dauer gestellten und sozial kodifizierten Ausdruck. Da die individuellen Lernprozesse wesentlich im Beisein bereits sozialisierter Gesellschaftsmitglieder erfolgen, laufen nicht nur – wie bereits dargestellt – der Objektkontakt und die neuralen Prozesse parallel, sondern als Teil seiner Realitätserfahrung wird das Kind seitens der anderen Gesellschaftsmitglieder zugleich immer auch mit den lautlichen Äußerungen über das Objekt konfrontiert. Auf diese Weise wird eine enge Verknüpfung zwischen Handlungserfahrung, subjektiver Erfahrungsverarbeitung, realem Objekt und kollektiver kognitiver Deutung hergestellt. Die in der Sprache enthaltene Interpretation von Welt geht in ihrer Leistungsfähigkeit, Kodifizie-

rung und Dauerhaftigkeit weit über das hinaus, was das Kind aus eigener Kraft an Sinnzuschreibungen entwickeln kann. Diese sachliche Überlegenheit führt, in Verbindung mit dem existentiellen Angewiesen-Sein des Kindes auf Kommunikation und dem Machtüberhang der Erwachsenen, zu einer allmählichen Überformung der zuvor ausgebildeten vorsprachlichen und privatsprachlichen kognitiven Muster des Kindes, wobei beide sich in ihrem Realitätsbezug treffen und in ihm ihre Umsetzungsebene finden. Im sprachlichen Ausdruck findet der einzelne in der weiteren Entwicklung die Erkenntniskategorien vor, an denen er vornehmlich – ohne auf sie allein angewiesen zu sein, aber doch in deutlicher Abhängigkeit von der in ihnen vorgegebenen Strukturierung der Realität – seine weitere Wahrnehmung und seine Interpretation der Realität ausrichtet. In besonderem Maße trifft das für diejenigen Lebensbereiche zu, in denen er sich mit einem privaten Erleben nicht zufriedengeben kann, in denen er vielmehr in einen Austausch mit anderen Menschen eintreten muß: hier ist die Sprache das Nadelöhr, durch das jede sozial geteilte Weltdeutung hindurch muß.

Bei vollsozialisierten Mitgliedern einer Gemeinschaft ist jede Wahrnehmung in die gesellschaftliche Weltdeutung eingebettet.

Während die Wahrnehmung eines Säuglings und auch die eines Kleinkindes noch wesentlich durch selbstentwickelte Kategorien bestimmt ist, ist das Kategoriensystem eines Erwachsenen tiefgreifend sozial geprägt. Ist die Sozialisationsphase abgeschlossen, so hat der Mensch gelernt, die ‚Welt‘ so zu sehen, wie seine soziale Gemeinschaft⁵ sie in ‚Wirklichkeit‘ transformiert hat – seine Akzeptanz durch diese Gemeinschaft hängt weitgehend davon ab, daß sein Weltbild zumindest nicht in wesentlichen Punkten von dem ihren abweicht. Damit ist der einzelne eingebunden in die kollektive Deutung der Realität, und er wird jeder neuen Situation begegnen, indem er sie in den ihm vertrauten, sozial bestimmten und abgesicherten Kategorien aufordnet. Diese prinzipielle Seinsgebundenheit jeglicher Weltwahrnehmung ist nicht aufzuheben: aus der sozialen Verankerung eines Menschen (zu der eben auch die kognitive Orientierung zu zählen ist) ergibt sich eine bestimmte Perspektive auf die Realität, die zwar durch eine andere ersetzt werden und auch mit anderen verglichen werden kann, doch überwindet dies nicht die Perspektivität als solche.

5 Bewußt wird hier der Begriff der Gemeinschaft verwendet: er soll von der Kleingruppe der Familie oder der „peers“ bis hin zur Gesamtgesellschaft (repräsentiert durch ihre verschiedenen Institutionen) alle möglichen Bezugskollektive umfassen.

Gesellschaftliche Einflüsse wirken auch in die wissenschaftliche Erkenntnis hinein.

In der modernen Gesellschaft stellt die Wissenschaft denjenigen gesellschaftlichen Teilbereich dar, der die Welt-Deutung wesentlich bestimmt. Ergebnisse wissenschaftlicher Forschung waren es, die zuvor ‚selbstverständlich‘ für richtig gehaltene Überzeugungen als falsch erscheinen ließen, die völlig neue Perspektiven auf die Realität begründeten und alte Wissensautoritäten um ihre gesellschaftliche Anerkennung brachten. Aber der wissenschaftliche Erkenntnisprozeß wird seinerseits in vielfältiger Weise durch soziale Einflüsse bestimmt. Das Wissenschaftssystem ist eingebunden in einen umfassenderen gesellschaftlichen Deutungskontext, und als ‚Kinder ihrer Zeit‘ gehen die Wissenschaftler in ihrer grundlegenden Realitätsorientierung auch von gesellschaftlichen Deutungsmustern – in die ihre spezifischen wissenschaftlichen Wissensbestände eingebettet sind – aus, die ihrerseits eng mit der spezifischen gesellschaftlichen Organisation und ihrer Art der Realitätsbeziehung zusammenhängen. Neben diese grundsätzliche gesellschaftliche Bindung jeder Erkenntnis treten zusätzlich Einflüsse, die aus der konkreten Erkenntnissituation selbst resultieren. Zu welchen Ergebnissen ein Wissenschaftler in einem bestimmten Forschungshandeln kommt und welche er öffentlich macht, hängt nicht nur von dem auf diesem Gebiet verfügbaren Wissen und seiner eigenen Kompetenz als Wissenschaftler ab, sondern auch von kontextbezogenen Variablen: von der Verfügbarkeit finanzieller, personeller, zeitlicher und materieller Ressourcen, von lokalen Forschungsroutinen und Interpretationsgewohnheiten, von der sozialen Durchsetzbarkeit von Ergebnisdeutungen sowie von Veröffentlichungsstrategien. Dabei betrifft der Einfluß auch dieser Faktoren nicht nur die Möglichkeit von Erkenntnis, er reicht vielmehr – innerhalb des allerdings nur im konkreten Einzelfall und nur im Rückblick zu bestimmenden Spielraums, den die Interpretationsoffenheit der Realität dem erkennenden Zugriff des Menschen läßt – auch in die Inhalte der wissenschaftlichen Erkenntnis hinein.

Zusammenfassende Bemerkungen zum Konzept von Erkennen

„Eine Erkenntnis haben“ bedeutet also: eine Vorstellung über einen Aspekt der Realität entwickelt zu haben,

- wobei diese Vorstellung auf der generellen Erkenntnisfähigkeit des Subjektes beruht, die gattungsmäßig und individuell möglich ist und die in früherer Auseinandersetzung mit der Realität aufgebaut wurde;

- wobei diese Vorstellung eingebettet ist in einen Wissensbestand, der in dieser Gesellschaft über die Realität unterhalten wird und in den der einzelne im Sozialisationsprozeß eingeführt worden ist;
- wobei diese Vorstellung gewonnen wurde in einem spezifischen Erkenntnisakt, indem das Individuum entweder handelnd mit der Realität in Kontakt trat und konkrete Erfahrungen gesammelt hat, oder indem es in einem symbolischen Umgang mit der Realität vorhandenes Wissen restrukturierte und so zu einer neuen Einsicht in die Realität gekommen ist.

Von einer ‚Erkenntnis‘ ist dann zu sprechen, wenn diese Vorstellung die Realität ‚richtig‘ wiedergibt, wobei über die ‚Richtigkeit‘ nach den Regeln der Gruppe, für die dieses eine Erkenntnis darstellen soll, zu entscheiden ist. Es handelt sich hier also um einen formalen Begriff von ‚Erkenntnis‘, der weder an die Übereinstimmung mit einer bestimmten inhaltlichen Deutung der Realität (zum Beispiel nach dem jeweiligen Stand der abendländischen Wissenschaft) noch an die Übereinstimmung mit der ‚objektiven‘ Realität gebunden ist. Als ‚Erkenntnis‘ gilt das, was in einer bestimmten sozialen Gruppe als gültige Aussage über die Realität anerkannt wird.

Über einen solchen kulturbezogenen Erkenntnisbegriff können wir nicht hinauskommen, wenn wir die Einsicht in die vielfältige Vermitteltheit jeglichen Wissens über die Realität ernst nehmen. Wie wir sahen, ist Erkenntnis immer nur aus einer bestimmten Perspektive, die das Grundmuster der Weltanordnung vorgibt, möglich, enthält also jede Erkenntnis die hierdurch zugleich vorgegebene spezifische Prägung. Andererseits⁶ aber ist Erkenntnis bezogen auf einen Gegenstand, der jenseits des Erkenntnisprozesses selbst verortet ist, der also ein externes Korrektiv für die perspektivische Vorstrukturierung darstellen kann. Ein weiteres Korrektiv perspektivischer Verzerrung besteht in der prinzipiellen Verfügbarkeit verschiedener Perspektiven, die komparativ eingesetzt werden können und so Besonderheiten einer jeden einzelnen Betrachtungsweise (die im übrigen durchaus nicht nur als Mangel zu sehen sind: sie können auch spezifische Leistungsfähigkeiten bedingen) aufzuzeigen vermögen.

Die hier vorgenommene Lösung des Erkenntnisbegriffes von einer objektivistischen Bestimmung und seine Bindung an den Erkenntnis Kontext liefert die Erkenntnis aber weder der Beliebbarkeit des einzelnen noch der eines sozialen Kollektivs aus, da die für die Konstitution von Erkenntnis grundlegende Widerständigkeit der Realität Grenzen setzt. Forschungsstrategisch

6 Und in diesem „andererseits“ kommt die Differenz dieser Position zu der zum Teil – aber eben nur in diesem Teil – hiermit übereinstimmenden Position der neueren Wissenschaftssoziologie, wie sie zum Beispiel von Bloor vertreten wird, zum Tragen: der konstitutive Realitätsbezug und die damit erforderlich werdende Reflexion auf die Geltungsfrage wird hier nicht definitorisch beiseite geschoben, sondern gleichberechtigt neben die Reflexion auf die Konstitution der Erkenntnis gestellt.

hiet dies, daß gegenstandsbezogene und soziale Anbindungen des Erkennens zwar nicht aufzuheben sind, doch ist die Anerkennung ihrer Existenz Voraussetzung für ein erfolgreiches Bemühen um die Reflexion ihrer potentiellen Auswirkungen auf das Ergebnis des Erkenntnisprozesses. Die Konsequenzen dieser Perspektive für die Ansprüche herauszuarbeiten, die seitens verschiedener methodologischer Positionen erhoben werden, wird Aufgabe der beiden nachfolgenden Abschnitte sein.

2. Wissenschaftstheoretische Konsequenzen dieses Konzeptes von Erkenntnis

Die in Teil II erarbeitete und im vorangegangenen Abschnitt in ihren wesentlichen Komponenten zusammengefaßte Analyse des Erkenntnisprozesses enthält zahlreiche Implikationen in bezug auf wissenschaftstheoretische Fragestellungen. Gegenüber der bisherigen Diskussion um diese Probleme zeichnen sich diese Implikationen dadurch aus, daß sie eine empirische Fundierung für sich in Anspruch nehmen können. Zwar leitet sich aus dieser Differenz kein Anspruch auf den Status ‚bewiesenen Wissens‘ ab, doch kann das vorgelegte Konzept auf mehr als logische Stringenz und theoretische Plausibilität verweisen. Vor allem aber ist mit der hier vorgenommenen Erweiterung der Argumentationsbasis von der wissenschaftstheoretischen Erörterung auf die erkenntnistheoretische Analyse eine andere Betrachtungsweise eröffnet worden, die die eingangs konstatierte Verhärtung der wissenschaftstheoretischen Positionen auflockern könnte.¹ Im folgenden möchte ich auf einige zentrale Probleme eingehen, zu deren Klärung die obigen Überlegungen einen Beitrag leisten können.

¹ Wie schon in der Einleitung erwähnt, bin ich mir der Tatsache bewußt, daß natürlich auch das hier gewählte empirisch orientierte Vorgehen nicht frei von Annahmen über die Beschaffenheit meines „Gegenstandes“ ist – und nach all den erkenntnistheoretischen Gründen, die in Teil II für genau diese Aussage vorgetragen wurden, kann dies auch gar nicht anders sein. Auch in diesem spezifischen Bereich erkennenden Bemühens: in der Erkenntnistheorie, ist jedoch ein Erkenntnisfortschritt nicht anders möglich, als in der oben beschriebenen Art zwischen Assimilation und Akkomodation zu wechseln – nach einer Phase wissenschaftstheoretischen Assimilierens des Forschungshandelns an tradierte Kategorien stellt diese Arbeit nun den Versuch dar, eine Anpassung dieser Kategorien entsprechend den beobachteten Brüchen und Verwerfungen zwischen den wissenschaftstheoretischen Kategorien und der Forschungsrealität vorzunehmen.

2.1 Gegenstandskonstitution und konstruktiver Realismus

Zurückweisung des naiven Realismus und des Radikalen Konstruktivismus

Nach den bisherigen Darstellungen dürfte unstrittig sein, daß mit dem hier entwickelten Konzept von Erkenntnis weder die Position des naiven Realismus noch die des Radikalen Konstruktivismus vereinbar ist. Wenn der erste auch in der Alltagstheorie des Wissens immer noch lebendig sein mag, so gilt er in der wissenschaftlichen Erkenntnistheorie doch längst als obsolet: unser Wissen über den Wahrnehmungsprozeß zeigt schon seit langem die Unhaltbarkeit der von ihm vertretenen Abbildtheorie. Anders stellt sich diese Bewertung allerdings in bezug auf sein logisches Gegenstück: den Radikalen Konstruktivismus, dar. Er nimmt für sich in Anspruch, die notwendige erkenntnistheoretische Konsequenz aus der neuesten Forschung auf dem Gebiet des Erkennens zu ziehen, und die breite Rezeption seiner Grundgedanken in den verschiedensten Disziplinen scheint die Fruchtbarkeit dieses neuen Ansatzes zu belegen (zumindest illustriert sie die von ihm ausgehende Faszination). Eine genauere Prüfung seiner Grundlagen in Kapitel II/1 hat jedoch gezeigt, daß die in ihm vorgenommene Radikalisierung des Konstruktionsaspektes im Erkenntnisvorgang lediglich die Verabsolutierung eines Teilaspektes darstellt, die den Blick auf komplementäre Prozesse der Realitätsbindung in der Erkenntnis verstellt und in dieser Einseitigkeit ein verzerrtes Bild dieses Prozesses hervorbringt. Die extreme Begrenztheit dieser Perspektive, die lediglich die im Erkenntnisorgan ablaufenden Prozesse berücksichtigt, wird deutlich, wenn man sich von den selbstgesetzten Prämissen dieser Perspektive löst: dann wird sichtbar, daß die ‚Leistung‘ des erkennenden Subjektes nicht auf die Selbst-Organisation neuronaler Muster begrenzt werden kann, sondern daß – diesen vorgeschaltet und sie begleitend – eine motorische Aktivität erforderlich ist, die ‚den ganzen Menschen‘ in Kontakt mit seiner Umwelt bringt und damit überhaupt erst die Erfahrungsbasis für die neuronale Verarbeitung schafft. Erst auf dieser Grundlage kann die Ausbildung des Erkenntnisystems (und zugleich seine „Passung“ mit seiner Umwelt) erfolgen: die Reduktion des erkennenden Subjektes auf seine neuronale Erkenntnisconstitution beschneidet daher nicht nur den Erkenntnisvorgang in entscheidender Weise, sie wird auch dem vom Radikalen Konstruktivismus selbst thematisierten Teilbereich insofern nicht gerecht, als die Formung des Erkenntnisystems (nicht durch, aber) an den Strukturen der Umwelt in seiner Bedeutsamkeit nicht erkannt wird. Zugleich macht diese

Berücksichtigung des Handlungsaspektes in der Erkenntnis deutlich, daß – wenn auch die Erkenntnisconstitution immer das Produkt eines inneren, von außen nicht direkt beeinflussbaren Vorganges ist – externe Faktoren sehr wohl einen Einfluß auf diesen Prozeß nehmen können. Damit aber wird die im radikal-konstruktivistischen Ansatz erfolgte Verabsolutierung und Übersteigerung der Konzepte der Geschlossenheit und Selbstreferentialität des Erkenntnisystems aufgehoben, und es wird möglich, Erkenntnis als die Hervorbringung eines komplexen Prozesses zu begreifen, in den neben dem Erkenntnisorgan und dem Handeln des Menschen auch das Handeln anderer Personen und die kulturellen Orientierungen der sozialen Gemeinschaft einbezogen sind. Wir können hier also festhalten, daß angesichts des oben entwickelten Konzeptes von Erkenntnis weder die Position des naiven Realismus noch die des Radikalen Konstruktivismus aufrechtzuerhalten, daß allerdings die wesentlichen Elemente beider Ansätze in diesem Konzept enthalten und zu einem Entwurf integriert worden sind, der den scheinbaren Widerspruch zwischen ihnen aufhebt.

Gegen die Hypostasierung des ‚Gegenstandes‘ wissenschaftlichen Handelns

In welcher Weise sich diese veränderte Perspektive auf das Bild von der Beziehung zwischen dem erkennenden Subjekt und der Realität auswirkt – in welcher Weise also die immer wieder diskutierte Subjekt-Objekt-Beziehung zu konzipieren ist –, läßt sich auch an dem Reden vom ‚Gegenstand‘ wissenschaftlichen Handelns darlegen. Gerade im Gebrauch dieses Ausdruckes dürfte eine naiv-realistische Betrachtungsweise auch bei vielen Wissenschaftlern (und erst recht im gesellschaftlichen Alltag) anzutreffen sein. Wissenschaftstheoretisch begründete Vorbehalte, daß jede wissenschaftliche Beschreibung nur ein sprachlich gefaßtes Modell darstelle, treten im wissenschaftlichen Alltag schnell hinter einer hypostasierenden Betrachtungsweise zurück, die die wahrgenommenen ‚Gegenstände‘ als fraglos gegeben nimmt und ihren Konstitutionsprozeß aus dem Blick verliert. Die zum Abschluß von Teil I vorgebrachten Vorbehalte gegen einen objektivistischen Gebrauch des Begriffes ‚Gegenstand‘ – die dort nur mit Verweisen auf die Geschichtlichkeit auch der Wissenschaften beziehungsweise auf die Konstitutionstheorie von Schütz begründet werden konnten – haben mit den zwischenzeitlich vorgebrachten Überlegungen nun eine viel weitergehende und grundsätzliche Rechtfertigung erfahren.

In der Verbindung biologischer, psychologischer und soziologischer Forschungsergebnisse konnte gezeigt werden, in welcher Weise in der menschlichen Erkenntnis Strukturen der Realität, des menschlichen Erkenntnisvermögens und auch der sozialen und kulturellen Organisation zusammenfließen.

Wenn wir auch ansatzweise in der Lage sein mögen, durch einen Vergleich zwischen verschiedenen Gesellschaften und Kulturen den sozialen und kulturellen Einfluß als solchen aufzuweisen, und wenn wir auch über mancherlei Hilfsmittel die menschliche Erkenntnisfähigkeit auszuweiten vermögen, so bleiben zwei Grenzen doch unüberschreitbar:

- der soziale und kulturelle Einfluß läßt sich lediglich in seiner Existenz als Einflußfaktor aufzeigen, aber noch so viele und sorgfältige Vergleiche versetzen uns nicht in die Lage, diesen Einfluß ‚hinauszurechnen‘ und zu einer kulturfreien Erkenntnis zu kommen: jede Erkenntnis ist kulturell geprägt;
- dasselbe gilt für die menschliche Erkenntnisfähigkeit als Bestimmungsgrund konkreter Erkenntnisse: mögen ingenieure Techniken in der Mikro- und Makroebene auch neue Bereiche der Realität erschlossen haben, so bleiben sie doch immer an die grundlegenden Erkenntnisweisen des Menschen gebunden.

Wenn wir also auch Realität und Erkenntnisssystem auf der ontologischen Ebene streng voneinander zu trennen haben, so sind sie doch in der Erkenntnis untrennbar verbunden.

Dies betrifft nun aber nicht nur – um auf den Ausgangspunkt: die Frage nach dem ‚Gegenstand‘ einer Wissenschaft, zurückzukommen – das einzelne Objekt, sondern es betrifft erst recht die begriffliche Konstruktion, die man als ‚Gegenstand wissenschaftlichen Handelns‘ oder als ‚Gegenstand einer bestimmten wissenschaftlichen Disziplin‘ bezeichnet. Diese einzelnen Wissenschaften stellen spezifische Ordnungsweisen dar, in denen die Bestimmung ihres Gegenstandes in doppelter Hinsicht einem Konstruktionsprozeß unterliegt: die Vorstellung von einer Wissenschaft bildet sich in dem oben beschriebenen grundlegenden *Konstitutionsprozeß*, in dem eine Vorstellung von den Objekten der Realität (und den Beziehungen zwischen ihnen) aufgebaut wird, und in dem darüber hinausgehenden *Ordnungsprozeß*, der die so bestimmten Objekte in eine spezifische Beziehung zueinander setzt, die dann diesen ‚wissenschaftlichen Gegenstand‘ konstituieren. Keineswegs ist es einer Sache selbst inhärent, Gegenstand ‚der‘ Biologie, ‚der‘ Physik oder ‚der‘ Soziologie zu sein, und auch die scheinbar selbstläufige und uns so selbstverständlich erscheinende Zuordnung bestimmter Fragestellungen zu bestimmten Wissenschaftsdisziplinen ergibt sich erst und allein aus der spezifischen Betrachtung, die der Mensch an die Realität heranträgt. Erkenntnistheoretisch fragwürdig ist daher zum Beispiel eine Aussage, die – im Kontext einer Reflexion über die Einheit der Wissenschaft – für den Teilbereich der Naturwissenschaften die These aufstellt: „Die Einheit der Natur müßte in der Einheit der Naturwissenschaften zum Ausdruck kommen.“² Diese These übersieht,

2 Gröftrath u.a., Einheit, Interdisziplinarität, Komplementarität, 91.

daß das, was mit „Natur“, was mit „Naturwissenschaft“ gemeint ist und was als „Einheit der Natur“ und als „Einheit der Naturwissenschaften“ gelten soll, selbst Ergebnis langer Diskussionen und kognitiver Festlegungen ist. Es kann also nicht darum gehen, eine Einheit der Naturwissenschaften aus einer Einheit der Natur als etwas unveränderlich Vorgegebenem abzuleiten, sondern es gilt zu erkennen, in welcher Weise auch der Forschungsprozeß selbst Einfluß auf sein Gegenstandsbild nimmt.

Für die Annahme der Existenz einer vom Betrachter unabhängigen Realität³

Dennoch führen diese Überlegungen nicht in einen radikalen Konstruktivismus. Die in Teil II erarbeitete Einsicht in das Verhältnis von Realität und Erkennen liefert eine Begründung dafür, an der zuvor (in Abschnitt I/3) nur als Setzung eingeführten These festzuhalten, daß eine Realität unabhängig vom menschlichen Betrachter existiert und daß sie – ebenfalls prinzipiell unabhängig von ihm und seinen Ordnungsbemühungen – über eine bestimmte Struktur verfügt. Um es noch einmal zu betonen: damit ist nicht behauptet, daß diese Realität und ihre Struktur vom Menschen im naiven Sinne ‚objektiv‘ erkannt oder daß ihre Existenz im strengen Sinne bewiesen werden könnten – es wird nur vorausgesetzt, daß es eine von sich aus ‚Struktur‘ aufweisende Realität gibt.⁴ Diese Annahme wird, wie wir sahen, von konstruktivistischer Seite aus als unnötig oder gar irreführend angesehen und abgelehnt. Sie ist aber weder das eine noch das andere, und ihre Bedeutung läßt sich auch nicht einfach auf den instrumentellen Aspekt ihrer „Fruchtbarkeit“ reduzieren – sie ist vielmehr eine unverzichtbare Voraussetzung für ein wissenschaftliches Handeln, das sich nicht in der Beliebigkeit alternativer Interpretationen verliert.

3 Von Paul Hoyningen-Huene wurde ich zwischenzeitlich auf eine weitgehende Übereinstimmung des hier entwickelten Realitätsverständnisses mit dem ontologischen Konzept von Kuhn aufmerksam gemacht – Die Wissenschaftsphilosophie Thomas S. Kuhns. Rekonstruktion und Grundlagenprobleme, Braunschweig: Vieweg 1989, v.a. 257ff.

4 Dies impliziert nicht generell, daß diese Realität auch – um eine eingeführte Begrifflichkeit aufzunehmen – „für sich“ strukturiert ist. Allerdings ist – und darauf werden wir in Abschnitt III/3 zu sprechen kommen müssen – zu prüfen, inwieweit dieses für einen Teil von ihr: nämlich für die soziale Realität, zutrifft.

Zu diesem Realitätsverständnis vgl. auch Engels' Konzept eines „Minimalrealismus“, der „nicht mit dem Anspruch auftritt, Strukturen der Realität an sich erkennen zu können, sondern lediglich die Voraussetzung macht, daß es eine Realität als ‚Material‘ unserer Konstruktionen geben muß.“ – Erkenntnistheoretischer Konstruktivismus, Minimalrealismus, empirischer Realismus, 32. Man kann diese Position teilen, ohne Engels' Objektivitätskonzept zuzustimmen – vgl. hierzu die Kritik in Abschnitt III/1.2.

Als irreführend wird diese Prämisse bezeichnet, weil sie das objektivistische Mißverständnis fördere, die Strukturen der Realität seien ‚so, wie sie sind‘, zu erfassen – wie oben gezeigt wurde, ist diese Schlußfolgerung jedoch keineswegs zwingend mit dieser Annahme verbunden, läßt sie sich vielmehr problemlos mit dem Konzept einer ‚realitätsgebundenen‘ Konstruktion des Wissens vereinbaren. Ebensowenig ist diese ‚Seins-Annahme‘ unnötig, sie ist im Gegenteil unvermeidbar. Am Beispiel des Positivismus, der trotz seiner „Metaphysik-Feindlichkeit“ „eben auch eine Metaphysik ist“, hatte bereits Mannheim dargelegt, daß es gar nicht möglich ist, gänzlich auf eine ontologische Annahme über die Beschaffenheit der Realität zu verzichten.⁵ Mannheim selbst widerstand denn auch der Versuchung, aus der Erkenntnis der Seinsgebundenheit die radikale Schlußfolgerung zu ziehen und zu unterstellen, man könne nur noch über den Erkenntnisakt selbst etwas sagen und müsse sich jeglicher Aussagen über die Realität enthalten. In der Diskussion der Positionen des Radikalen und des wissenschaftssoziologischen Konstruktivismus hatte es sich denn auch gezeigt, daß es nicht möglich ist, jene Position durchzuhalten und ontologische Annahmen – und damit zugleich auch Annahmen über die eigene Existenz und über die Voraussetzungen des eigenen Handelns – gänzlich zu vermeiden: implizit (und gelegentlich auch explizit, als ‚Lapsus‘) waren genau solche Annahmen nachweisbar gewesen, und sie haben die Unhaltbarkeit dieser ontologischen Enthaltsamkeit deutlich werden lassen. Jede ‚sinnvolle‘ Aussage hat einen externen Referenten (dies macht ihren Gehalt aus), und zu ihrer Bewertung bedarf es eines Bezuges auf diesen Referenten – der Informationsgehalt von Aussagen ist nicht an ihrer internen Aussagestruktur zu messen. Wäre eine direkte Erfassung der Realität möglich, so bedürfte es nicht der besonderen Anstrengungen der Wissenschaft als eines ausdifferenzierten gesellschaftlichen Teilbereiches, um zu zuverlässigeren Erkenntnissen zu kommen – gäbe es andererseits diesen wissenschafts-externen Referenten ‚Realität‘ nicht, löste sich Erkenntnis in Argumentation auf. Dieses Problem hatte Mannheim im Blick, als er das „Ansichsein“ der sozialen Realität – „wenn wir auch in keiner Perspektive dieses Ansichsein erfassen können“ (!) – als die für die Wissenschaft unerläßliche „kontrollfähige Instanz gegenüber willkürlichen Aussagen“ bezeichnete.⁷

Der Widerstand gegen die Akzeptanz der Annahme der vorgängigen Existenz der Realität scheint sich wesentlich aus der Vermengung dieser ontologischen Voraussetzung mit den wissenschaftstheoretischen Einwänden gegen

5 Mannheim, *Das Problem einer Soziologie des Wissens*, 318.

6 Genau diese Konsequenz ist, wie wir oben sahen, von einigen Vertretern der Soziologie wissenschaftlichen Wissens gezogen worden. Es konnte jedoch auch gezeigt werden, daß diese „Lösung“ nicht tragfähig ist, da in ihr die Ebene ‚der Realität‘ – als Gegenstand der wissenschaftlichen Reflexion – nur in den wissenschaftlichen Diskurs selbst verlagert wird, das Problem des Realitätsbezuges an sich damit aber nicht aufgehoben ist.

7 Mannheim, *Das Problem einer Soziologie des Wissens*, 357. (Vgl. auch Abschnitt II/3.4.1.)

die *Erkennbarkeit* der Realität zu speisen. Selbst in ihrer sehr reflektierten Problemskizze unterläuft Bonß und Hartmann die selbstverständliche Gleichsetzung dieser beiden grundsätzlich auseinanderzuhaltenden Aspekte: „Eine vorgängig subjektunabhängig geordnete (!), potentiell eindeutig identifizierbare (!) Wirklichkeit läßt sich vor diesem Hintergrund kaum annehmen.“⁸ Die Differenzierung von ontologischer Existenzannahme und methodologischer Reflexion über die Erkennbarkeit scheint mir – ganz im Sinne der oben zitierten Position Mannheims – jedoch Voraussetzung dafür zu sein, daß der Erkenntnisprozeß auf einen Gegenstandsbezug verpflichtet bleibt und sich nicht in Sprachspiele auflöst. Die Einsicht, daß jede Erkenntnis untrennbar in sich die Spuren individueller und sozialer Prägungen trägt, rechtfertigt nicht die Schlußfolgerung, sie darin aufgehen zu lassen und sich von dem zwar nicht einlösbaren, dennoch aber unverzichtbaren Ziel freizusprechen, 'Strukturen der Realität' zu erfassen. Die Unterstellung der Existenz eines externen, dem Erkenntnisprozeß nicht zu eigenen Bezugs- und Prüfpunktes wird daher hier als konstitutiv für jede wissenschaftliche Vorgehensweise betrachtet. Ein *Beweis* für die Richtigkeit dieser Annahme ist zwar ebensowenig möglich wie der ihres Gegenteils, doch sprechen für sie Gründe der Plausibilität und der Fruchtbarkeit. Plausibilität gewinnt sie im Verweis auf die Erfahrung der Widerständigkeit der Realität in der Ausbildung der Erkenntniskategorien wie auch in der aufgewiesenen Unmöglichkeit, ontologischen Aussagen gänzlich auszuweichen. Ihre Fruchtbarkeit erweist sie darin, daß sie die Forschung auf einen externen Gegenstand hin auszurichten imstande ist, während eine radikal-konstruktivistische Position Gefahr läuft, Bemühungen um eine Verbesserung der Erfassung dieser Strukturen als Donquichotterie zu desavouieren, ohne doch eine praktikable forschungsleitende Alternative dem entgegensetzen zu können.

2.2 Die Objektivität wissenschaftlicher Erkenntnis

Damit stellt sich hier noch einmal die Frage nach dem Verhältnis zwischen wissenschaftlicher Aussage und Realität, also – in klassischer wissenschaftstheoretischer Diktion –: es stellt sich das Problem der Objektivität. Mit diesem Begriff haben wir ein schillerndes Konzept vor uns, mit dem nicht nur

8 Wolfgang Bonß/Heinz Hartmann, Konstruierte Gesellschaft, rationale Deutung. Zum Wirklichkeitscharakter soziologischer Diskurse, in: dies., Entzauberte Wissenschaft, 1983, 9-46, hier: 20 (Hervorhebung W.M.).

im Verlauf der Wissenschaftsgeschichte,⁹ sondern auch in der aktuellen Diskussion sehr unterschiedliche Bedeutungen verbunden werden. Zwar setzt man sich in der wissenschaftstheoretischen Literatur von der alltagsweltlichen Verwendung des Begriffes für etwas, ‚das stimmt‘, ‚das wahr ist‘, ab, doch trifft man in wissenschaftstheoretisch ungeschützteren Kontexten (zum Beispiel in Forschungsberichten) immer wieder auf Aussagen, die diese Implikation – im Sinne eines ‚So ist es wirklich!‘ – aufweisen.¹⁰ Mag auch die Versuchung zu einem pragmatischen Umgang mit diesem Problem groß (und der zu erwartende Gewinn einer wissenschaftstheoretisch reflektierteren Position für die Forschungspraxis eher gering) erscheinen, so sei hier nochmals festgehalten, daß eine Erkenntnis, die in der in dieser Arbeit dargelegten Weise von gattungsspezifisch festgelegten Grenzen, von sozial beeinflussten kognitiven Kategorien und Handlungsprozessen und von individuellen Fähigkeiten und Eigenheiten abhängig ist, nicht für sich in Anspruch nehmen kann, ‚Realität‘ in dieser abbildenden Weise zu erfassen.

„Objektivität“ als Intersubjektivität

Da diese Einschätzung wissenschaftstheoretisch längst Allgemeinplatz ist, muß – unabhängig von der alltagsweltlichen Persistenz dieser Objektivitätsvorstellung – der Bedeutungsgehalt des Objektivitätskonzeptes in der Wissenschaft ein anderer sein. Weite Verbreitung hat eine Definition gefunden, die die Objektivität als Kontrastbegriff zur Subjektivität bestimmt: eine Aussage wird dann als „objektiv“ qualifiziert, wenn sie frei von subjektiven Ideosynkrasien ist.¹¹ So definierte das „Wörterbuch der philosophischen Begriffe“ 1929 „Objektivität“ als „Charakter des Objektiven, Sachgemäßheit,

9 Im Vergleich zum Sprachgebrauch des 17. Jahrhunderts haben die Begriffe „Objektivität“ und „Subjektivität“ ihren Bedeutungsgehalt ausgetauscht: vgl. *Peter Dear, From Truth to Disinterestedness in the Seventeenth Century*, in: *Social Studies of Science*, 22, 1992, 619-631. Siehe auch: *Lorraine Daston, Objectivity and the Escape from Perspective*, in: *Social Studies of Science*, 22, 1992, 597-618.

10 Ein Grund hierfür mag darin zu suchen sein, daß wissenschaftstheoretische Behutsamkeit und Skrupulosität sich nicht gerade als unverzichtbare Voraussetzung erfolgreicher fachwissenschaftlicher Forschung erwiesen haben, es mag aber auch einfach sprachökonomische Gründe haben: den wissenschaftstheoretischen Vorbehalt als selbstverständlichen (aber hier nicht relevanten) Rahmen unterstellend, stellt man die Ergebnisse vor, „als ob“ diese Art der Erfassung möglich wäre.

11 Ich beschränke mich hier nur auf die Charakterisierung einer Aussage als „objektiv“ – weder die auch vorkommende Kennzeichnung eines Gegenstandes als „objektiv“ noch die einer spezifischen Vorgehensweise sollen hier weiter verfolgt werden: ersteres ist identisch mit der oben postulierten „realen Existenz“, letzteres kann nur meinen, daß es sich um eine anerkannte-methodologische-Regeln-befolgende (und das heißt: verlässliche) Vorgehensweise handelt. Für diese beiden Verwendungsweisen stehen also andere, treffendere Bezeichnungen zur Verfügung.

Freisein von subjektiven (individuellen) Stimmungen, Tendenzen, Ansichten, Betrachtungsweisen, Stellungnahmen; Allgemeingültigkeit“.¹² Allerdings enthält diese Bestimmung noch ein Element eines Objektbezuges: nämlich das der „Sachgemäßheit“, über das natürlich nicht zu befinden ist, wenn man nicht einen direkten Zugang zu den ‚Sachen‘ geltend machen kann. In der Folgezeit ist dieser Aspekt in dem weiteren wissenschaftstheoretischen Bemühen um die Kontrolle des Erkenntnisprozesses und die Bewertung seiner Produkte daher aufgegeben und das Konzept der Objektivität gänzlich auf die Frage der Unabhängigkeit der Ergebnisse von durch die Individualität des Forschers bedingten Verzerrungen beschränkt worden, so daß „Objektivität“ heute im wesentlichen als „Nicht-Subjektivität“ bestimmt wird.¹³

Aber auch die Nicht-Subjektivität ist keine direkt beobachtbare Eigenschaft einer Aussage: sie bedarf der Operationalisierung – und sie hat sie im Konzept der „Intersubjektivität“ gefunden. Eine Aussage wird dann als „objektiv“ anerkannt, wenn sie durch andere Wissenschaftler prinzipiell nachprüfbar ist, wenn also eine intersubjektive Übereinstimmung hergestellt werden kann.¹⁴ Wohlgermerkt: gefordert ist ausdrücklich nicht, daß diese Aussage tatsächlich nachgeprüft und bestätigt wurde, sondern nur, daß sie prinzipiell überprüfbar ist. Damit hat der Objektivitätsbegriff eine grundsätzliche Bedeutungsverschiebung erfahren, der – im Begriff selbst enthaltene – Objektbezug ist hier völlig aufgegeben worden. Stellte der Objektivitätsbegriff zuvor eine Beziehung zwischen der Aussage und dem Forschungsge-

12 *Wörterbuch der philosophischen Begriffe*, Berlin: Mittler & Sohn, 4. völlig neubearbeitete Auflage 1929, 333.

13 Als Ursache dieser Bedeutungsverschiebung führt *Daston* die Veränderungen in der Organisation der Wissenschaft an, die aufgrund der erheblich größeren Anzahl von Wissenschaftlern und der parallel dazu verbesserten Kommunikationsmöglichkeiten die Notwendigkeit unpersönlicher Bewertungskriterien erforderlich machten – Objectivity and the Escape from Perspective, 607ff. *Dear* bringt diese Veränderung auf die Formel: hatte früher die Wissenschaft „Wahrheit“ hervorgebracht, so hat das Wissen nun den Status „desinteressierter Plausibilität“ bekommen – From Truth to Disinterestedness in the Seventeenth Century, 628. *Dear* verweist auch darauf, daß dieser neue Objektivitätsbegriff nicht positiv, sondern nur negativ definiert ist: „The ‚objective‘ as a dimension of knowledge rooted in things and their knowability thus came to be replaced in the seventeenth century by a negative category characterized by the absence of features deemed to be inappropriate to valid knowledge.“ – a.a.O. 627.

14 *Popper*, Logik der Forschung, 18ff. In einer Ergänzung zur Neuauflage erweitert Popper das Kriterium von der Nachprüfbarkeit auf die „intersubjektive Kritik“ – a.a.O., 18, Fußnote *1. Ebenso äußerte *Karl R. Popper* sich auch in: Die Logik der Sozialwissenschaften: „Was man als wissenschaftliche Objektivität bezeichnen kann, liegt einzig und allein in der kritischen Tradition ...“ – in: Theodor W. Adorno u.a. (Hrsg.), Der Positivismusstreit in der deutschen Soziologie, Neuwied/Berlin: Luchterhand 1969, 103-123, hier: 112, 113, 106.

Dieses Konzept der Intersubjektivität erweist sich damit als ein technisches Konzept der Herstellung von Übereinstimmung im Forschungsprozeß und ist nicht mit Schütz' theoretischem Konzept der Intersubjektivität als Basismerkmal der Alltagswirklichkeit zu verwechseln.

genstand her, so thematisiert er nun die Beziehung zwischen der Aussage und dem Forschungsprozedere: er ist an der Nachprüfbarkeit der Aussage festgemacht. Angesichts der Einsicht in die Mittelbarkeit jedes Objektbezuges verschiebt sich das Interesse von der Klärung der Aussage-Objekt-Beziehung auf die Aussage-Methoden-Beziehung.

Letzteres wirft jedoch die Frage nach den Kriterien auf, anhand derer über die Angemessenheit der anzuwendenden Methoden entschieden werden kann – und es stellt sich das zentrale Problem, inwieweit diese Entscheidung nicht doch wieder von (nun implizit bleibenden) Annahmen über den Objektbereich abhängen muß (soweit es sich nicht um Probleme handelt, die auf der Ebene der Logik abzuhandeln sind).¹⁵ Die Einsicht, daß der Gegenstand nicht direkt zu erfassen ist, können wir auf der Grundlage der obigen Analyse des Erkenntnisprozesses nur bestätigen. Allerdings macht unsere Analyse auch deutlich, daß es keineswegs nur kognitive Filter sind, die die Erkenntnis beeinflussen, daß neben der von Popper betonten Theorieleitung jeder Wahrnehmung noch grundlegende andere Einflußfaktoren existieren. Bevor wir uns aber mit den Konsequenzen von deren Ausgrenzung durch Popper auseinandersetzen, ist noch ein Blick auf die weitere Entwicklung des Objektivitätskonzeptes bei Popper zu werfen.

„Objektivität“ der Erkenntnis als autonome Existenz des Wissens: Poppers „Welt 3“

Hatte Popper das Konzept der Objektivität zuvor als eine *Eigenschaft von Aussagen* bestimmt: als ihre Nachprüfbarkeit oder Kritisierbarkeit, so eröffnet er mit dem seit Ende der sechziger Jahre entwickelten Modell der drei Welten eine neue Interpretationsebene. Er bezieht Objektivität nun (wieder) auf die Frage nach einer von einem Individuum völlig *unabhängigen Existenz* – einer Existenz allerdings, die sich nicht auf Gegenstände der Realität bezieht, sondern die *die Ideen selbst zu autonomen Objekten macht*. Diese verortet er in der von ihm so bezeichneten „Welt 3“: in einer Welt, die völlig unabhängig von der physikalischen Realität (der „Welt 1“) und dem subjektiven Bewußtsein der Menschen (der „Welt 2“) besteht. „Objektivität“ heißt

15 Ein Beispiel für die ‚Methodologisierung‘ der Objektivitätsdiskussion stellt der Aufsatz von Gerad Radnitzky, Bedeutung des Objektivitätsbegriffs in Wissenschaftstheorie und Forschungspolitik, dar, der – unter dem obigen Titel – gleich zu Anfang eine weitere Verwendung des Objektivitätsbegriffes ablehnt und stattdessen die „Explikation des komparativen Begriffs der wissenschaftlichen Qualität, des Begriffs ‚wissenschaftlicher Fortschritt‘“, in Angriff nimmt. Radnitzky erschöpft sich in der Darstellung der „Popper-schen Methodologie“ zur Abwehr der „relativistischen Kritik“ an dessen „objektivistischer Position“, ohne daß er das Problem der Objektivität noch einmal aufgenommen hätte – in: Werner Becker/Kurt Hübner (Hrsg.), Objektivität in den Natur- und Geisteswissenschaften, Hamburg: Hoffmann und Campe, 1976, 189-223, hier: 190f.

damit nicht (mehr) ‚Objektivität der Erkenntnis‘ oder ‚Objektivität der Methodik‘, sondern ‚Objektivität der Existenz‘ – sie bezieht sich damit nicht auf die Wahrheit von Aussagen, nicht auf die Sicherheit des Wissens, nicht auf die Herstellbarkeit von Intersubjektivität oder auf die Kritisierbarkeit der Aussagen, sondern sie bringt die Existenz einer „Welt sui generis“ zum Ausdruck, einer „Welt der objektiven Gedankeninhalte“.¹⁶

In ausdrücklicher Anlehnung an „Platons Welt der Formen und Ideen“ bezeichnet er die Welt 3 als Welt „der Ideen im objektiven Sinne; es ist die Welt der möglichen Gegenstände des Denkens; die Welt der Theorien an sich und ihrer logischen Beziehungen; die Welt der gültigen Argumente an sich und der ungültigen Argumente an sich; die Welt der Problemsituationen an sich“.¹⁷ Zwar stehe sie „in Wechselwirkung“ mit der Welt 2 des subjektiven Bewußtseins, doch existiere sie unabhängig von jedem individuellen Bewußtseinsakt: zu ihr gehören auch Gedanken, die noch nie gedacht, Probleme, die noch nie erkannt wurden (und vielleicht auch nie gedacht oder erkannt werden werden), die aber implizit immer schon in den „objektiven Ideen“ enthalten sind und „von Menschen entdeckt [werden können], die diese Ideen zu verstehen“ versuchen. „Sie werden in keiner Weise von uns geschaffen; vielmehr *entdecken* wir sie, und in diesem Sinne existieren sie schon, unentdeckt, vor ihrer Entdeckung.“ Ihre Autonomie erkennt man daran, daß sie „neue, unbeabsichtigte und unerwartete Probleme, selbständige Probleme, die entdeckt werden müssen“, „erzeugen“.¹⁸ Poppers Ziel ist es, mit der Etablierung der „Welt 3“ eine „Theorie des objektiven Geistes“ zu begründen.¹⁹

Die unabhängige Existenz dieser Welt 3 begründet er mit einem Gedankenexperiment: „Alle unsere Maschinen und Werkzeuge werden zerstört, ebenso unser ganzes subjektives Wissen einschließlich unserer subjektiven Kenntnis der Maschinen und Werkzeuge und ihres Gebrauchs. Doch die *Bibliotheken* überleben und *unsere Fähigkeit, aus ihnen zu lernen*. Es ist klar, daß unsere Welt nach vielen Widrigkeiten wieder in Gang kommen kann.“²⁰ Die entscheidende Sequenz, mit der Poppers Argument steht und fällt, steckt in dem Satz „und unsere Fähigkeit, aus ihnen zu lernen“. Mit diesem Satz hat Popper die gesamten Voraussetzungen, die für Erkenntnis erforderlich sind und die über die Existenz der Ideen in den Büchern hinausgehen, stillschweigend in das Experiment einbezogen, sie aber nicht als erforderlich ausgewiesen und dementsprechend argumentativ berücksichtigt. Er setzt als unproble-

16 Popper, Objektive Erkenntnis, 159, 109.

17 Popper, Objektive Erkenntnis, 159, 160.

18 Popper, Objektive Erkenntnis, 161, 166.

19 So der programmatische Titel eines seiner Aufsätze, in denen er diese Idee entwickelte – Popper, Objektive Erkenntnis, 158ff.

20 Popper, Objektive Erkenntnis, 111.

matische Prämisse, daß der „objektive Inhalt“ der in diesen Büchern fixierten Gedanken „von uns“ rekonstruiert werden kann.²¹

Um die Tragfähigkeit dieser These – von der er selbst einräumt, daß sie „vielen äußerst metaphysisch und dubios vorkommen“ werde²² – zu testen, wollen wir ein anderes Gedankenexperiment machen: wir betreiben eine Art ‚umgekehrter Archäologie‘ und versetzen die Bibliothek der Harvard-University in eine Tempelanlage der Vierten Dynastie um 2500 vor unserer Zeitrechnung in Ägypten. Werden die altägyptischen Priester kognitiv in der Lage sein – die materiellen Ressourcen seien prinzipiell gegeben –, „unsere Welt in Gang zu bringen“? Können wir davon ausgehen, daß sie eine Abhandlung über die gentechnologische Manipulation zur Bekämpfung von Erbkrankheiten, über die Wirkungsweise eines Computertomographen oder über die Gefahren des Ozonabbaus in der Erdstratosphäre in ihrem Bedeutungsgehalt werden erschließen können? Verfügen sie über eine Erfahrungsbasis, auf der subzelluläre oder chemische Prozesse bedeutungsvoll verortet werden können? Wahrscheinlich werden sie ein partielles Verständnis derjenigen Bücher entwickeln können, in denen sie einen Bezug zu ihrer eigenen Erfahrungswelt herstellen können: etwa zu Teilen der agrar- oder ingenieurwissenschaftlichen Literatur, die sich mit Fragen der Bewässerungstechnik, natürlicher Methoden der Düngung und Bodenverbesserung oder der Statik auseinandersetzen; vermutlich werden sie Teile von Niccolò Machiavellis „Der Fürst“ oder von George C. Homans’ „Theorie der sozialen Gruppe“ verstehen können – unsere Beschreibung der technischen Welt dagegen werden sie kaum verstehen können, wenn sie sie allein aufgrund der in Büchern überlieferten Symbolisierungen rekonstruieren sollen.

Dieses Beispiel macht deutlich, daß Popper das Sinnproblem der Rekonstruktion des Bedeutungsgehaltes von „schwarzen Flecken auf weißem Papier“ nicht gelöst hat. Die „Möglichkeit des Verstandenwerdens“, die für Popper die Objektivität des in den Büchern festgehaltenen Wissens ausmacht,²³ ist gerade nicht voraussetzungslos. Im Gegenteil hatten wir in unserer Rekonstruktion des Erkenntnisprozesses gesehen, in welcher konstitutiver Weise die Erkenntnisfähigkeit und der Erkenntnisgegenstand einander wechselseitig bedingen, welche Bedeutung der Handlungserfahrung zukommt und welche vielfältigen Einflüsse seitens der sozialen Organisation auf den Erkenntnisprozeß einwirken und den Erkenntnis‘apparat‘ des einzelnen formen. Von diesen Voraussetzungen kann Popper nicht einfach absehen und sie zugleich mit der „Fähigkeit, aus den Büchern zu lernen“, verdeckt wieder in den Erkenntnisvorgang einführen. Poppers Fehler besteht darin, implizit den kulturellen Rahmen von Erkenntnis konstant zu halten und nur eine Variable: die Zerstörung des Wissens über das Funktionieren von Maschinen, zu ver-

21 Popper, Objektive Erkenntnis, 161, Fußnote 4.

22 Popper, Objektive Erkenntnis, 119.

23 Popper, Objektive Erkenntnis, 119.

ändern. Der Inhalt eines Gedankens, sein Sinn, wird von Popper aus seinem Kontext gelöst und in dem Verweis auf „Bücher“ hypostasiert.

Daneben bleibt offen, welchen Erkenntnisgewinn Popper sich vom Konzept der „objektiven Erkenntnis“ überhaupt erhoffen kann. Wenn die Welt 3, die Welt der „objektiven Ideen“, die Summe aller möglichen Ideen darstellt (und so konzipiert Popper sie²⁴): wenn sie die früheren Ideen ebenso umfaßt wie die heutigen und die zukünftig möglichen, die wahren ebenso wie die falschen – welcher Erklärungswert kann ihr dann zukommen? In dieser allumfassenden Fülle ist die Welt 3 unter wissenschaftstheoretischen Gesichtspunkten leer, da sie alles zuläßt und nichts ausschließt. Hinzu kommt, daß sie, wenn sie in dieser Weise konzipiert wird, nicht (wie Popper es unausgesprochen tut) auf den abendländischen Kulturkreis beschränkt werden darf – dann muß sie auch die Ideen anderer zeitgenössischer Kulturen und die Ideen längst vergessener und zukünftiger Kulturen umfassen. Dann aber – und hier erst wird es wissenschaftstheoretisch interessant – müssen wir uns fragen, unter welchen Bedingungen welche dieser Ideen realisiert werden. Wenn aber die Ideen der Realisierung bedürfen – und dies kann nur durch Subjekte erfolgen –, dann ist die Welt 3 nicht in derselben Weise autonom (das heißt „objektiv“ im Popperschen Sinne), wie es die Welt 1 ist – beziehungsweise ihre Autonomie reduziert sich auf die der „schwarzen Flecken auf weißem Papier“, die erst in der interpretierenden Betrachtung durch ein Subjekt eine Bedeutung bekommen. Elemente der Welt 1 *existieren* – und dies heißt: sie haben ihre eigene Geschichte – unabhängig vom Betrachter: Berge werden von Wind und Wasser abgetragen, befruchtete Eizellen entwickeln sich, Tiere werden geboren, altern und sterben. Aussagen dagegen lagern für Jahrhunderte als schwarze Flecken auf weißem Grund in Büchern (oder in anderer physikalischer Form auf Steinplatten oder ähnlichem), ohne daß sie irgendeine ‚seinsmäßige‘ Veränderung erfahren: ihr Sinn hat kein objektives Sein, das unabhängig von einem Betrachter existieren würde. Erst in der Zuwendung, die sie durch ein Subjekt erfahren, erst im Rückbezug auf einen Handlungskontext, der dem Subjekt vorab vertraut sein muß, erhalten sie ‚Sinn‘ – und es muß beileibe nicht der Sinn sein, der ursprünglich mit ihnen verbunden wurde. *„Wissen“ existiert also nicht in metaphysischer Unabhängigkeit, sondern Wissen hat einen historischen Ort, der zeitlich, räumlich und sozial bestimmt ist, und in seiner Existenz ist es an Subjekte gebunden.*

Damit aber löst sich Poppers Konzept einer „Erkenntnis ohne erkennen-des Subjekt“ auf: die Objektivität einer in einem Buch fixierten Aussage ist auf demselben Niveau anzusiedeln wie die der Regalbretter, auf denen dieses Buch steht: auf dem der Welt 1 – und das heißt: in seiner materiellen Existenz als schwarze Flecken. Insofern ist dem *Gehalt* einer Aussage oder Theorie nicht derselbe ontologische Status zuzusprechen wie den physikali-

schen Elementen der Welt 1, die in der Tat unabhängig von erkennenden Subjekten existieren – Poppers Welt 3 als eine „Welt der Ideen“ existiert eben nicht „objektiv“ in diesem von ihm definierten Sinne, sondern „es gibt“ sie nur in bezug auf Subjekte. ‚Sinn‘ existiert nicht als eine „objektive“ Ressource in autonomer Selbstgenügsamkeit, sondern ‚Sinn‘ setzt eine Lebenswelt voraus, in bezug auf die er überhaupt erst einer Zeichenfolge, einer Handlung oder ähnlichem zugeschrieben werden kann, und er setzt ein handelndes Subjekt voraus, das diese Zuschreibung vornimmt. ‚Sinn‘ ist (zunächst) Produkt eines Erkenntnisvorganges und nicht seine Voraussetzung.

Mit der Konzeption der Welt 3 wollte Popper den Erkenntnisakt von jeglichem subjektiven Bezug freihalten und ihn zugleich vor dem Zugriff der – Mitte der sechziger Jahre mit der Arbeit von Kuhn neuen Auftrieb gewinnenden – genetischen Betrachtungsweise retten. Ließe er sich auf eine Analyse des Erkenntnisaktes ein, so müßte er auch eine Diskussion der Kontextbedingungen von Erkenntnis – und dies impliziert: der historischen, sozialen und individuellen Umstände der Erkenntnis, also auch des Entdeckungszusammenhanges – führen. In dessen Einbeziehung in den Wissenschaftsprozess aber sah Popper (und sieht mit ihm der Kritische Rationalismus) eine Gefährdung der Rationalität wissenschaftlichen Vorgehens, da auf ihn die falsifikatorische Logik nicht anzuwenden ist, diese für Popper aber die Objektivität der wissenschaftlichen Methodik (im Sinne der Subjektunabhängigkeit) ausmacht. Die Differenzierung von Entdeckungs- und Begründungszusammenhang und ihre unterschiedliche wissenschaftstheoretische Qualifizierung ist für Popper eine grundlegende Grenzziehung, mit der er die Beschränkung seiner methodologischen Reflexion auf die rationale Kritik und Kontrolle im Hypothesentest legitimiert und durch die die Verweisung der Ideengeneese in einen vorgeschalteten, für die Wissenschaftlichkeit der Erkenntnis selbst irrelevanten Bereich plausibel erscheint, da ja die Anerkennung als wissenschaftliche Erkenntnis sich erst in der Begründungsphase entscheidet.²⁵

Ziehen wir auch hier wieder die obige Analyse des Erkenntnisprozesses heran, so wird deutlich, daß diese Differenzierung zwar deskriptiv möglich, ihre wissenschaftstheoretische Interpretation aber nicht aufrechtzuerhalten ist. Angesichts der vorliegenden empirischen Belege ist nicht zu übersehen, daß Erkenntnis abhängig ist von den Bedingungen, unter denen sie zustandekommt. Auch ist der Kontext von Erkenntnis weiter und grundsätzlicher zu fassen, als Popper es tut: er ist nicht auf die Psychologie des isolierten Erkenntnisaktes zu reduzieren, sondern er umfaßt dessen gesamte Verortung in einem sozial abgesicherten und historisch entwickelten Erkenntnisssystem – eine Verortung, die, wie wir sahen, sehr wohl Konsequenzen nicht nur für die Genese von Ideen, sondern auch für ihre Überprüfung hat. Erkenntnis ist damit nicht nur (dieses individualistische Mißverständnis war uns ja bereits

25 Vgl. *Popper, Logik der Forschung*, 6ff.

in der Diskussion des Verstehenskonzeptes im Kritischen Rationalismus begegnet²⁶⁾ ‚bedroht‘ durch kognitive oder ideologische Eigenheiten, Unzulänglichkeiten und Voreingenommenheiten des einzelnen Forschers – kognitive und soziale Rahmenbedingungen *konstituieren* vielmehr Erkenntnis. Popper greift in seiner Erkenntnisanalyse also in doppelter Weise zu kurz, wenn er seine Bemühungen auf die Ausschaltung individualistischer Verzerrungen konzentriert: der ‚externe‘ Einfluß auf die Erkenntnis ist wesentlich vielfältiger, als Popper voraussetzt, und seine Behandlung als Störfaktor verstellt die Einsicht, daß es sich um Konstitutionsbedingungen handelt, ohne die Erkenntnis gar nicht zustandekommen kann.

Gerade wenn wir Poppers wissenschaftstheoretischen Einwendungen gegen die Illusion sicherer Erkenntnis folgen und damit anerkennen, daß jede Erkenntnis nur hypothetisch ist, können wir uns nicht nur auf *eine* ‚Verzerrungsursache‘: den ‚subjektiven Faktor‘, beschränken – vielmehr müssen wir dann auch anerkennen, daß das Ergebnis eines Erkenntnisprozesses nicht nur das Ergebnis eines rationalen Prüfprozesses ist, sondern daß es innerhalb eines bestimmten Rahmens von kulturellen und subkulturellen Selbstverständlichkeiten, möglichen Problemstellungen, theoretischen Annahmen, methodischen Begrenzungen, materiellen Möglichkeiten, politischen Interessen und sozialen Zwängen entstanden ist, die alle einen Einfluß auf das Ergebnis ausüben, ohne doch ihrerseits im Prüfprozeß kontrolliert werden zu können. Bedenkt man allein die historischen Veränderungen, denen die wissenschaftliche Beweisführung – und damit das Konzept wissenschaftlicher Rationalität – im Verlauf der Entwicklung der Wissenschaften ausgesetzt war, so erscheint es willkürlich, die Reflexion über das Forschungsergebnis auf diesen Prüfprozeß zu beschränken und den Kontext definitorisch auszuschalten (und zudem zu übersehen, daß der Prüfprozeß selbst kontextabhängig ist) beziehungsweise auf individuelle Verzerrungseinflüsse einzugrenzen. Der Kritische Rationalismus hat sich um die Ausarbeitung der Kontrollmöglichkeiten in diesem engeren Bereich verdient gemacht, doch darf eine umfassende Kontrolle wissenschaftlicher Erkenntnis sich nicht hierauf beschränken, sie sollte auch die vorgelagerte Strukturierung des Gegenstandes mitreflektieren.

Im übrigen ist hier der Ort, an dem Poppers Konzept des „objektiven“ Gehaltes der Ideen zumindest partielle Berücksichtigung erfahren kann: die kognitiven Vorstellungen, an denen Handelnde und Forscher sich orientieren, sind keineswegs isolierte Hervorbringungen einzelner Individuen (als die sie in der psychologisierenden Betrachtungsweise des Kritischen Rationalismus erscheinen), sondern sie sind Konkretisierungen kollektiver Wissensbestände, die ihrerseits auf eine eigene Entwicklungsgeschichte zurückblicken können, und in dieser Eigenschaft haben sie in der Tat eine Beständigkeit, die

über ihre Verwendung in individuellen Sinnzuschreibungen hinausgeht.²⁷ Im Unterschied zu Poppers Welt 3 werden die Bedeutungsgehalte dieser Vorstellungen hier jedoch nicht metaphysisch überhöht und hypostasiert, sondern sie werden als Ressource individueller und kollektiver Sinngebungen (über deren Konkretisierung im Einzelfall empirisch zu entscheiden ist) in die kritische Analyse des Erkenntnisprozesses einbezogen.

„Objektivität“ als Zielbestimmung wissenschaftlichen Handelns

Fassen wir zusammen: was kann auf dem Hintergrund dieser Überlegungen der Begriff der ‚Objektivität‘ bedeuten? In der neueren Wissenschaftssoziologie verband man damit den Anspruch (‚der anderen‘) auf die Erfassung der Realität, ‚wie sie wirklich ist‘, und da dies allem Anschein nach nicht möglich ist, wandte man sich von diesem Ziel gänzlich ab und der Erfassung der Produktionsbedingungen des Wissens zu. In der Wissenschaftstheorie war die Tendenz festzustellen, diesem Konzept – in Gestalt der „Intersubjektivität“ – eine ‚handhabbare‘ methodenbezogene Interpretation zu geben beziehungsweise es – in Gestalt von Poppers „objektivem Geist“ – auf die unabhängige Existenz der Ideen zu beziehen. Letztlich kapitulieren aber die Lösungsansätze in Wissenschaftssoziologie und Wissenschaftstheorie vor den Problemen, die aus der Unmöglichkeit eines direkten Realitätsbezuges und der unauflösbaren Bindung der Erkenntnis an den Prozeß ihrer Konstruktion resultieren, indem sie dem Problem ausweichen, von dem Erkenntnis- und Wissenschaftstheorie ihren Ausgang nahmen: der Frage, wie man sicherstellen kann, daß unser Wissen über die Welt die Beschaffenheit dieser Welt (wie sie unabhängig von unserer Erkenntnistätigkeit besteht) so gut wie möglich wiedergibt.

Von Popper stammt der nachdrückliche Verweis darauf, daß unsere Wahrnehmung nicht mit dem Sammeln unverbundener Daten beginnt, sondern mit einer Erwartung, einer Hypothese, oder allgemeiner: einem Problem. Zu ergänzen ist: sie beginnt auch nicht mit einer bestimmten Methodik. Am Anfang all unseres Wissens über die Realität steht vielmehr unsere Erfahrung – und zwar unsere Erfahrung ihrer Widerständigkeit. In unserer Hinwendung zur Realität treffen wir auf die Realität als etwas uns Gegenüber- und Entgegenstehendes, stoßen wir uns an ihren Gegebenheiten und machen wir die Erfahrung ihrer Unabhängigkeit von unseren Wünschen und vorgängigen Vorstellungen – und hier liegt der Grund für die Hartnäckigkeit, mit der sich die Vorstellung von einer „objektiven“ Existenz der Realität ge-

27 Und dennoch, das bleibe hier festgehalten, existieren sie nur in solchen Sinnzuschreibungen.

gen alle Evidenz der erkenntnistheoretischen und konstruktivistischen Einwände auch unter Wissenschaftlern hält.²⁸

Auf der Basis der oben entwickelten Skizze des Erkenntnisprozesses sind die vorgetragenen Einwände gegen eine naive Korrespondenzvorstellung in weitem Maße zu akzeptieren; unter Rückgriff auf die zuvor vorgenommene Trennung von ‚Existenz‘ und ‚Überprüfbarkeit‘ scheint angesichts der ‚realen Existenz von Welt‘, wie ich sie oben begründet habe, aber dennoch eine Begrifflichkeit erforderlich und möglich zu sein, die diese Unabhängigkeit der Existenz zum Ausdruck bringt und die die Ausrichtung der Forschung auf diese Realität thematisiert, und kein anderer Begriff scheint sich dafür so sehr zu eignen – und sich in dieser Bedeutung immer wieder aufzudrängen – wie der der „Objektivität“. Angesichts der beiden genannten Grundprobleme: der Unmöglichkeit direkter Erfahrung und der Konstruiertheit der Erfahrung in einem vielfältig beeinflussten Prozeß kann „Objektivität“ aber immer nur das Ziel beschreiben, das die Forschung anstrebt, nicht aber kann „objektiv“ als schmückendes Adjektiv verwendet werden, um ein methodisches Vorgehen oder ein Forschungsergebnis (oder gar den Wissenschaftler selbst) zu adeln: „Objektivität“ verweist auf die unabhängige Existenz der Realität, sie ist ein Ziel des Forschungsbemühens, nicht aber eine seiner Eigenschaften. Wenn auch das Ziel nicht zu erreichen ist, so stellt sein Vorhandensein doch einen Orientierungspunkt dar, an dem das Forschungshandeln sich ausrichten und an dem es gemessen werden kann – nicht dahingehend, daß der Abstand von ihm bestimmt werden könnte (denn dies würde seine Fixierbarkeit voraussetzen), wohl aber dadurch, daß Abweichungen von dieser Zielausrichtung als Fehler erkannt und kritisiert werden können. Das cartesianische Problem, einen Erkenntnisstandpunkt außerhalb unseres Erkenntnisystems zu begründen, ist nicht zu lösen, und damit kann es keine Sicherheit über den Status unserer Erkenntnis geben. Dennoch aber muß es die Aufgabe wissenschaftlicher Forschung bleiben, auf die Erreichung möglichst realitätsentsprechender Erkenntnisse hinarbeiten und Kriterien zu entwickeln, die die Bewertung von Forschungsergebnissen in dieser Hinsicht erlauben.

Die in konstruktivistischen Beiträgen eingeschlagene Verlagerung des Interesses von der Beziehung Aussage-Realität auf die Beziehung Aussageform-Akzeptanzbedingungen kann die forschungsleitende Funktion des Realitätsbezuges nicht ersetzen. Wie wir oben gesehen haben, erhellen die vorgelegten Studien zwar in die Bedingungen des realen Forschungsbetriebes und weisen ihn dabei als ein ‚normales‘ Segment gesellschaftlicher Handlungswirklichkeit aus, das keineswegs für sich in Anspruch nehmen kann, sicheres Wissen – also ‚Wahrheit‘ – gewinnen zu können; sie zeigen, daß der Wissenschaftsbetrieb seinen eigenen Handlungszwängen unterliegt, daß er keines-

28 Was im übrigen meint ‚Evidenz‘, wenn ihre Proponenten – entgegen ihrem eigenen Anspruch – nicht eine Entsprechung in der Realität in Anspruch nehmen?

wegs der allein rational und kognitiv bestimmte Raum ist, in dem Erkenntnis unabhängig von Kontextbedingungen gewonnen werden könnte. Damit lenken sie auch, völlig zu Recht, die Aufmerksamkeit auf die Bedingungen, unter denen vorgelegte Forschungsergebnisse von der ‚scientific community‘ akzeptiert werden.

Es erweist sich allerdings als kurzschlüssig, wenn die hier beobachteten Akzeptanzkriterien nun an die Stelle der Gütekriterien der Forschung gesetzt werden, wenn die Frage nach der Darstellungsform die Frage danach, wofür ein Ergebnis steht, verdrängt. Wenn man nicht einem kruden konsenstheoretischen Wahrheitskonzept anhängt, das für wahr setzt, was (in einer bestimmten sozialen Gruppe) übereinstimmend für wahr gehalten wird, dann kann die Verschiebung des Erkenntnisinteresses in der wissenschaftstheoretischen Reflexion von den (an der ‚Übereinstimmung mit der Realität‘ orientierten) Gütekriterien zu den (an der Akzeptanz orientierten) Präsentationsformen nicht befriedigen. Die Tatsache, daß wir keine sichere Entscheidung über den Wahrheitsgehalt einer Aussage treffen können und daher in jeder historischen Situation darauf zurückverwiesen sind, im Diskurs eine Einigung über die Bewertung einer Aussage herbeizuführen und dabei den Einigungsprozeß als Ersatz für die fehlenden ‚objektiven‘ Kriterien nehmen, rechtfertigt nicht die wissenschaftstheoretische Gleichsetzung von Realitätsbezug und Entscheidungsprozeß. Zum einen verschiebt man damit, wie wir sahen, nur den Realitätsbezug auf eine andere Ebene (und gerät, wie Fuchs kritisch feststellte, in einen unendlichen Reflexionsregreß, der notwendig an irgendeiner Stelle abgebrochen werden muß³⁰), zum anderen läuft man Gefahr, die in der Wissenschaftssoziologie herausgearbeiteten Kriterien für die Akzeptanz einer Aussage als Gütekriterien für den Inhalt der Aussage zu nehmen. Und schließlich mag die Herausarbeitung solcher rhetorischer Elemente in der Ergebnispräsentation in einem Rückkoppelungsprozeß zu deren instrumentellen Einsatz in wesentlich breiterer Form, als dies ohnehin geschieht, führen – gerade diese Tendenz zur Verselbständigung der wissenschaftssoziologischen Befunde zu forschungs- und karrierestrategischen Ressourcen macht das

29 Aus anderer Perspektive hat *Durkheim* dieses Problem beleuchtet, als er in bezug auf wissenschaftliche Begriffe feststellte: „Es genügt nicht, daß sie wahr sind, um auch [von der Gesellschaft] geglaubt zu werden. Wenn sie nicht mit den anderen Überzeugungen und den anderen Meinungen harmonisieren, mit einem Wort, mit der Gesamtheit der kollektiven Vorstellungen, so werden sie abgelehnt.“ – Die elementaren Formen des religiösen Lebens, 586.

30 *Fuchs*, *Relativism and Reflexivity in the Sociology of Scientific Knowledge*, 158f.

Zumeist erfolgt dieser Abbruch dort, wo sich der ‚diensthabende‘ Forscher selbst gerade in der Reflexionsschleife befindet: der empirische Forscher verbleibt auf der Ebene ‚der Realität‘, der Soziologe wissenschaftlichen Wissens analysiert die Konstruktionen des empirisch Forschenden, und manche Konstruktivistinnen beobachten dann noch den Beobachter des Beobachters, ohne damit allerdings an einem natürlichen Endpunkt angelangt zu sein.

Festhalten an einem Gegenstandsbezug, so mittelbar er auch immer sein mag, umso dringlicher.³¹

Die Einsicht in den Konstruktionsprozeß der wissenschaftlichen Erkenntnis darf nicht dazu führen, daß diese nur noch (oder auch nur vorrangig) unter der Perspektive der Konstruktionsprobleme betrachtet wird und ihren konstitutiven Bezug auf die Realität verliert. Erkenntnis besteht – dies habe ich oben ausführlich zu begründen versucht – auch, aber eben nicht nur, aus konstruktiven Elementen; die Verabsolutierung des Konstruktionsaspektes führt im Verlust des Realitätsbezuges zu einer Halbierung des Erkenntnisprozesses.³² Die Analyse der Konstruktionsbedingungen kann dazu dienen, die Reflexivität des wissenschaftlichen Erkenntnisprozesses zu erhöhen, es besteht aber weder die Notwendigkeit noch auch die Möglichkeit, den Realitätsbezug aufzugeben. Diese Überlegungen verweisen uns von der einseitigen Beschäftigung mit einzelnen für die Erkenntnis konstitutiven Elementen (seien sie nun im Individuum, in der gesellschaftlichen Orientierung oder im Wissenschaftssystem anzusiedeln) auf den Gesamtprozeß, in dem Erkenntnis gewonnen wird und in dem im Forschungshandeln alle diese Elemente zusammenfließen. Dazu gehört auch – wir werden im nachfolgenden Abschnitt auf diesen Aspekt zurückkommen müssen – die Reflexion auf den Gegenstand: wenn Erkenntnisgegenstand und Erkenntnissystem im Erkenntnisakt zusammentreffen und sich in ihm verbinden, dann kann die wissenschaftstheoretische Reflexion sich nicht auf den methodischen Aspekt allein beschränken, dann muß in der Wissenschaftstheorie das ‚Erkenntnis‘ konstituierende Wechselspiel zwischen ‚Gegenstand‘ und Erkenntnistätigkeit aufgenommen werden. Dies bedeutet auch, daß die Wissenschaftstheorie ‚gegenstandsbezogener‘ werden muß, indem sie in die Reflexion über die angemessene Methodik der Forschung auch das vorhandene fachwissenschaftliche Wissen über die Beschaffenheit des Erfahrungsfeldes, aus dem der Gegenstand konstituiert wird, einbezieht (wie auch jeder alltagsweltlich Handelnde seine neuen

31 Natürlich ist es wichtig und richtig, sich des Umstandes bewußt zu sein, daß diese Präsentationsstrategien immer schon angewandt worden sind, und mancher Forschungsbericht mag dank solcher Techniken ja auch schlicht leichter rezipierbar sein. Es sollte jedoch nicht die Gefahr übersehen werden, daß die Beschreibung des Faktischen leicht wertende Züge annehmen und zu dem Kurzschluß führen kann, daß – da *retrospektiv* für „erfolgreiche“ Forschung diese Charakteristika aufgewiesen worden sind – man erfolgreiche Forschung *prospektiv* an diesen Charakteristika meint erkennen zu können und Forschungsberichte *normativ* darauf verpflichtet werden (oder zumindest gut daran tun), entsprechende Formen anzunehmen.

32 In der Zurückweisung der radikalen erkenntnistheoretischen Schlußfolgerungen, die von einigen Konstruktivistinnen gezogen werden, darf aber nicht das Bewußtsein davon verlorengehen, daß der Prozeß des Erkennens *auch* ein Prozeß des Konstruierens ist. Wenn in dieser Arbeit die Aufmerksamkeit stärker auf die realistischen Aspekte gelenkt wird, so ist dies auch ein Akt der Kompensation, der sich gegen die zur Zeit so dominante Rhetorik des Konstruktivismus wendet und nicht die Idee selbst, sondern ihre Verabsolutierung kritisiert.

Erfahrungen in der Planung nachfolgender Aktivitäten berücksichtigt). In diesem Sinne bleibt das Problem der Objektivität der wissenschaftlichen Forschung inhärent.

3. Erklären und Verstehen im Prozeß soziologischer Erkenntnis

In der Frage nach einer erkenntnistheoretisch begründeten Methodologie der empirischen Sozialforschung hatten wir unseren Ausgangspunkt bei der Kontroverse um die Möglichkeit und Notwendigkeit einer eigenständigen sozialwissenschaftlichen Methodologie genommen, und zu dieser Frage möchte ich abschließend zurückkehren. Die Aufarbeitung der Diskussion um diese Fragestellung hatte gezeigt, daß hier zwei Positionen, die tatsächlich auf unterschiedlichen Dimensionen anzusiedeln sind, von ihren jeweiligen Vertretern einander direkt entgegengesetzt worden sind. Einerseits handelt es sich um eine Forschungslogik, die (aufgrund logischer Erwägungen und aus der Beobachtung der Forschungspraxis heraus) für alle Wissenschaften eine gemeinsame methodische Vorgehensweise meint feststellen zu können und die diese zum entscheidenden Abgrenzungskriterium gegenüber nicht-wissenschaftlicher Weltdeutung macht. In bezug auf dieses grundsätzliche methodische Vorgehen sind für sie alle Wissenschaften (und damit auch alle ihre 'Gegenstände') gleich: es gibt *eine* „Logik der Forschung“ für alle, lediglich im Bereich der konkret einzusetzenden Forschungstechniken müssen Anpassungen an Spezifika der Forschungsobjekte vorgenommen werden. Auf der anderen Seite finden wir den Verweis auf die grundlegend unterschiedliche Beschaffenheit dieser Forschungsgegenstände, die eine andere Vorgehensweise für die Sozialwissenschaften (im Vergleich zu den Naturwissenschaften, die in dieser Diskussion den ‚natürlichen‘ Maßstab für die anderen Disziplinen darstellen) erforderlich mache.

Wenn auch auf abstrakter Ebene übereinstimmend als Ziel wissenschaftlicher Forschung die Gewinnung „allgemeingültigen Wissens aus Erfahrungen“ genannt wurde und man allen Wissenschaften „dieselben elementaren logischen Operationen“ zusprach,¹ so enthalten die angeführten Divergenzen doch genügend Dissens, um auf jeder konkreteren Ebene in Gegensatz zueinander zu geraten. In einer kritischen Analyse der jeweils vorgetragenen Argumente konnte aufgezeigt werden, daß jede dieser beiden Positionen ihre eigenen Schwächen und Unzulänglichkeiten aufweist und die Diskussion weitgehend auch durch ein Aneinander-vorbei-Reden gekennzeichnet ist. Dieses wechselseitige Ignorieren nicht nur einzelner Argumente der jeweils

1 Hier: Dilthey, Die Entstehung der Hermeneutik, 334.

anderen Seite, sondern vor allem der Tatsache, daß die vorgebrachten Argumente sich auf unterschiedliche Dimensionen bezogen, macht einen Großteil der Unfruchtbarkeit und der scheinbaren Unaufhebbarkeit dieser Kontroverse aus.

Auf dem Hintergrund der oben vorgenommenen Analyse des Erkenntnisprozesses zeigt sich aber die Unhaltbarkeit der exklusiven Zuwendung zur methodologischen *oder* zur inhaltlichen Seite des Erkennens. Wenn ‚der Gegenstand‘ sich für die Erkennenden erst in der Anwendung einer spezifischen Erkenntnisweise konstituiert, dann ist es unumgänglich anzuerkennen, daß eine Reflexion über die Methodik ebensowenig für sich alleine stehen (und das heißt: ohne eine gleichzeitige Reflexion über ‚den Gegenstand‘ auskommen) kann, wie umgekehrt die letztere nicht möglich ist, ohne daß der Beitrag der eigenen Vorgehensweise auf diese Konstitution mitbedacht wird. Mit anderen Worten: das in Teil I festgestellte spiegelbildliche Ungenügen der beiden Positionen im Hinblick auf die theoretische Konzeption von Verstehen beziehungsweise auf die methodologische Umsetzung des Verstehenskonzeptes in der einheitswissenschaftlichen beziehungsweise in der verstehenden Orientierung hat seinen Ursprung in dieser selektiven Hinwendung auf den Erkenntnisprozeß. Indem je unterschiedliche Aspekte ausgeblendet respektive hervorgehoben wurden, gelangte man zu unterschiedlichen Perspektiven, die ihrerseits unterschiedliche methodologische Konsequenzen zu bedingen schienen.

Indem man zum Beispiel kulturelle Homogenität zwischen Forscher und Handelnden unterstellte, setzte man implizit den kulturellen Hintergrund wissenschaftlichen Forschens konstant, so daß nun auch die Deutung von Handlungen durch den Forscher unproblematisch erscheinen konnte – es wurde möglich, sich innerhalb dieses (explizit nicht bewußt gemachten) Rahmens auf die Probleme der Methodik zu beschränken und die Beziehung zwischen dem einzelnen Forscher und ‚seinem Gegenstand‘ in den Mittelpunkt zu stellen. Auf der anderen Seite lief man Gefahr, die sinnhafte Konstitution sozialer Phänomene zu verabsolutieren und das Problem der Kontrolle der Konstitutionsleistung des Forschers in den Mangel einer spezifischen, nämlich einer „gegenstandsunangemessenen“ – und das heißt: ‚der anderen‘ – Methodik zu transformieren. Der Blick auf den Erkenntnisprozeß, wie er sich als Ergebnis empirischer Forschung in seiner umfassenderen Breite darstellt, zeigt jedoch, daß im konkreten Erkenntnisakt alle diese Aspekte zusammenfließen, so daß jeder Ausschluß eines einzelnen Aspektes ein unvollständiges Bild vom Forschungsprozeß zur Folge hat und unterschiedliche Ausblendungen inkongruente Bilder – und damit unvereinbare Regeln für das Forschungshandeln – hervorbringen. Auf der Basis der erkenntnistheoretischen Einsichten ist von einer Methodologie der empirischen Sozialforschung folglich zu fordern, daß sie die Ausgrenzungen der beiden skizzierten Positionen aufhebt und der oben aufgezeigten Breite der Einflußfak-

toren auf den Erkenntnisprozeß Rechnung trägt. Im Kontext dieser breiteren Perspektive auf den Erkenntnisprozeß scheint es mir nicht sinnvoll, das Konzept des ‚Erklärens‘ auf die Anwendung des Hempel-Oppenheim-Schemas zu reduzieren. In der Entgegensetzung zum ‚Verstehen‘ steht der Begriff des Erklärens für mehr: er steht für die Notwendigkeit und die Möglichkeit, einer von der Wirklichkeitsdeutung der Handelnden unabhängigen Analyse, und in dieser Konnotation möchte ich diesen Begriff im folgenden verwenden.

3.1 Die Ausklammerung der Konstitutionsleistung des Forschers in der einheitswissenschaftlichen Methodologie

Welches sind nun die wesentlichen Ausblendungen und Fehlschlüsse, die sich aus der Einseitigkeit der beiden Positionen ergeben? Auf der Seite der einheitswissenschaftlichen Position ist hier insbesondere die folgenreiche Trennung von Entdeckungs- und Begründungszusammenhang zu nennen, auf der die von Popper und anderen vertretene Unterscheidung in einen vorwissenschaftlichen Bereich der Hypothesengewinnung und einen Bereich methodisch kontrollierter Hypothesenprüfung beruht.² Diese Trennung geht auf einen Vorschlag zurück, den Hans Reichenbach 1938 machte, um den Aufgabenbereich der Erkenntnistheorie gegen den einer Psychologie der Forschung abzugrenzen. Erstere „kümmert sich nicht darum, wie die Denkprozesse wirklich ablaufen“, sie „möchte Denkprozesse so rekonstruieren, wie sie vor sich gehen sollten, wenn man sie zu einem widerspruchsfreien System ordnen würde“. Mit dem tatsächlichen Ablauf von Erkenntnis, der „sich fast nie an die Logik“ gehalten habe, könne sich die Erkenntnistheorie nicht befassen – sie beschäftige sich vielmehr mit der „Konstruktion des Rechtfertigungszusammenhangs“, in dem ein Wissenschaftler seinem „Publikum“ das Ergebnis seiner Forschung darstellt und begründet.³

In der nachfolgenden Verwendung dieses Begriffspaares ist nun allerdings eine nicht explizierte, aber aufschlußreiche Bedeutungsverschiebung vorgenommen worden.⁴ Während Reichenbach den „context of justification“

2 Siehe z.B. *Popper, Logik der Forschung*, 6ff, 257.

3 *Hans Reichenbach, Erfahrung und Prognose. Eine Analyse der Grundlagen und der Struktur der Erkenntnis*, Braunschweig/Wiesbaden: Vieweg (Gesammelte Werke in 9 Bänden, Band 4) 1983 (1938), alle Zitate von Seite 2.

4 Den Hinweis auf das Vorliegen einer Veränderung verdanke ich Udo Kelle, der dies in einem Vortrag, den er am 6.7.1993 am Institut für Soziologie der Universität Erlangen-Nürnberg hielt, anmerkte.

erst beginnen läßt, wenn der Forscher bereits zu seinem Ergebnis gekommen ist: „wie jemand einen *Lehrsatz findet* und wie er ihn einem *Publikum vorführt*, ist wohl ein gutes Beispiel [für die Differenz der beiden Kontexte]“;⁵ wird der Begründungszusammenhang heute in der dem Kritischen Rationalismus verpflichteten Methodenliteratur zeitlich und sachlich weit vorgezogen.⁶ Der Entdeckungszusammenhang, der für Reichenbach die gesamte Phase der Erkenntnisgewinnung umfaßte, schnurrt auf „das Finden“ der Forschungsfrage zusammen,⁷ und bereits mit der Entscheidung für eine Theorie (als Orientierungsrahmen der empirischen Forschung) wird der Beginn des Begründungszusammenhanges angesetzt, der dann den gesamten Prozeß von Operationalisierung, Datenerhebung, -analyse und -interpretation umfaßt. Die Darstellung der Ergebnisse dagegen (also Reichenbachs „Rechtfertigungszusammenhang“, auf den allein seines Erachtens logische Kriterien angewandt werden können) wird einem später neu hinzugefügten Kontext: dem Verwertungszusammenhang, zugerechnet und damit in die Bewertung der Geltung einer Aussage gerade nicht einbezogen. Was bei Reichenbach eine Frage der Begründung in der *Darstellung* der Ergebnisse war, ist nun – in dem Bemühen, methodische Kontrolle in die *Ergebnisgewinnung* zu tragen – zu einem normativen Element in der Forschung selbst geworden: an die Stelle der *logischen Begründbarkeit der Ergebnisse* ist die *methodische Begründbarkeit des Forschungshandelns* getreten. ‚Entdeckung‘ heißt nun nicht mehr Erkenntnisgewinnung, sondern nur noch Problemfindung, und ‚Begründung‘ bezieht sich nicht mehr auf die nachträgliche Rechtfertigung, sondern auf die prospektive Planung und die Durchführung der Forschung. Insofern haben Reichenbachs „context of discovery“ und „context of justification“ mit dem heutigen Entdeckungs- und Begründungszusammenhang nur noch eine eher irreführende begriffliche Übereinstimmung gemeinsam: seine

5 *Reichenbach, Erfahrung und Prognose*, 3 (Hervorhebung W.M.).

„Erfahrung und Prognose“ ist nach Reichenbachs Emigration aus Deutschland 1938 in Englisch geschrieben und erst 1983 ins Deutsche übersetzt worden – die zwischenzeitlich eingebürgerte Bezeichnung als *Begründungszusammenhang* (während die jüngeren Übersetzer den treffenderen Begriff des *Rechtfertigungszusammenhangs* wählen) indiziert allerdings schon die inhaltliche Umdeutung. Das Ausmaß dieser Verschiebung wird deutlich, wenn *Werner J. Patzelt* für den heutigen Anwendungsbereich die Bezeichnung „*Forschungszusammenhang*“ vorschlägt – Sozialwissenschaftliche Forschungslogik. Einführung, München/Wien: Oldenbourg, 1986, 317.

6 Augenfällig wird dies in der (auch grafischen) Darstellung des Forschungsprozesses bei *Jürgen Friedrichs: Methoden empirischer Sozialforschung*, Reinbek: Rowohlt 1973, 50ff; aber auch andere Verfasser gängiger Methodenliteratur vertreten diese Position als Standardeinteilung des Forschungsprozesses: siehe z.B. *Heine von Alemann, Der Forschungsprozeß. Eine Einführung in die Praxis der empirischen Sozialforschung*, Stuttgart: Teubner 1977, 50f; *Helmut Kromrey, Empirische Sozialforschung*, Opladen: Leske + Budrich 1980, 34ff; *Patzelt, Sozialwissenschaftlicher Forschungsprozeß*, 317f.

7 „Unter ‚Entdeckungszusammenhang‘ ist zu verstehen der Anlaß, der zu einem Forschungsprojekt geführt hat“ – *Friedrichs, Methoden empirischer Sozialforschung*, 50.

Unterscheidung von Erkenntnisgewinnung und Erkenntnisrechtfertigung ist durch die Trennung methodischer Vorgehensweisen nach ihrer Kontrollierbarkeit (innerhalb der Erkenntnisgewinnung!) ersetzt worden. Hatte Reichenbach noch den gesamten Erkenntnisprozeß als durch logische Erwägungen nicht erfassbar betrachtet: „das wissenschaftliche Genie hat sich nie an die pedantischen Schritte und vorgeschriebenen Bahnen des logischen Denkens gebunden gefühlt“⁸, so wird nun ein Teil der Erkenntnisleistung für methodisch domestizierbar gehalten – womit man sich (trotz der expliziten Berufung auf Reichenbach) in direktem Widerspruch zu seiner Einschätzung befindet.

Angesichts der allgemeinen Überzeugung, daß es keine Möglichkeit gibt, die wissenschaftliche Qualität einer Aussage durch einen direkten Bezug zur Realität zu beurteilen, mag diese Verschiebung auf die Frage nach der methodischen Gewinnung der Aussage sinnvoll erscheinen. Eine weitere Prüfung zeigt jedoch, daß die hier vorgenommene Zerschneidung des Erkenntnisaktes und die damit verbundene Zuschreibung unterschiedlicher wissenschaftlicher Bonität eigene Probleme nach sich zieht. Zum einen wies die empirische Wissenschaftsforschung nach, daß eine solche zeitliche Phasierung die Realität des Forschungsprozesses nicht trifft, daß Erkenntnis vielmehr in einem ständigen Wechsel von Erwartung und Realitätsprüfung gewonnen wird: das Forschungshandeln ist durch das Modell des Hypothesentests nicht ausreichend beschrieben und auch nicht ausreichend angeleitet.⁹ Das Modell des Hypothesentests ist der Versuch, den komplexen Prozeß des Erkennens, wie er oben als ein Wechselprozeß zwischen Realitätserwartung und Realitätskontakt beschrieben wurde, zwecks methodischer Kontrollierbarkeit in eine unidirektionale Beziehung von der Hypothese zur Realität umzudeuten, wobei jedoch der die Hypothese hervorbringende vorgängige Realitätskontakt aus der methodologischen Reflexion ausgeschlossen wird. Die Bedeutsamkeit der Einsicht, daß jede Wahrnehmung theoriegeleitet ist – und damit hätte die Einsicht in die Konstitution des Gegenstandsbereiches durch den Forscher eröffnet werden können – wird verkannt,¹⁰ indem diese Phase als vorwissenschaftlich deklariert wird. Die darin implizierte Gering-

8 Reichenbach, *Erfahrung und Prognose*, 2.

9 Der normative (und oft auch kontrafaktische) Charakter dieser wissenschaftstheoretischen Position zeigt sich insbesondere in einem Vergleich der (allgemein anerkannten) methodologischen Zurückweisung induktiven Vorgehens in Poppers Falsifikationsmodell mit dem de facto weitgehend praktizierten Induktivismus in der empirischen Forschung (vgl. hierzu Heinz Sahner, *Veröffentlichte empirische Sozialforschung: Eine Kumulation von Artefakten? Eine Analyse von Periodika*, in: *Zeitschrift für Soziologie*, 8, 1979, 267-278). Diese Feststellung mindert nicht den Wert und die Geltung des Popperschen Nachweises der logischen Unmöglichkeit induktiver Schlüsse, sie verweist jedoch auf das Unvermögen der von ihm vorgestellten Alternative, die Forschungspraxis wirksam anzuleiten (sofern man nicht in der Arroganz einer abgehobenen methodologischen Perspektive diese Diskrepanz auf die Unfähigkeit der praktisch Forschenden zurückzuführen bereit ist).

10 Oder auch: die darin enthaltene Herausforderung wird neutralisiert.

schätzung der Genese der Hypothesen entspricht aber nicht nur nicht der Forschungswirklichkeit, in der es zu einem wesentlichen Teil gerade um die Gewinnung solcher ‚Vor‘informationen geht, auf deren Basis man Hypothesen formulieren könnte (und nicht um den Test theoretisch deduzierter Hypothesen, deren Bestätigung oder Widerlegung über das Schicksal großer Theoriegebäude entscheidet) – die damit vorgenommene Verengung entzieht dem Forschungsprozeß auch einen wesentlichen Teil seines Potentials zur Selbstreflexion, indem sie ihn auf die Prüfphase beschränkt und die Konstitution des Problembezuges mit dem Stempel der Irrationalität versieht. Der Erkenntnisprozeß beginnt lange vor der Formulierung expliziter Hypothesen, und sein Ergebnis wird von dieser ‚Vor‘phase mitbestimmt, so daß auch die wissenschaftstheoretische Auseinandersetzung mit dem Forschungshandeln sich dieses Teiles annehmen muß. Die Wissenschaftstheorie ist nicht auf die Methodologie der Theorieprüfung zu reduzieren.

In einer Reihe von Veröffentlichungen hat Matthes nachdrücklich auf die negativen Folgen verwiesen, die ein Ausklammern der Konstitutionsleistung des Forschers für die Deutung der Ergebnisse hat. Besonders eklatant (sowohl in den Auswirkungen als auch in der Sichtbarkeit) wird dies in den Fällen, in denen es um fremdkulturelle Untersuchungen geht, in denen die vom Forscher mitgebrachten Kategorien zu einer Strukturierung ‚des Gegenstandes‘ führen, die diesen auf die Wirklichkeitsdeutung des Forschers zuschneidet, ohne daß ihm dieses jedoch bewußt werden könnte, da er seine Beobachtungen nur innerhalb dieser Kategorien aufbereitet und eine andere Perspektive – wie sie zum Beispiel die Konstrukte der Handelnden eröffnen könnten – als von minderer Aussagefähigkeit ablehnt. Erst eine Besinnung auf die Geschichtlichkeit und damit die Bedingtheiten der eigenen Kategorien – die gerade von Soziologen nur zu gerne als universal und damit kulturunspezifisch begriffen würden – eröffne jedoch die Chance, statt einer „Nostrifizierung“ des Fremden dieses in seinem spezifischen Anderssein zu begreifen – und es öffne zugleich die Augen dafür, daß auch innerhalb der eigenen Gesellschaft die Gefahr einer Subsumtion anderer Weltdeutungen unter die des Soziologen bestehe.¹¹

Richtet man also den Blick auf den gesamten Erkenntnisprozeß und bezieht damit auch die gegenstandskonstitutive Leistung des Forschers in die wissenschaftstheoretische Reflexion ein, so zeigt sich, daß die der Hypothesenformulierung vorangehende Aufgliederung des Gegenstandsbereiches keineswegs eine für die nachfolgende Prüfung irrelevante Leistung des Forschers ist. Die Strukturierung der Forschung (und damit die Vorprägung ihres möglichen Ergebnisses) läßt sich nicht auf das Problem der Theorieleitung der Wahrnehmung reduzieren, wie sie im Kritischen Rationalismus einge-

11 *Matthes, Die Soziologen und ihre Wirklichkeit; Matthes, Erfahrung durch Konstrukte; Matthes, The Operation Called „Vergleichen“; Matthes, Über das Erfahren von Erfahrung.*

räumt wird. In der Auseinandersetzung mit einer positivistischen Auffassung von Erkenntnis erfüllte dieses Argument seinen Zweck, die Unhaltbarkeit jener Position aufzuzeigen, aber es reicht für sich nicht aus, den Erkenntnisprozeß in seiner Gesamtheit zu erfassen. Auf sich allein gestellt ist der Verweis auf die Theorieleitung die rationalistische Domestizierung und Verkürzung des weitaus umfassenderen und grundsätzlicheren Einflusses, dessen verschiedene Einflußfaktoren oben aufgewiesen worden sind. Diese im Erkenntnishandeln des Forschers zusammenlaufenden Einflüsse setzen – weit über den Aspekt der Theorieleitung hinaus – den Rahmen für die weitere Forschung, so daß die Annahme eines Vorgehens, das hinsichtlich seiner den Gegenstand strukturierenden Wirkung folgenlos ist, nicht aufrechterhalten werden kann. Die Wissenschaft kann nicht darauf verzichten, diesen Rahmen, innerhalb dessen sie selbst verankert ist, in dem sie ihre Fragestellungen gewinnt und aus dem sie ihre Interpretationsmuster bezieht, für sich selbst zu thematisieren und mögliche Begrenzungen und Einflüsse dieser Bedingungen zu reflektieren. Dabei versteht es sich nach den bisherigen Ausführungen von selbst, daß es ein Herausspringen aus diesem Rahmen nicht geben kann, daß auch dieser Rahmen sich – wie die Realität – dem direkten Zugriff entzieht und nur aus verschiedenen Perspektiven, die jeweils partielle Bedingtheiten enthüllen, betrachtet werden kann.

3.2 ‚Verstehen‘ im Prozeß soziologischer Erkenntnis

Wichtiger aber noch als diese Forderung nach Selbstreflexion der Wissenschaft über ihren eigenen Konstitutionsprozeß und dessen Konsequenzen für ihre Erkenntnisproduktion ist – im Kontext der Diskussion um Erklären und Verstehen – die Feststellung, daß es im Bereich sozialen Handelns nicht nur eine Gegenstandskonstitution durch den Forscher gibt, sondern daß auch die Handelnden selbst eine Wirklichkeitskonzeption aufbauen. Diese Wirklichkeitskonzeption des Alltagshandelns ist – in andere Worte gefaßt – die Summe der Erkenntnisse, die die Handelnden in ihrer bisherigen Auseinandersetzung mit der Realität zusammengetragen haben. Und wie wir – zu Beginn des Abschnittes III/1 das Konzept von Erkenntnis begründend – feststellten, dient die Erkenntnis nicht (nur) dem zweckfreien Verständnis der Welt, sondern sie dient zunächst und vor allem der Sicherung des Überlebens des Menschen in der Welt, und das heißt: sie hat die Aufgabe, das Handeln in dieser Welt zu orientieren.

Aufgrund dieser Tatsache, daß die Handelnden selbst ihrerseits ‚Erkennende‘ sind, differiert die Forschungssituation des Sozialforschers in doppelter Weise von der des Naturwissenschaftlers: zum einen thematisiert ‚die Ge-

sellschaft' sich in der sozialwissenschaftlichen Analyse selbst (was erhebliche Konsequenzen für die Beziehung zwischen einer immer schon vorhandenen gesellschaftlichen Selbstdeutung und der sozialwissenschaftlichen Interpretation nach sich zieht), zum anderen sind die zu analysierenden sozialen Phänomene nicht unabhängig von der Deutung, die die Handelnden im konkreten Fall von ihrem eigenen Handeln und dem Handlungskontext haben. Der erstere Punkt betrifft in einem stärkeren Maße, als dies bei den Naturwissenschaften der Fall ist, die oben bereits angesprochene Vorstrukturierung in der Konstitution des Gegenstandes, die im Fall der Sozialwissenschaften wegen der Selbstbetroffenheit der Handelnden (und ihrer Selbsteinschätzung als Experten aufgrund dieser Selbstbetroffenheit) von größerer Beharrlichkeit gegenüber abweichenden Interpretationen des Sozialwissenschaftlers sein mag als in den Naturwissenschaften. Über diese Frage der Beeinflussung der Konstitution des Gegenstandes durch vorwissenschaftliche gesellschaftliche Wissensbestände hinaus ist aber vor allem festzustellen, daß 'die Gesellschaft' nicht nur eine *Struktur* unabhängig von jeder Erkenntnistätigkeit des Forschers hat (wie auch 'die Natur' eine solche Struktur aufweist¹²) – wie auch immer der Soziologie 'Gesellschaft' für sich konstituiert, so kommt er doch nicht an der Tatsache vorbei, daß sie auch ein *Bewußtsein von dieser Struktur* hat, das prinzipiell unabhängig von spezifisch wissenschaftlichen Bemühungen von den Handelnden selbst entwickelt worden ist. Soziale Phänomene sind damit nicht nur 'an sich', sondern immer auch 'für sich' strukturiert. Dieses Bewußtsein stellt aber nicht einfach eine weitere 'Realitätsschicht' dar, die parallel und zusätzlich zum beobachtbaren Verhalten in die soziale Welt 'eingezogen' worden ist (und einen eigenen Gegenstand soziologischer Forschung abgeben könnte), sondern es ist mit dem Handeln konstitutiv verwoben. Das oben in der Analyse der Ausbildung von Erkenntnis beschriebene Verhältnis wechselseitiger Bedingung zwischen Handlungserfahrung und Erkenntnis findet hier, in der Beziehung zwischen Wirklichkeitskonzeption und Handeln, seine Fortsetzung: die gestern im Handeln gewonnene Erkenntnis bildet heute als Wissen von der Realität die Basis für das weitere Handeln und muß sich in diesem neuen Realitätskontakt wiederum in seiner Anpassung an die Gegebenheiten der Realität bewähren. Das oben entwickelte Erkenntnismodell läßt sich daher als Handlungsmodell fortführen, die dort beschriebene Beziehung zwischen handelndem Erkunden der Realität und Erkenntnis läßt sich auch für eine Beschreibung der Beziehung zwischen Wissen und Handeln in der Realität deuten: so wie sich in der Erkenntnis Realität und Erkenntnishandeln zu einer Einheit verbanden, so ist auch das Handeln untrennbar mit der Realitätsdeutung verbunden.

Die Vorstellungen der Handelnden sind damit in dreifacher Weise für den Sozialforscher von Bedeutung:

12 Vergleiche Kapitel III/2.1.

- soweit es sich um allgemein geteilte gesellschaftliche Vorstellungen handelt, gehen sie in die auch alltagsweltlich beeinflusste Konstitution des Gegenstandes soziologischer Forschung ein;
- für sich genommen stellen sie einen möglichen Gegenstand dar, dessen Aufbau, Veränderung und Beziehung zu anderen soziologisch interessanten Aspekten sozialer Phänomene von Soziologen untersucht werden können;
- als Teil der Konstitutionsbedingungen des Handelns ist es für den Soziologen unumgänglich, das zu analysierende Handeln im Kontext der Vorstellungen von der Realität, in dem es entwickelt worden ist, zu verorten und es von hierher zu interpretieren.

Im Unterschied zu der Situation in den Naturwissenschaften haben wir es in den Sozialwissenschaften mit zwei unterschiedlichen Trägern der Sinnzuschreibungen zu tun (und es ist für die Analyse des sozialwissenschaftlichen Erkenntnisprozesses von zentraler Bedeutung, beide auseinanderzuhalten): Erkenntnis und damit Sinn produziert nicht nur der Forscher, sondern auch der Handelnde, und es ist die möglicherweise auftretende Differenz zwischen beiden, die das Problem des Verstehens überhaupt erst aufkommen läßt. Trotz aller zweifellos auch bestehenden Übereinstimmung zwischen beiden, die zum Beispiel aus ihrer Zugehörigkeit zu derselben Gesellschaft und auch zu bestimmten Subgruppen resultieren mag, ist grundsätzlich davon auszugehen, daß eine solche Differenz vorhanden sein kann, das heißt, daß die Weltsicht des Forschers von der Weltsicht der Handelnden abweichen kann. Dies bedeutet, daß der Forscher das Handeln nur dann in seiner Intention als Lösung eines bestimmten Problems verstehen kann, wenn er es auf die Wirklichkeitskonzeption der Handelnden bezieht, innerhalb derer das Problem als Problem definiert und das Handeln als Lösung dieses so bestimmten Problems konzipiert worden ist. Damit findet die soziologische Analyse sozialen Handelns einen notwendigen Bezugspunkt in der Interpretation der Realität durch die Handelnden. Für die Methodologie der Sozialforschung stellt sich somit die Frage, in welcher Weise der Sozialforscher die erforderliche Verbindung von Handeln und Wirklichkeitsdeutung leisten kann: was versetzt ihn in die Lage, Bedeutungszuschreibungen eines anderen, die einer direkten Beobachtung nicht zugänglich sind, mit einer genügend großen Zuverlässigkeit so zu erschließen, wie sie von dem anderen gemeint waren? Kurz: es stellt sich die Frage nach der Möglichkeit des Fremdverstehens.¹³

Wie wir oben sahen, beruht diese Möglichkeit auf zwei Grundprozessen:

- 13 Allerdings wäre es ein Fehler, die Aufgabe der Soziologie auf die Rekonstruktion fremden Sinns zu beschränken – dies würde das Erkenntnishandeln des Soziologen wiederum (und zwar komplementär zum Verständnis in der einheitswissenschaftlichen Methodologie) auf einen Teilaspekt reduzieren und ihn um den Freiraum bringen, der jedem Erkennenden „zusteht“ (und der auch gar nicht zu eliminieren ist): eine Strukturierung des Gegenstandes nach *eigenen* Kriterien vorzunehmen. Auf diesen Aspekt wird zurückzukommen sein.

- gemeinsame genetische Ausstattung und gemeinsamer Gegenstandsbezug schaffen eine Grundstruktur der Erkenntnis, die die Basis einer Verständigung zwischen Menschen verschiedener Kulturen bildet: von dieser elementaren Ebene der Erfahrung der sozialen und der materiellen Welt nimmt jede kulturübergreifende Kommunikation ihren Ausgang;
- in den verschiedenen Kulturen nehmen diese Kategorien je spezifische Ausformungen an, durch die innerhalb der Kulturen eine entscheidende Vereinheitlichung der Weltdeutung erreicht wird (die Erkenntnis wird sozialisiert), während zwischen den Kulturen sehr unterschiedliche Ausprägungen möglich werden. Vom einzelnen wird diese kulturspezifische Prägung aber weder als eine als von außen kommende, ihm aufgezwungene Modifikation erfahren, die ‚notfalls‘ von seiner ursprünglichen Kategorie wieder abgetrennt werden könnte (dazu erfolgt sie zu früh und ist der soziale Einfluß zu übermächtig), noch kann sie umgekehrt die kulturübergreifende grundlegende Gemeinsamkeit im Gegenstandsbezug aufheben (dazu wirkt dieser zu sehr formgebend, ist er auch zu grundlegend für das Handeln).

Je größer die kulturelle Nähe zwischen zwei Menschen ist, desto ähnlicher werden sie sich folglich in den von ihnen routinemäßig verwendeten Erkenntniskategorien sein, desto leichter wird es ihnen somit sein, die Interpretationen und das Handeln des anderen so zu verstehen, wie dieser selbst es gemeint hat. Aber auch bei großer kultureller Distanz wird es immer möglich sein, eine gemeinsame Basis des wechselseitigen Verständnisses zu finden, wobei diese Verstehensleistung darin besteht, die Deutungen auf eine beiden gemeinsame Handlungsbasis zu beziehen. Je breiter die Erfahrungsbasis einer einzelnen Person ist, desto leichter wird es ihr fallen, fremde Deutungen in ihrem gemeinten Deutungsgehalt auf entsprechende ihr selbst vertraute Handlungskontexte zu beziehen. Je komplexer die Erfahrungsbasis ist, die den Mitgliedern einer Kultur vermittelt wird, umso leichter werden sie in ihrer eigenen Lebenspraxis Entsprechungen zu anderen Handlungs- und Deutungsweisen finden – umgekehrt wird die Interpretation eines komplexen Deutungssystems für Personen, die selbst nur über einfachere kulturelle Deutungen verfügen, größere Probleme aufwerfen, da ihnen der Bezug auf eine vertraute Handlungserfahrung (und damit eine Rekonstruktion der intendierten Handlungsziele) nicht möglich ist.¹⁴

14 Keineswegs sind diese Aussagen pauschal mit einer Deutungsüberlegenheit ‚moderner‘ gegenüber ‚einfachen‘ Gesellschaften gleichzusetzen: zum einen mag die Überzeugung der kulturellen Überlegenheit auf Seiten der ersteren zu falschen Subsumtionen von Handlungsweisen der letzteren unter scheinbar vertraute Kategorien führen, zum anderen verfügen letztere in spezifischen Bereichen (z.B. im Bereich der Glaubensvorstellungen oder des verwandtschaftlichen Interaktionssystems) häufig über differenziertere Deutungs- und Handlungsmuster als die Mitglieder „moderner Gesellschaften“.

Seitens der Vertreter einer einheitswissenschaftlichen Methodologie war nun gegen das Verstehen als Methode der sozialwissenschaftlichen Analyse immer wieder eingewandt worden, daß die hier durch „Introspektion“ gewonnene Einsicht als „Nachbildung fremden Erlebens“ Gefahr laufe, unkontrolliert eigene Deutungen auf andere Personen zu übertragen, und daß außerdem die beanspruchte Unmittelbarkeit dieser Erkenntnis nicht zutreffe. Beiden Einwänden ist zuzustimmen – aber zugleich ist auch festzustellen, daß die Kritiker mit dieser Beschreibung den Prozeß sozialwissenschaftlichen Verstehens nicht angemessen erfassen. Daß die Unterstellung einer Unmittelbarkeit des Verstehens, wie sie zum Beispiel von Dilthey geltend gemacht worden ist, nicht aufrechterhalten werden kann, dürfte nach allem bisher Gesagten unstrittig sein, und auch die Gefahr der Projektion eigener Deutungen auf andere Personen ist bei introspektivem Vorgehen nicht zu leugnen.

Folgen wir jedoch den vorangegangenen Ausführungen, dann ist ‚Verstehen‘ weder unmittelbare Erkenntnis, noch beruht sie auf Introspektion: ich kann andere nicht deswegen verstehen, weil ich mich selber verstehe (und das so ‚Verstandene‘ dann auf sie übertrage) sondern weil wir über eine gemeinsame Basis verfügen, die jeden von uns prinzipiell in die Lage versetzt, den Bedeutungshorizont, innerhalb dessen der andere sein Handeln in dieser Welt verortet, für uns selbst zu rekonstruieren.¹⁵ Sozialwissenschaftliches Verstehen ist also weder Introspektion noch innerer Nachvollzug geistiger Prozesse anderer, sondern ‚Verstehen‘ ist die Rekonstruktion des Bedeutungskontextes, innerhalb dessen ‚Personen dieses Typus‘ in einer gegenstandsbezogenen und kulturell geformten Weise ihr Handeln üblicherweise organisieren. Unter methodologischen Gesichtspunkten ist dabei von besonderer Bedeutung, daß der Verstehensvorgang zwar auf einer den Menschen gemeinsamen Basis beruht, dennoch aber immer die Leistung eines einzelnen Subjektes bleibt (sei dies nun ein in der Alltagswelt oder im Subsystem der Sozialwissenschaften handelnder Mensch). Der Verweis auf diese Gemeinsamkeiten darf also nicht überstrapaziert werden: sie schaffen zwar die Voraussetzungen für die Herstellung eines gemeinsamen Deutungsrahmens, doch kann dieser im konkreten Fall vom Handelnden (aus Gründen, die vom Forscher und eventuell auch vom Handelnden selbst nicht erkannt werden) verlassen werden, und der Forscher als Interpret kann sich seinerseits in der Zurechnung einer Handlung in diesem Deutungsrahmen irren. Das Verstehen einer Handlung in diesem Rahmen muß also methodisch abgesichert werden,

15 Die Übereinstimmung mit radikal-konstruktivistischen Formulierungen, wie sie in Abschnitt II/1.1 dargestellt worden sind, ist in bezug auf diesen Aspekt der interpersonalen Verständigung bewußt gewählt – hinsichtlich der erkenntnistheoretischen Implikationen ist allerdings daran zu erinnern, daß in dem oben dargestellten Realitätsbezug der Erkenntnis-kategorien und in ihrer sozialen Formung der entscheidende Unterschied zu jener Position begründet ist und erhalten bleibt.

indem der Forscher gezielt nach Belegen sucht, die seine Interpretation stützen oder in Frage stellen – und dieser Prüfvorgang ist so zu gestalten, daß die Interpretationsleistung des Forschers durch andere Forscher prinzipiell nachprüfbar ist.

Der Sozialforscher kann also grundsätzlich nicht davon ausgehen, daß er – zum Beispiel aufgrund einer gemeinsamen Kulturzugehörigkeit – ohne weitere analytische Vorarbeit diesen Orientierungsrahmen kennen würde: es bedarf prinzipiell einer besonderen Forschungsanstrengung, diesen Rahmen zu bestimmen und seine Handlungsrelevanz nachzuweisen, bevor er zur Erklärung konkreter Handlungsweisen herangezogen werden kann. ‚Verstehen‘ heißt also nicht, daß der Forscher seine eigene Perspektive aufgeben und die Welt ‚aus den Augen der Handelnden‘ betrachten könnte: dem ‚Käfig‘ seiner eigenen Interpretationsmuster kann er nicht entgehen, da er auch die Rekonstruktion der Perspektive der anderen nur innerhalb dieses ihm verfügbaren Rahmens vornehmen kann. Die eigene Weltsicht ist immer zugleich Voraussetzung wie auch Grenze für die Interpretation der Welt und damit auch der Sinnzuschreibungen anderer – es gibt keine Möglichkeit, das Handeln anderer zu verstehen, ohne es im eigenen Deutungssystem zu verorten. Der Sozialforscher hat zwar die Möglichkeit (und dieses Privileg macht einen wesentlichen Unterschied zwischen seiner Situation und der des in der Alltagswelt Handelnden aus), sein Deutungssystem zu erweitern, indem er sich in seinem Handeln als Sozialforscher auf neue Erfahrungsbereiche und die damit verbundene andere Weltsicht einläßt (wie dies zum Beispiel in der kulturen- und sozialanthropologischen Forschung und in der teilnehmenden Beobachtung gesellschaftlicher Subkulturen der Fall ist) beziehungsweise sich mit neuen Deutungssystemen vertraut macht (wie sie in der theoretischen Interpretation anderer Wissenschaftler oder in der Selbstinterpretation der Handelnden vorzufinden sind), so daß seine Fähigkeit zur Rekonstruktion fremder Deutungsmuster verbessert wird. Wie aber die Sozialisierung der vom Kind entwickelten Erkenntniskategorien durch die Sprache immer nur durch die Assimilation der sozialen Kategorien durch das Kind erfolgt, so übernimmt der Forscher nicht die Deutungsmuster der Handelnden in ihrer von ihnen ausgearbeiteten Form, sondern er versteht sie, indem er sie auf die ihm selbst vertrauten Deutungsmuster bezieht: er versucht, die Deutungslogik der anderen in den Kategorien seiner eigenen Weltdeutung zu rekonstruieren.

Verstehen bedeutet also nicht, die ‚wahre‘ Beschreibung der tatsächlichen Situationsdefinition eines Handelnden vorzunehmen (und damit eine ausreichende Erklärung des Handelns zu leisten), sondern es bedeutet, auf der Basis gemeinsamer Welterfahrung einen möglichen Interpretationsrahmen aufzubauen und zu prüfen, inwieweit ein konkretes Handeln anderer innerhalb dieses Rahmens tatsächlich sinnvoll verortet werden kann, indem man systematisch Informationen sammelt, die diese Interpretation erhärten oder widerlegen können. Dies heißt aber: ‚Verstehen‘ allein genügt nicht,

„Verstehen“ ist eine Grundvoraussetzung, die der Forscher mitbringen muß, aber es ist keine für sich allein hinreichende Methode der empirischen Sozialforschung.

Das Verstehen einer Handlung ist, wie Abel, Albert und Hempel betonten, nicht der Endpunkt einer soziologischen Analyse – indem sie es aber auf den Ausgangspunkt beschränken und als eine kulturelle Selbstverständlichkeit betrachten, deren Einlösung im Forschungsprozeß unproblematisch ist, übersehen sie die strategische Bedeutung, die dem Verstehen im gesamten Analyseprozeß zukommt. In bezug auf das Verstehen entspricht ihr methodologisches Problembewußtsein dem der Menschen in der Alltagswelt, und sie unterlassen es damit, den erforderlichen Interpretationsrahmen überhaupt in kontrollierter Weise aufzuspannen und methodologische Vorkehrungen zu treffen, die es erlaubten, sich der Übereinstimmung der Interpretation von Handelndem und Forscher zu vergewissern. Damit aber verkennen sie die Gefahr, die Weltansicht des Forschers implizit als allgemeine Weltansicht zu setzen – lediglich der durch die Forschungshypothese beleuchtete und damit als Problem konstituierte schmale Streifen der Realität wird aus dieser Selbstverständlichkeit herausgenommen und einer kontrollierten Prüfung unterzogen. In der Diskussion des Objektivitätskonzeptes von Popper¹⁶ hatten wir gesehen, daß dieser den Prozeß der Rekonstruktion fremden Sinns eben deswegen analytisch nicht zu fassen bekommt, weil er „Sinn“ als eine unproblematische Eigenschaft der gesellschaftlichen Symbole (zum Beispiel der Wörter in Büchern) betrachtet, die den Symbolen selbst zu eigen sei – wie wir sahen, bedarf es tatsächlich aber eines Interpretens, um ein Symbol als Teil einer Deutungswelt zu identifizieren und ihm durch dieses In-Beziehung-Setzen einen Sinn zuzuschreiben, und für den Sozialwissenschaftler ist es wichtig (soweit möglich) sicherzustellen, daß sein Interpretationsrahmen mit der Deutungswelt des Produzenten dieses Symbols übereinstimmt.¹⁷

3.3 Die Ausklammerung der Konstitutionsleistung des Forschers in der qualitativen Methodologie

Genau dies hatten Vertreter einer Methodologie des Verstehens immer wieder zu ihrem Thema gemacht und sich dabei kritisch von den Vertretern der einheitswissenschaftlichen Methodologie abgesetzt. Die Notwendigkeit, die

16 Vgl. Abschnitt III/2.2.

17 Natürlich ist eine vollständige Übereinstimmung weder möglich noch erforderlich: es genügt eine partielle Entsprechung, soweit der durch das Symbol bezeichnete Ausschnitt aus der Realität betroffen ist.

Situationsdefinition der Handelnden in deren eigenem Verständnis zu erfassen und ihr Handeln unter Bezug hierauf zu interpretieren, gehört zur Grundorientierung dieser Forscher. Hatte man in der einheitswissenschaftlichen Methodologie die Methoden der Sozialforschung danach ausgewählt und bewertet, daß sie zum einen den Einfluß des Forschers zu kontrollieren und zum anderen das zu untersuchende Phänomen möglichst exakt zu erfassen erlauben, so erfolgte die Bewertung der Methoden in der verstehensorientierten Methodologie vor allem danach, ob sie es erlauben, in direkter Kommunikation mit den Handelnden die Bedeutung zu bestimmen, die diese selbst mit ihrem Handeln verbinden. Entschied man sich im ersteren Fall vor allem für Methoden, die in ihrer Anwendung standardisiert werden können und quantitative Ergebnisse erbringen, so präferierte man auf der anderen Seite qualitative Methoden, die in bezug auf die Erfassung der Realitätsdeutungen der Handelnden Offenheit und Flexibilität aufweisen.¹⁸

Trotz dieser programmatischen Selbstverpflichtung auf die „Berücksichtigung der Perspektive der Handelnden“ – die ja auch das prinzipielle Problem der Perspektivität impliziert – ist jedoch auch bei Vertretern dieses methodologischen Ansatzes eine merkwürdige Blindheit gegenüber der Unvermeidbarkeit einer Strukturierung des Gegenstandes durch ihre eigene theoretische und methodische Vorgehensweise festzustellen. Zwar wird in allgemeinen Überlegungen herausgestellt, daß die Welt immer nur als interpretierte Welt wahrgenommen werden kann (und anderes ist für eine Methodologie, die sich auf Schütz und Mead beruft, auch gar nicht begründbar), doch verliert sich diese Einsicht, wenn es um das eigene konkrete Forschungshandeln geht. Am Beispiel von Cicourel habe ich dieses Verhalten schon detailliert darlegen können,¹⁹ doch treffen wir auch bei anderen Autoren auf diese Inkonsistenz. So stimmt Blumer einerseits der „idealistischen Position“ explizit zu, die die kategoriale Vermitteltheit jeder Wahrnehmung betont,

18 Nach dem bisher Gesagten dürfte es sich von selbst verstehen, daß die gängige Gleichsetzung von ‚Hypothesentest‘ mit standardisierten quantitativen und ‚verstehender Soziologie‘ mit qualitativen Methoden nicht aufrechtzuerhalten ist: ‚Verstehen‘ ist unabhängig von der konkreten methodischen Vorgehensweise in jedem Schritt des Sozialforschers erforderlich, und ein hypothesentestendes Vorgehen ist auch mit qualitativen Methoden vereinbar. (Vgl. hierzu die undogmatische Behandlung der Frage von Hypothesentest und Quantifizierung qualitativer Daten durch Christel Hoff, Die Hypothesenprüfung als Aufgabe qualitativer Sozialforschung, in: ASI-News, Nr. 6, 1983, 33-55; Christel Hoff, Fragen der Quantifizierung in qualitativen Untersuchungen, Vortrag auf der Herbstsitzung der Methoden-Sektion der DGS in Mannheim, 11./12. 10. 1985.) In der vorherrschenden Atmosphäre wechselseitiger Abgrenzung sind solche differenzierenden Überlegungen aber bisher zu wenig zum Tragen gekommen, wird die Logik einer zweiwertigen Unterscheidung auf alle Dimensionen übertragen. (Zur psychischen Entlastungsfunktion einer „zweiwertigen Orientierung“ und ihrer dysfunktionalen Wirkung auf die Erfassung der Realität siehe S.I. Hayakawa, Semantik. Sprache im Denken und Handeln, Darmstadt: Schwarz & Co. o.J., 303ff.)

19 Vgl. Abschnitt I/2.2.3.

und doch konstruiert er an anderer Stelle einen Gegensatz zwischen einer „direkten Überprüfung der tatsächlichen empirischen sozialen Welt“ und einer Überprüfung mittels eines „vorgefertigten Modells jener Welt“ oder eines „übernommenen theoretischen Entwurfes“.²⁰ In ähnlicher Weise kontrastiert auch Christa Hoffmann-Riem eine „neopositivistische Methodologie“ mit der „Sozialforschung einer interpretativen Soziologie“, wobei letztere sich vor allem durch ihre „Offenheit“ in bezug auf „die Strukturierung des Forschungsgegenstandes durch die Forschungssubjekte“ (und durch ihre Kommunikation mit den letzteren) auszeichnet.²¹ Auch bei ihr mutiert der graduelle Unterschied zu einem kategorialen, verwandelt sich unter der Hand die *relativ* größere Offenheit qualitativer Verfahren in eine *unbedingte* Offenheit, wobei die Fixierung auf die Einseitigkeit der anderen Position die Einsicht in den grundsätzlichen Charakter der Problematik, die auch die eigene Position betrifft, verstellt. Typisch für den daraus abgeleiteten methodologischen Anspruch ist Roland Girtlers Schlußfolgerung, daß es „durch die Prinzipien der Offenheit und Kommunikation [... gelingt], die soziale Wirklichkeit, wie sie die Menschen tatsächlich sehen, ‚objektiv‘ darzustellen“.²²

Besonders gut erkennbar wird diese Ausblendung der Konstitutionsleistung des Sozialforschers dann, wenn die methodische Vorgehensweise konkret dargestellt wird. In einer Gegenüberstellung der „Gültigkeitsprobleme der Operationalisierung“ in der quantitativen und in der qualitativen Sozialforschung entfällt für Siegfried Lamnek schlicht die Operationalisierungsleistung des qualitativen Sozialforschers: weder verfügt dieser demnach über Kategorien, mit denen er „das Feld“ aufordnet, noch scheint er Vorstellungen darüber zu unterhalten, was ihn erwartet und woran er bestimmte Beobachtungen festmachen kann. Während die quantitative Methodik in Form der Operationalisierung über Begriffe und Indikatoren einen ‚Input‘ in den Untersuchungsbereich habe, dem als ‚Output‘ die Interpretation entspreche, komme dem qualitativen Forscher die Interpretation aus der „Perspektive der Untersuchten“ demnach ‚entgegen‘, ohne daß eine Strukturierung des Feldes durch ihn erfolge. Die Beziehung zwischen Realität und Erkenntnis stellt sich für Lamnek so dar, daß „in der qualitativen Vorgehensweise [...] die soziale Realität die Phänomene, die dazugehörigen Begriffe, deren Vorstellungsinhalte und die Interpretationen (je nach eingesetzter Methode) selbst liefert“.²³

20 Blumer, Der methodologische Standpunkt des Symbolischen Interaktionismus, 102, 132.

21 Christa Hoffmann-Riem, Die Sozialforschung einer interpretativen Soziologie. Der Datengewinn, in: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, 32, 1980, 339-372, hier: 343.

22 Roland Girtler, Methoden der qualitativen Sozialforschung. Anleitung zur Feldarbeit, Wien u.a.: Hermann Böhlau Nachf. 1984, 40.

23 Lamnek, Qualitative Sozialforschung 1, 139. Vgl. auch Abbildung 11 auf S. 124, in der in der qualitativen Sozialforschung ‚aus dem Nichts heraus‘ aus der Realität die Theorie folgt (und beide von der empirischen Studie eingefaßt sind), während in der quantitativen Vari-

Lamnek gibt hier wieder, was programmatisch in der zwanzig Jahre zuvor erschienenen Veröffentlichung von Barney G. Glaser und Anselm L. Strauss in ihrem mittlerweile als Klassiker etablierten Buch „The Discovery of Grounded Theory“ entwickelt und sehr schnell zur Grundlage des Selbstverständnisses eines wesentlichen Teils der qualitativen Sozialforschung geworden ist. In direkter Ablehnung des „logisch-deduktiven“ *Testens* „großer Theorien“ entwerfen sie eine Methodologie des *Generierens* von Theorie „aus den Daten heraus“.²⁴ Dabei empfehlen sie ausdrücklich, „to ignore the literature of theory and fact on the area under study, in order to assure that the emergence of categories will not be contaminated by concepts more suited to different areas“.²⁵ Nicht nur also wird der Formulierung von ex-ante-Hypothesen eine Absage erteilt, sondern jegliches aus der soziologischen Literatur gewonnene Vorwissen wird als Gefährdung für die Wahrnehmung der Spezifika des Untersuchungsgegenstandes begriffen. Das Vorwissen, über das der Forscher unabhängig von soziologischer Lektüre in jedem Fall verfügt, wird in keiner Weise thematisiert. Glaser und Strauss unterstellen – wie wir es bereits in der phänomenologischen „Epoché der wissenschaftlichen Einstellung“ kennengelernt und kritisiert haben – die Fähigkeit des Sozialforschers, sein Vorwissen auszuschalten und sich „ganz unvoreingenommen auf den Gegenstand einzulassen“: die Annahme des Forschers als „tabula-rasa“, die in der Wahrnehmungstheorie längst als unhaltbar erwiesen wurde, kommt hier wieder zu Ehren.²⁶

Diese Darstellung fördert eine folgenreiche Legendenbildung, die aus einer falschen Entgegensetzung Leistungsansprüche einer qualitativen Sozialforschung zu begründen scheint, der *keine* Methodologie gerecht werden kann. Der Zugang des Sozialforschers zur Sinnwelt der Handelnden scheint mit einer qualitativen Methodik so unproblematisch und unvermittelt möglich, wie zuvor „der methodologische Hauptstrom“ die Deutung des Handelns für unproblematisch hielt – und dafür zu Recht kritisiert worden ist.²⁷

ante vorgängige Theorie und Realität über eine empirische Untersuchung vermittelt werden und in eine modifizierte Theorie münden.

24 Glaser/Strauss, *The Discovery of Grounded Theory*, passim, z.B. 28ff.

25 Glaser/Strauss, *The Discovery of Grounded Theory*, 37.

Diese Warnung vor einer vorgängigen Literaturrezeption ist vielfach zitiert und weitergegeben worden; s. z.B. Girtler, *Methoden der qualitativen Sozialforschung*, 39; Hoffmann-Riem, *Die Sozialforschung einer interpretativen Soziologie*, 346; Gerhard Klein, *Umriss zu einer Methodologie qualitativer Sozialforschung*, in: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, 34, 1982, 224-253, 231f.

26 In einer späteren Veröffentlichung weist Anselm Strauss dem (aus Alltagswissen und Fachliteratur gespeisten) „Kontextwissen“ eine Rolle in der Interpretation „der Daten“ zu, ohne allerdings diese Rolle erkenntnistheoretisch weiter zu reflektieren – *Grundlagen qualitativer Sozialforschung, Datenanalyse und Theoriebildung in der empirischen soziologischen Forschung*, München: Fink 1994 (1987).

27 Vgl. Hoffmann-Riem, *Die Sozialforschung einer interpretativen Soziologie*, 340.

Zwar ist es durchaus zutreffend, daß in offenen Interviews oder in teilnehmender Beobachtung die Chance der Handelnden größer ist, ihre eigene Situationsdeutung gegen die der Forscher zur Geltung zu bringen, doch wird die Implikation dieser Aussage – daß der Forscher Vorerwartungen darüber hat, was an diesem Ort zu dieser Zeit bei diesen Personen beobachtet werden kann – methodologisch nicht angemessen gewürdigt. Auch sind die Augen nicht davor zu verschließen, daß auch ein Sozialforscher (im Sinne einer evolutionär begründeten Dominanz der Assimilation über die Akkomodation) die Tendenz hat, an seinen mitgebrachten Vorstellungen festzuhalten – nicht aus Inkompetenz oder aus Voreingenommenheit, sondern weil in genau dieser Weise Wahrnehmung erfolgt: die Erwartungen strukturieren die Wahrnehmung, sie konstituieren eine spezifische Perspektivität und damit Selektivität, die zu überwinden es besonderer methodischer Vorkehrungen bedarf.

In der Popperschen Methodologie hat man – im Bewußtsein dieser „Theorieleitung“ der Beobachtung – den Hypothesentest zu einer tragenden Säule des Forschungsprozesses gemacht: in der Formulierung der Hypothese soll der Forscher gezwungen werden, seine Vermutungen explizit zu machen, seine Erwartungen auf der Grundlage des vorhandenen Wissens über den Gegenstandsbereich in der Hypothese zu systematisieren und dann diese Erwartungen einem kontrollierten Test an der Realität zu unterziehen. Gerade gegen diesen Zwang, vor Beginn der Datenerhebung Hypothesen zu formulieren, wandte man sich aber in der qualitativen Methodologie mit dem Argument, die an die Realität herangetragenen Hypothesen (und die zu ihrer Prüfung entworfenen Methoden) führten zu einer verzerrten Wahrnehmung dieser Realität, sie richteten die Wirklichkeit auf die Kategorien des For-

Die Konsequenzen dieser Position für die Forschungspraxis im einzelnen aufzuzeigen, würde über den Rahmen der hier verfolgten Fragestellung hinausgehen. Es wäre z.B. zu prüfen, inwieweit das explizite Ziel qualitativer Forschung, der Sichtweise der Handelnden gerecht zu werden, nicht durch diese Ausblendung der Konstitutionsleistung des Forschers gerade verhindert wird. So vermuten *Marlis Buchmann* und *Ruth Gurny* aufgrund einer charakteristischen Struktur der berichteten Ergebnisse, daß im narrativen Interview (das als Methode „par excellence“ für die Erfassung subjektiver Darstellungen gilt) „ein kulturimperialistischer Übergriff von seiten der Mittelschichtforscher“ stattfindet (Wenn Subjektivität zu Subjektivismus wird ... Methodische Probleme der neueren soziologischen Biographieforschung, in: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, 36, 1984, 773-782, hier: 778f), und *Reinhard Kreissl* und *Christian von Wolfersdorf-Ehlert* berichten aufgrund eigener Felderfahrungen von den Problemen, im praktischen Forschungskontakt die Übereinstimmung der Relevanzstrukturen von Handelnden und Forschern herzustellen (Selbstbetroffenheit mit *summa cum laude*? Mythos und Alltag der qualitativen Methoden in der Sozialforschung, in: *Bonß/Hartmann, Entzauberte Wissenschaft*, 1985, 91-110, hier v.a.: 102ff.) Auf dem Hintergrund der in einer asiatischen Kultur erfahrenen Probleme im Einsatz erzählanalytischer Verfahren verweist auch *Joachim Matthes* auf die mögliche Kulturgebundenheit dieser Verfahren – und damit auf ihre prinzipiell den Gegenstand strukturierende Wirkung – Zur transkulturellen Relativität erzählanalytischer Verfahren in der empirischen Sozialforschung, in: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, 37, 1985, 310-326.

schers zu. Dieser Befürchtung ist nicht pauschal zu widersprechen, sie hat ihre sachliche Berechtigung – doch kann dies umgekehrt nicht von der Verpflichtung freisprechen zu reflektieren, inwieweit nicht auch das eigene Vorgehen eine Strukturierung vornimmt und vornehmen muß.

Genau dies aber erfolgt bei den hier herangezogenen Autoren einer qualitativen Methodologie so gut wie gar nicht, hier scheint die Entscheidung für die ‚richtige‘ Methode (die ja nur die Voraussetzung für die Möglichkeit einer größeren Offenheit schafft) als *Garantie für deren Realisierung* angesehen zu werden. Es bedürfte wohl einer intensiveren wissenschaftssoziologischen Analyse, um die Gründe zu bestimmen, die dazu führten, daß in einem soziologischen Ansatz, der in Orientierung an Meads Sozialtheorie die Aushandlung von Bedeutung in der Interaktion in das Zentrum der Analyse sozialen Handelns gestellt hat, eine methodologische Position vertreten werden konnte, in der für die Forschungssituation (der qualitativen Sozialforschung) dieser Aushandlungsprozeß ausgeblendet und der Beitrag des Forschers in der „Emergenz“ von Begriffen und Verallgemeinerungen nicht systematisch reflektiert wurde. Auf den ersten Blick zumindest hat es den Anschein, als sei man in der methodologischen Legitimation durch die Abgrenzung von einer oft undifferenziert und polemisch als „(neo)positivistisch“ deklarierten Gegenposition so in Anspruch genommen, daß eine Reflexion über gemeinsame methodologische Grundprobleme unterblieben ist, man im Gegenteil die eigene Identität durch eine möglichst totale Entgegensetzung zu gewinnen suchte.²⁸ Nur aus dieser – oft beklagten – Position eines forschungspolitischen ‚underdog‘ und der dadurch bedingten Überreaktion in der Selbstdefinition scheint mir die pauschale Ablehnung einer hypothesen-geleiteten Sozialforschung nachvollziehbar zu sein.²⁹

Diese Überreaktion ist nicht nur wegen der Diskrepanz zur theoretischen Grundposition verwunderlich, sie steht auch im Gegensatz zu den Erfahrungen praktischer Forschung innerhalb dieses Ansatzes. Glaser und Strauss selbst berichten in dem methodischen Anhang zu ihrer Studie über „Interak-

28 Schon diese immer wieder verwendete Klassifikation als „(neo)positivistisch“, in der immer auch die Assoziation von ‚fortschrittlich versus überholt‘, von ‚gut versus böse‘ mitschwingt, läßt etwas von der wissenschaftspolitischen Dimension dieser Abgrenzungsbemühungen spüren – zumindest setzt man sich mit der Verwendung dieser Begrifflichkeit nicht dem ‚Verdacht‘ aus, man habe sich sachgerecht mit den Argumenten der anderen Seite auseinandergesetzt. Siehe z.B. Girtler, Methoden der qualitativen Sozialforschung, 36; Hoffmann-Riem, Die Sozialforschung einer interpretativen Soziologie, 339, 340; Lamnek, Qualitative Sozialforschung 1, 134.

29 Diese ‚Negativorientierung‘ ging so weit, daß eine der qualitativen ‚Fraktion‘ nahestehende Autorin schon wieder empiristische Anklänge in der Arbeit von Glaser und Strauss – und dies nicht zu Unrecht – feststellen mußte – Christel Hopf, Soziologie und qualitative Sozialforschung, in: dies./Elmar Weingarten, Qualitative Sozialforschung, Stuttgart: Klett-Cotta 1979, 11-37, hier: 24, 26. Die von Albert und Esser vorgebrachten Bedenken gegen einen „hermeneutischen Positivismus“ erweisen sich als mehr als nur ein polemisches Argument in der Auseinandersetzung; sie haben einen realen Kern.

tion mit Sterbenden“, wie grundlegend ihre vorgängigen Erfahrungen den Forschungsprozeß in seiner Genese beeinflußt haben.³⁰ Sie selbst betonen auch, daß in jeder Feldforschung schon aufgrund der ersten Erfahrungen Hypothesen gebildet werden, und sie erkennen die strukturierende Wirkung dieser ersten Interpretationen durchaus an: „Zahlreiche Feldforscher haben bereits betont, daß die Formulierung und Überprüfung von Hypothesen schon früh in der Feldarbeit unvermeidlich ist. Die ersten Hypothesen werden meist schnell integriert und bilden die Basis des gesamten analytischen Rahmens.“³¹ Weder aber vollziehen sie nach dieser Einsicht den Schritt, auch ihre vorgängigen Alltagserfahrungen als Hypothesen zu begreifen, die ihrerseits bereits ihre ersten Erfahrungen als Forscher im Feld lenkten, noch explizieren sie in der Reflexion über die sich „aus diesen Erfahrungen herausbildende“ „substantielle Theorie“ den Einfluß, den ihre ‚mitgebrachten‘ Interpretationen dabei ausüben. Trotz ihrer eigenen Felderfahrungen halten sie – mit der mehr oder weniger expliziten Begründung, daß „das Feld“ falsche Interpretationen notwendig korrigieren werde – an der Fiktion des Forschers als eines neutralen Mediums, in dem die Daten zu Konzepten kristallisieren, fest.

Indem diese Reflexion unterbleibt, läuft die qualitative Sozialforschung Gefahr, die durch die Methodenwahl prinzipiell gewonnene Möglichkeit der leichteren Rekonstruktion der Sichtweise der Handelnden und der größeren Offenheit für Korrekturen an den mitgebrachten Vorstellungen zu verspielen, weil eine systematische Kontrolle des Forschereinflusses für überflüssig gehalten wird. Wenn Lamnek der qualitativen Forschung pauschal bescheinigt, „daß die Erkenntnisse aus qualitativer Sozialforschung realitätsgerechter und damit gültiger sind: Wissen aus erster Hand“, so übersieht er an dieser Stelle, daß die Entscheidung über die Gültigkeit nicht (allein) mit der Wahl der Methode fällt, sondern sich erst in der Summe der einzelnen Forschungsleistungen realisiert, und daß eine unkontrollierte vorurteilsbehaftete Beobachtung oder offene Befragung das Gültigkeitspotential dieser Methoden leicht verspielen kann.³²

So wie es falsch wäre, Ergebnisse einer quantifizierenden Sozialforschung pauschal als ungültig zu verwerfen, weil sich die Forscher nicht systematisch vorab der Übereinstimmung der Deutungsweisen von Handelnden und Forschern vergewissert haben, so ist es auch ungerechtfertigt, in qualitativer Forschung gewonnene Ergebnisse pauschal als subjektiv verzerrt und untypisch zu kritisieren. Ziel meiner Überlegungen war es, durch pointierte Hervorhebung unhaltbarer erkenntnistheoretischer Implikationen und Voraussetzungen die Sensibilität gegenüber der mit dieser Position verbundenen

30 Barney G. Glaser/Anselm L. Strauss, *Interaktion mit Sterbenden. Beobachtungen für Ärzte, Schwestern, Seelsorger und Angehörige*, Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 1974 (1965), 263f.

31 Glaser/Strauss, *Interaktion mit Sterbenden*, 264f.

32 Lamnek, *Qualitative Sozialforschung* I, 157, 158; s.a. 139.

Gefahr zu erhöhen. Die hier geübte Kritik hatte nicht das Ziel, die Verdienste von Glaser und Strauss bei der Entwicklung einer Alternative zu einer hypothesentestenden Methodologie pauschal zu kritisieren³³ – die Kritik richtet sich aber entschieden gegen die Konstruktion falscher Entgegensetzungen im Grundsätzlichen, durch die die tatsächlich vorhandenen Differenzen und Gemeinsamkeiten verdeckt und auf Jahrzehnte hin unfruchtbare Frontstellungen aufgerissen – oder befestigt – worden sind.

3.4 Erklären und Verstehen im Prozeß soziologischer Erkenntnis

Fassen wir nochmals zusammen. Keine Erkenntnis erfaßt die Realität so, wie sie ist; jede Erkenntnis ist partiell und perspektivisch. Jedes Lebewesen – so auch der Mensch – verfügt über ein spezifisches, in seiner biologischen Anlage begründetes Erkenntnisvermögen, das die Möglichkeiten und die Grenzen des ihm zugänglichen Realitätsausschnittes bestimmt. Die Erkenntniskategorien des Menschen werden in der handelnden Auseinandersetzung des einzelnen mit der Realität ausgebildet und in der Kommunikation mit anderen Menschen sozial überformt; sie stimmen bei verschiedenen Menschen im wesentlichen überein, soweit ihre Umwelten im wesentlichen gleiche Strukturen aufweisen – sie differieren, soweit diese Umwelten (materiell und in der sozialen Interpretation) voneinander abweichen. Damit konstituieren sich bei verschiedenen Menschen mehr oder weniger unterschiedliche Perspektiven auf die Realität, die im Prinzip (über den Realitätsbezug und gegebenenfalls die gemeinsame kulturelle Deutungsweise) aufeinander zu beziehen sind, die aber je für sich unterschiedliche Aspekte der Realität erschließen. Dies gilt für verschiedene Handelnde und vor allem Gruppen von Handelnden ebenso wie für verschiedene Forscher und Gruppen von Forschern. Über die Wertigkeit dieser Perspektiven läßt sich in generalisierender Weise nichts sagen, über sie ist vielmehr nur im konkreten Fall unter Bezug auf die Zielsetzung, die mit dem jeweiligen Erkenntnisakt verbunden ist, zu urteilen – und auch dieses Urteil steht immer im Kontext einer konkreten anderen Perspektive.

33 Positiv ist z.B. zu vermerken, daß die von Glaser und Strauss formulierte Forschungsstrategie in ihrem ständigen Wechsel von Datenerhebung und Datenanalyse (innerhalb einer Studie) eine weit größere Prozeßhaftigkeit und Rückkoppelung aufweist, die damit dem oben beschriebenen Muster des Erkenntnisprozesses näher kommt als das unilineare Modell des Hypothesentests.

Wenn unterschiedliche Handlungswelten unterschiedliche Perspektiven begründen, dann ist auch prinzipiell von einer Unterschiedlichkeit der Perspektiven von Sozialforschern und Handelnden auszugehen. In Abschnitt III/3.2 hatten wir festgestellt, daß wegen der spezifischen Beschaffenheit des sozialen Handelns die Berücksichtigung der Perspektive der Handelnden eine Grundvoraussetzung soziologischer Analyse ist, da sich das menschliche Handeln als dieses spezifische Handeln erst innerhalb des Sinnzusammenhanges konstituiert, in den es von den Handelnden gestellt worden ist. Das ‚Rohmaterial‘ des Soziologen ist also nicht der extern beobachtbare Handlungsablauf, sondern das sinnhafte Handeln.³⁴ Wir hatten daraus die Folgerung abgeleitet, daß der Soziologe diesen Sinnkontext möglichst so rekonstruieren müsse, wie er vom Handelnden gemeint ist, daß er also sorgfältig die sinn-schaffende Strukturierung durch seine eigenen Kategorien kontrollieren müsse.

Die soziologische Analyse kann sich aber nicht in der Rekonstruktion der Sinnwelt der Handelnden erschöpfen, da dies die Interpretation des Soziologen an die Selbstdeutung der Handelnden binden würde. Dies genüge nur dann, wenn das Handeln ausschließlich von den Bedeutungszuschreibungen der Handelnden bestimmt wäre und wenn die Handelnden über ihre Selbstdeutungen umfassend und zutreffend Auskunft geben könnten und geben wollten. Aber weder determiniert die Sinnggebung das Handeln, noch sind Kompetenz und Bereitwilligkeit der Handelnden generell vorauszusetzen, noch ist die Analyse sozialer Phänomene auf die Analyse des Handelns beschränkt (wenn diese auch ihre Basis darstellt): über die Rekonstruktionsleistung hinaus muß der Soziologe also eine eigenständige Position beziehen, die ihn von der Perspektive der Handelnden unabhängig macht – und über eine solche Position verfügt er, indem er die Perspektive einnimmt, die ihm die Soziologie als eine eigenständige ‚Subwelt‘ zur Verfügung stellt.³⁵ Zwar hat auch diese ihre Wurzeln in der alltagsweltlichen Realitätsdeutung, doch hat sie sich, indem sie sich als abgegrenzter Handlungskontext etablierte, eine eigenständige Perspektive aufgebaut, die dem Sozialforscher nun eine distanzierte Analyse sozialer Phänomene in Kategorien erlaubt, deren Bedeutungsgehalt nicht im Handlungsfeld der Handelnden, sondern im Relevanzrahmen der Soziologie festgelegt wird.³⁶

34 Der Deutlichkeit halber sei hinzugefügt, daß Sinnhaftigkeit nicht Bewußtheit impliziert – auch routinehaftes Handeln, „bei dem man sich nichts gedacht hat“, ist ein Handeln, dessen Sinnbezug jederzeit hergestellt – und damit dann auch problematisiert und verändert – werden kann.

35 Auch sei daran erinnert, daß bereits die Re-Konstruktion eine Konstruktion im Kategoriensystem des Forschers darstellt.

36 Es liegt auf der Hand, daß es angesichts der vielfältigen Verbindungen zwischen Alltagswelt und Soziologie (von der historischen Genese der letzteren bis zur existenziellen Verankerung eines jeden Soziologen in der ersteren) eine völlige Autonomie nicht geben

Diese Eigenständigkeit mag sich nur darin zeigen, daß der Soziologe auf konkrete Handlungsweisen Kategorien anwendet, die auch im Deutungsrepertoire der Handelnden enthalten sind, von ihnen selbst aber nicht auf diesen spezifischen Kontext angewendet worden wären – wenn also zum Beispiel Liebe in den Kategorien eines Tauschgeschäftes analysiert wird: hier werden Zusammenhänge zwischen Phänomenen hergestellt, die je für sich den Handelnden vertraut sind, von ihnen aber nicht zusammengebracht werden. Daneben können aber auch innerhalb soziologischen Analysehandelns neue Konzepte entwickelt werden oder Konzepte aus anderen Wissenschaften auf soziale Phänomene übertragen werden, die der Wirklichkeit der Handelnden fremd sind, und so eine neue Perspektive auf alltägliche bekannte Phänomene eröffnen. (Zu denken ist zum Beispiel an Begriffe wie Funktion, System, Autopoiese, Rollendistanz, Bezugsgruppe und andere mehr.) Nicht zu vergessen ist darüber hinaus die Möglichkeit, über spezifische Methoden ebenfalls eine verfremdende und damit neue Perspektiven eröffnende Sicht auf vertraute Phänomene zu gewinnen oder einfach Informationen sammeln zu können, über die die Handelnden selbst in dieser Breite, Tiefe oder Kombination nicht verfügen. Diese Besonderheiten konstituieren die Praxis soziologischen Forschungshandelns als eines eigenständigen Handlungskontextes, der es dem Soziologen erlaubt, sich von der Betrachtungsweise der Handelnden zu lösen wie auch über die Begrenzung seiner eigenen, in seinem Alltagshandeln gründenden Weltsicht (als Auch-Bewohner der Alltagswelt) hinauszukommen und eine eigene Perspektive auf soziale Phänomene zu etablieren.

Kehren wir noch einmal zu den methodologischen Entgegensetzungen zurück, wie wir sie in Teil I rekonstruiert haben. In der Zwischenzeit haben wir gesehen, daß in jeder Erkenntnis Erkenntnistätigkeit und Realität zusammenfließen, daß folglich jede Reflexion auf die methodische Vorgehensweise das Bedingungsverhältnis von ‚bekannter Beschaffenheit des Gegenstandes‘ und ‚zur Anwendung kommenden Kategorien und Methoden‘ in Rechnung stellen muß. Gerade auch wegen des hier herausgearbeiteten Konstitutionscharakters von Erkenntnis ist die (auf den ersten Blick vielleicht paradox anmutende) Forderung zu erheben, die gewählte Methodik müsse ‚dem Gegenstand gerecht werden‘ – dies ist dann nicht eine widersinnige objektivistische Forderung, wenn wir bedenken, daß der Forschungsprozeß nicht immer wieder voraussetzungslos von vorne beginnt, daß vielmehr jede Erkenntnis ihre Fundierung in früheren Realitätskontakten und ihren Interpretationen hat, auf denen dann notwendig die weiteren Erkenntnis Schritte aufbauen. Von der soziologischen Methode wird also nichts anderes gefordert, als jede andere Erkenntnisweise auch leisten muß: sich im ständigen

kann – und auch nicht geben darf, da dies eine Verstehensleistung des Soziologen zumindest erschweren würde.

Wechsel von Assimilation und Akkomodation der so erfahrenen Beschaffenheit des in dieser Weise konstituierten Gegenstandes anzupassen. Dies hat zwei Implikationen für eine Methodologie empirischer Sozialforschung: eine grundsätzliche und eine pragmatische.

Die grundsätzliche Folgerung besteht darin, daß eine solche Methodologie prinzipiell dem Erkenntnisprozeß in seiner gesamten Breite, wie er hier analysiert worden ist, gerecht werden muß. Dies umfaßt vor allem drei Grundleistungen:

- diese Methodologie muß in der Lage sein, den eigenen Forschungsprozeß als eine spezifische gesellschaftliche Institution zur Gewinnung sozialer Erkenntnis in seiner Bedingtheit zu erkennen, und sie muß sich darum bemühen, aus dieser Bedingtheit resultierende Folgen für die eigene Konstitution des Gegenstandes wie auch für das in der Forschung hervorgebrachte Wissen selbstkritisch zu reflektieren;
- sie muß weiter in der Lage sein, menschliches Handeln auf den Rahmen der Wirklichkeitssicht der Handelnden, in dem es sich als dieses Handeln konstituiert, zu beziehen und es aus dieser Perspektive zu verstehen;
- schließlich muß sie einen eigenen Interpretationsrahmen aufspannen können, der es ihr erlaubt, die Perspektive der Handelnden zu transzendieren und innerhalb eines eigenen Relevanzsystems das sinnhaft verstandene Handeln ebenso wie damit in Verbindung stehende und daraus resultierende soziale Phänomene zu analysieren.

Betrachten wir die hier herangezogenen methodologischen Ansätze, dann konzentrieren sie sich jeweils auf eine dieser drei Aufgaben, und jede bestimmt ihren Gegenstand so, daß ihre spezifische Methodik ihm angemessen erscheint: die qualitative Methodologie bemüht sich vor allem um die Analyse sozialen Handelns „von innen“ heraus; die hypothetisch-deduktive Methodologie konzentriert ihre Anstrengungen auf die Bedingungen einer „externen“ Analyse; in die Gefahr, die Analyse ihrer sozialen Bedingtheit an die Stelle einer Reflexion über methodologische Probleme zu setzen, geraten einige Vertreter einer wissenschafts- beziehungsweise wissenschaftssoziologischen Vorgehensweise. Erst dann aber, wenn eine Methodologie diese drei Leistungen in gleicher Weise zu erbringen und aufeinander zu beziehen in der Lage ist, kann sie dem Erfordernis einer Anleitung soziologischer Forschung genügen; jedes Festhalten an diesen partiellen Ansätzen und Beharren auf der Exklusivität des eigenen Leistungsanspruches perpetuiert eine Situation, in der die Abgrenzung gegeneinander den Blick auf die gemeinsame Problemstellung verstellt.

Darüber hinaus erweist sich die Praxis empirischer Sozialforschung als methodologisch weitaus weniger defizitär und unreflektiert, als es in der Kritik seitens der professionellen Methodologen der einen wie der anderen Seite erscheint. In seinem 1982 vorgelegten, aber vergleichsweise wenig rezipier-

ten Versuch eines Brückenschlages zwischen qualitativen und quantitativen Methoden betonte bereits Wilson die höhere Weisheit des scheinbaren Eklektizismus der Forschungspraxis, die in der Beschaffenheit der sozialen Phänomene durchaus ihre methodologische Rechtfertigung hätte finden können, sperrte sich die „formale methodologische Erörterung“ nicht gegen ein Aufweichen der differierenden Positionen.³⁷ Irreführend wäre es allerdings, nun harmonisierend festzustellen, daß die Forschungspraxis den obigen Anforderungen längst genügen würde und die ‚Kaste‘ der Methodologen gänzlich unbegründete Alternativen aufgebaut hätten – dies wäre seinerseits eine falsche Entgegensetzung. Ausdrücklich sei betont, daß hier nicht die Differenz zwischen den verschiedenen Theorien und Methodologien und ihre Konsequenzen für eine unterschiedliche Ausrichtung der Forschung geleugnet werden soll. Ich halte es aber auch für wichtig klarzustellen, daß es sich dabei um unterschiedliche Bezugnahmen auf *dieselbe Realität* handelt, die in der Differenz der Bezugnahme zwar unterschiedliche Abstraktionen von dieser Realität vornehmen, man sich aber nicht der Täuschung hingeben darf, man hätte es mit unterschiedlichen Realitäten zu tun. Jeder Forschungspraktiker hat sich notwendig mit den oben ausgewiesenen Erfordernissen auseinanderzusetzen (wenn er ihnen auch jeweils mehr oder weniger gut nachkommt), so daß in der Praxis eine größere Offenheit für die Möglichkeit und Notwendigkeit einer Integration der methodologisch oft als alternativ begriffenen Programme bestehen mag. Wenn es gelingt, die Forschungspraxis für die oben bestimmten Leistungen zu sensibilisieren, so könnte die empirische Sozialforschung an Bewußtheit über ihr eigenes Handeln gewinnen und dieses damit effektiver steuern.

Dies setzt allerdings die Bereitschaft voraus, bisher Gemeinschaft und Identität stiftende Prämissen zur Disposition zu stellen und in einem Diskurs sowohl über die Beschaffenheit ‚des Gegenstandes der Soziologie‘ als auch über die diesem Gegenstandsbild angemessene Methodik zu treten, wobei dieser Diskurs in der Analyse des Erkenntnisprozesses einen ersten Anhaltspunkt gefunden haben könnte, um verkrustete Abgrenzungen zu überwinden. Insbesondere ist dann auch zu diskutieren, inwieweit methodologisch begründete Erfordernisse unter bestimmten Bedingungen relativiert und durch pragmatische Annäherungen ersetzt werden können, ohne daß gleich die Legitimation dieses Vorgehens in Frage gestellt werden kann. So wird man nicht jedes Forschungsprojekt mit einer Reflexion über die gesellschaftliche Bedingtheit der Fragestellung beginnen müssen; wird man nicht bei jeder Fragestellung ausgedehnte Vorstudien über das Bedeutungsfeld aller verwendeten Begriffe durchführen müssen;³⁸ wird man sich nicht in jeder Studie um

37 Wilson, Qualitative „oder“ quantitative Methoden in der Sozialforschung, 504; 504f, Anmerkung 4.

38 Ein pragmatisches Umgehen insbesondere mit diesem Postulat ist unumgänglich und auch heute in jeder qualitativen Forschung allgemeine Praxis: Harold Garfinkels Krisenexperi-

möglichst große Exaktheit und Repräsentativität in der Datenerhebung bemühen müssen. Man wird weiter diskutieren müssen, welche Konsequenzen es für die Vorgehensweise des Sozialforschers hat, wenn man von einem Untersuchungsbereich weiß, daß er sich in einem rapiden sozialen Wandel befindet, oder wenn bereits umfangreiches Datenmaterial aus vorangegangenen Studien vorliegt, oder wenn man unterschiedliche Fragestellungen wie die Interaktionen in Familien oder die Auswirkungen historischer Ereignisse auf die Handlungsmöglichkeiten sozialer Großgruppen oder Kategorien untersucht.

Wohlgemerkt: diese Überlegungen ändern nichts an den prinzipiellen methodologischen Erfordernissen, denen die empirische Sozialforschung zu genügen hat, aber sie tragen der Tatsache Rechnung, daß auch die empirische Sozialforschung ein Handlungsfeld mit begrenzten Ressourcen ist, über deren Einsatz auch unter pragmatischen Gesichtspunkten und konkreten Handlungszwängen entschieden werden muß. Dabei ist es allemal besser, diese Entscheidung auf dem Hintergrund einer ausformulierten Methodologie zu tun, die verschiedenen Strategien problem- und situationsbezogen ihren Stellenwert zuzuweisen vermag, als im Kampf um die akademischen Fleischtöpfe aus partiellen Differenzen unüberwindliche Gegensätze aufzubauen, die aufgrund ihrer eigenen Logik die Forschungspraxis immer als defizitär und die Methodologie als überlegen erscheinen lassen müssen.

Der geforderte Diskurs kann aber nur Erfolg haben, wenn wechselseitig vorausgesetzt werden kann, daß die erforderliche Offenheit im selbstkritischen Argument nicht als willkommene Gelegenheit für imperialistischen Landgewinn mißbraucht wird. Da der bisherige Diskussionsverlauf in dieser Hinsicht nicht unbedingt optimistisch stimmt, mag eine größere Erfolgsaussicht vielleicht mit dem Versuch verbunden sein, in praktischer Forschung über die methodologischen Trennlinien hinweg die Vereinbarkeit verschiedener Perspektiven und Vorgehensweisen aufzuzeigen und der Methodologie die nachträgliche Interpretation dieses Forschungshandelns zu überlassen. Daß auch dies ein Minimum an Offenheit im Prozeß der Vergabe von Forschungsmitteln voraussetzt, sei abschließend erwähnt – vielleicht ist es ja auch ein Maß für wissenschaftliche Reife, mit Unbestimmtheit produktiv umzugehen und sie auszuhalten, ohne vorschnell eine Schließung des wissenschaftlichen Weltbildes vorzunehmen.

mente wären eine sozial und psychisch äußerst stabile Situation im Vergleich zu einer Forschungssituation, in der der Forscher sich der Übereinstimmung der Deutungsweisen zwischen ihm und den Handelnden ständig vergewissern wollte – der Regreß der Infragestellung der Idealisierung gemeinsamer Interpretationen muß immer irgendwo abgebrochen werden.

Schlußbemerkung

Die Entwicklung einer jeden Wissenschaft ist begleitet von Reflexionen über die angemessene Art ihrer Vorgehensweise. In diesen Reflexionen vergewissern sich die Angehörigen einer Disziplin, inwieweit die tradierten Methoden der Beschaffenheit ihres Forschungsgegenstandes entsprechen, das heißt inwieweit sie mit den (jeweils neuesten) Erkenntnissen über diesen Gegenstand vereinbar sind und zugleich allgemeinen methodologischen Kriterien genügen. Die hier vorgelegte Reflexion über eine erkenntnistheoretische Basis einer Methodologie der empirischen Sozialforschung nahm ihren Ausgangspunkt in einer Kontroverse über die methodologische Ausrichtung der Sozialwissenschaften, die vor mehr als einhundert Jahren begann und ihre Auswirkungen in die Forschungspraxis bis heute zeitigt: in der „Erklären-Verstehen-Kontroverse“. Abweichend von den bisher zur Klärung der strittigen Fragen eingeschlagenen Strategien, die entweder an der logischen Begründung der Methoden oder an der Beschaffenheit des Gegenstandes sozialwissenschaftlicher Forschung ansetzten, habe ich den Erkenntnisprozeß selbst zum Ansatzpunkt meiner Überlegungen gemacht. In der Auseinandersetzung mit den an dieser Kontroverse beteiligten Ansätzen ist nicht zu leugnen, daß beide Seiten, die diese Diskussion bestritten, gute Gründe für ihre Positionen vorbringen können, und ebenso können beide auf Erfolge in der praktischen Forschung verweisen. In der Prüfung dieser Ansätze erwies sich dennoch sehr schnell, daß sie sich in der Argumentation jeweils auf ihre unterschiedlichen Bezugspunkte (methodologische versus gegenstandsbezogene Reflexion) zurück- und damit einer direkten Konfrontation zumindest teilweise entzogen. In dieser Arbeit sollte daher der Versuch gemacht werden, unter Rekurs auf eine Ebene, auf der sich beide Seiten notwendig bewegen mußten, eine Basis zu finden, die eine Bewertung ihrer divergierenden Positionen erlaubt, ohne daß ich mich den Standards der einen oder der anderen Seite vorab hätte anschließen müssen. Diese Ebene, in der methodisches Vorgehen und Gegenstand der sozialwissenschaftlichen Untersuchung zusammentreffen, ist der Erkenntnisprozeß selbst.

In der Kontroverse um „Erklären oder Verstehen“ ging es darum, inwieweit die – im Prinzip weitgehend anerkannte, in der methodologischen Konsequenz aber umstrittene, auf der Sinnhaftigkeit sozialen Handelns beruhende – besondere Beschaffenheit des Gegenstandes ‚des Sozialen‘ eine besondere methodische Vorgehensweise möglich und erforderlich macht, oder ob

allen Wissenschaften unabhängig von ihrem Gegenstand eine gemeinsame methodische Vorgehensweise zu eigen ist. Diese Frage betrifft aber nicht nur die Angemessenheit spezifischer Methoden für einen spezifischen Anwendungsbereich, sie impliziert vielmehr auch und ganz zentral das allgemeinere Problem der Beziehung zwischen dem Forscher und seinem Gegenstand – die Frage also, wie der Forscher etwas, was außerhalb seiner selbst liegt, so erfassen kann, wie es unabhängig von ihm selbst existiert. In der Hoffnung, daß die Klärung dieses allgemeinen Problems auch dazu beitragen kann, die spezifischere Frage nach der besonderen Erkenntnisweise der Sozialwissenschaften zu beantworten, habe ich mich von der engeren methodologischen Auseinandersetzung, wie sie in der Soziologie selbst geführt worden ist, abgewendet und versucht, diese allgemeine Frage nach dem Erkenntnisprozeß zu verfolgen.¹ Dieses Vorgehen hatte auch den nicht zu unterschätzenden Vorzug, daß ich mich auf diesem Gebiet weitgehend auf die Befunde empirischer Forschung stützen konnte; einer Forschung, die zum überwiegenden Teil gerade nicht mit explizitem Blick auf die hier zur Diskussion stehenden Spezifika sozialwissenschaftlicher Erkenntnis durchgeführt worden ist. Nicht zu übersehen ist, daß natürlich auch die Erforschung des Erkenntnisprozesses dem Grundproblem der Frage nach der Möglichkeit von Erkenntnis nicht entgehen kann. Dem Vorwurf, dieses Vorgehen ähnele doch sehr Münchhausens Versuch, sich an seinem eigenen Zopf aus dem Sumpf zu ziehen, ist auf der Grundlage der hier durchgeführten Analyse des Erkenntnisprozesses mit dem Eingeständnis zu begegnen, daß dies in der Tat in etwa die Art ist, in der wir Erkenntnis über die uns umgebende Realität gewinnen – es ist allerdings hinzufügen, daß mit jeder Anstrengung im Erkenntnisprozeß unser Münchenhausen in der Sphäre der theoretischen Deutung ‚über sich‘ und im Sumpf der Realität ‚unter sich‘ neue Haltepunkte findet, mit deren Hilfe sich seine Relation zum Sumpf ein wenig verändert und sein Überblick ein wenig besser wird.

Die hier durchgeführte Analyse brachte uns zu einem Konzept des Erkenntnisprozesses, in dem ‚Erkenntnis‘ als Hervorbringung eines komplexen Prozesses des Zusammenwirkens individuellen Handelns und Verinnerlichens, objektthafter Widerständigkeit und Beschaffenheit und sozial aufge-

1 Dieses Vorgehen hatte u.a. auch zur Folge, daß ich auf die Beiträge, wie sie etwa von Max Weber oder von Jürgen Habermas zur Verstehensproblematik vorgelegt worden sind, nicht eingegangen bin, da diese mit ihren Überlegungen dort einsetzten, wo ich in dem Bemühen um eine erkenntnistheoretische *Grundlegung* aufhöre. Wie die vorangegangene Diskussion der wissenschaftstheoretischen Konsequenzen zeigte, impliziert diese sehr grundsätzliche Fragestellung keineswegs die methodologische Irrelevanz der vorgelegten erkenntnistheoretischen Reflexion, es macht allerdings die Grenzen dieser Arbeit deutlich: sie liefert eine Basis für die Beurteilung (und auch die weitere Entwicklung) methodologischer Ansprüche, ohne aber selbst schon solche zu formulieren.

bauter und tradiert Deutung begriffen wird. Grundlegend für dieses Konzept war die Abwendung von einer verkürzten Perspektive, die Erkenntnis als einen ausschließlich kognitiven Vorgang betrachtet, in dem kognitive Vorstellungen kombiniert und manipuliert werden und die Einbeziehung der Realität, auf die diese sich beziehen, erst in einem späteren Stadium und nur in begrenzter Wirkungsweise erfolgt. (In dieser Sichtweise treffen sich zum Beispiel der Radikale Konstruktivismus und der Kritische Rationalismus.) In Piagets konstitutiver Anbindung der Erkenntnis an das Handeln in der Realität hatten wir dagegen einen Ansatz gefunden, der im Handlungsakt Erkenntnis und Realität miteinander verbindet, und unter Rückgriff auf die Ergebnisse der geirhnphysiologischen Forschung ließ sich zeigen, wie erst in diesem Aufeinandertreffen Erkenntnis und Erkenntniskategorien aufgebaut werden.

„Handeln in der Realität“ ist also der Basisakt, auf dem jegliche Erkenntnis beruht – und dies muß auch die Grundkategorie sein, von der eine Erkenntnistheorie ihren Ausgangspunkt nimmt. Jeder andere Ausgangspunkt – möge er an der biologischen Ausstattung des Menschen ansetzen, an physiologischen Prozeßabläufen, apriorischen Kategorien, logischen Denknöwendigkeiten, objektiven Merkmalen der Realität oder an sozialen Einflußprozessen – setzt Annahmen voraus, die innerhalb der jeweiligen Betrachtungsweise nicht überprüfbar sind, und wirft Probleme hinsichtlich der Darstellung und Erklärung der wechselseitigen Bedingtheit von Erkenntnissubjekt, Erkenntnisobjekt und kollektiver Wertsicht auf, die sich innerhalb des jeweiligen Rahmens nicht beantworten lassen. Die hier vorgeschlagene Perspektive dagegen macht fast keine Voraussetzungen in bezug auf das, was der Mensch mitbringen muß, um Erkenntnisleistungen zu erbringen (es genügen eine rudimentäre Wahrnehmungsfähigkeit, ein entwicklungsfähiges neurales System, eine Motorik, die eine Kontaktaufnahme mit der Realität ermöglicht, und die für jedes Überleben erforderliche Bereitschaft, genau dies zu tun), und sie erlaubt eine Integration aller am Erkenntnisprozeß „Beteiligten“, wie sie in Abschnitt III/3.1 dargelegt worden ist.

Die dort beschriebene Verbindung zwischen den einzelnen Komponenten von Erkenntnis (subjektives Handeln und Konstruktaufbau, realistische Anbindung und soziale Deutung) ist nicht aufhebbar, und wenn auch die einzelnen Komponenten in ihrer Gewichtigkeit bei unterschiedlichen Erkenntnisakten variieren (und damit unterschiedliche Arten von Erkenntnis begründen) mögen, so charakterisiert dieser – zunächst nur für das Kleinkind beschriebene – Prozeß auch jede spätere Wirklichkeitswahrnehmung. Mit dieser Konzeption wird das Erkennen aus seinem Ghetto eines internen kognitiven Vorganges befreit und in eine konstruktive Beziehung zum Erkenntnis Handeln wie zur Realität gesetzt – eine Perspektive, die es uns nun erlaubt, die Beziehung zwischen dem Forscher und dem Forschungsgegenstand näher zu bestimmen. Mit diesem Konzept von Erkenntnis ist keiner derjenigen wissen-

schaftstheoretischen Ansätze vereinbar, die nur einen dieser Bestimmungsgründe zum alleinigen Gegenstand ihrer Reflexion machen: ein naiver Realismus scheidet ebenso aus wie ein radikaler Konstruktivismus, und auch die soziale Erklärung wissenschaftlichen Wissens erweist auf diesem Hintergrund ihre partielle Begrenztheit. Auch konnte auf der Basis der Erkenntnisanalyse eine Bestimmung des Konzeptes der ‚Objektivität‘ vorgenommen werden, die weder eine Verdinglichung des Wissens (wie in Poppers „Welt 3“) voraussetzt noch einer konstruktivistischen Auflösung des Gegenstandes wissenschaftlicher Forschung erliegt.

Eine Methodologie der empirischen Sozialforschung, die begründeten Anspruch darauf erheben will, das methodische Handeln des Sozialforschers umfassend anzuleiten, muß die drei hier identifizierten Leistungen, auf denen jede Analyse sozialer Phänomene beruht, umfassen: sie muß selbstreflexiv die Konstitutionsleistungen des Forschers einbeziehen, sie muß das Handeln der Untersuchungspersonen aus deren Wirklichkeitssicht heraus rekonstruieren, und sie muß einen eigenständigen Interpretationsrahmen zur Verfügung stellen, der eine Analyse unabhängig von der Selbstinterpretation der Handelnden und über sie hinaus erlaubt.

Damit lassen sich auch die beiden in der Erklären-Verstehen-Kontroverse vertretenen Positionen, die ja einen Anspruch auf die Begründung einer Methodologie der empirischen Sozialforschung erheben, in ihren jeweiligen Ausgrenzungen bestimmen. Beiden gemeinsam ist, daß sie – wenn auch aus unterschiedlichen Gründen – eine angemessene Berücksichtigung der Konstitutionsleistung des Forschers nicht leisten: während die einen in ihrem Bemühen um die Etablierung einer methodischen Kontrolle des Forschungsprozesses diese Konstitutionsleistung als vorwissenschaftlich wegdefinieren, glauben sich die anderen aufgrund ihrer Entscheidung für spezifische Erhebungsmethoden vor einer gegenstandsverändernden Wahrnehmung (zumindest weitgehend) gefeit. Während – darüber hinaus – die eine ihre Aufmerksamkeit auf die Rekonstruktion des Handlungsprozesses richtet (und darüber die Frage nach der Möglichkeit einer von dieser Deutung unabhängigen Analyse in den Hintergrund tritt), beschäftigt sich die andere vor allem mit Themenstellungen, bei denen man die Deutungsfrage glaubt vernachlässigen zu können, da es um die Analyse von Phänomenen gehe, die von individuellen Sinndeutungen (relativ) unabhängig seien.

In der Notwendigkeit, die eigene Konstitution von Wirklichkeit in der Erkenntnis kritisch in Rechnung zu stellen, sie zugleich aber überhaupt zu leisten (und wie sonst soll Erkenntnis gewonnen werden?), treffen sich der Natur- und der Sozialforscher: wie jeder Erkennende tragen sie ihre Erkenntniskategorien an die Realität heran und müssen sich vergewissern, daß sie mit diesen Kategorien der Beschaffenheit des Ausschnittes der Realität, dem sie sich zuwenden, gerecht werden. Wie wir sahen, ist diese Entscheidung immer nur in Annäherung möglich, da uns der Gegenstand eben nicht als

solcher', sondern immer nur als interpretierter, also in der Konstitution selbst erst zugänglich wird (und zudem können wir über diese Angemessenheit wiederum nur anhand von Kategorien entscheiden, die unserem eigenen Orientierungssystem entstammen). Für Natur- und Sozialwissenschaftler gilt also, daß sie mit ihren jeweiligen Erkenntnisstrukturen den Gegenstand zugleich konstituieren, indem sie ihn analysieren. Diese Einsicht in den Konstruktcharakter jeder Erkenntnis entbindet jedoch nicht, wie manche Konstruktivisten folgern, von dem Bemühen um die Einschätzung der Art und Weise dieser Konstruktivität, sie fordert sie vielmehr in besonderer Weise heraus, ohne allerdings auf die Möglichkeit einer endgültigen Entscheidbarkeit hoffen zu können. Da die Realität unabhängig vom Beobachter existiert², und da nach aller Erfahrung von jedem 'Gegenstand' unterschiedliche Konstitutionsleistungen möglich sind, die ihn alle nur partiell erfassen, ist eine Reflexion über die durch die gewählte Vorgehensweise bestimmte Perspektive erforderlich – und nichts anderes soll eine Methodologie leisten. Die Eröffnung der Perspektive auf die Genese von Erkenntnis ist aufschlußreich, aber sie beantwortet die Frage nach der Geltung nicht – und zwar schlicht deswegen nicht, weil sie diese Dimension gar nicht in den Blick nimmt. Jede Erkenntnis jedoch, die sich nicht nur als folgenlose Kontemplation in einer von praktischem Handeln entlasteten Situation versteht, sieht sich mit dieser Frage konfrontiert und muß hierauf eine Antwort geben, die praktisches Handeln erfolgreich anzuleiten vermag.

Diese Gemeinsamkeit in der realitätsbezogenen Konstruktion bei Natur- und Sozialwissenschaftlern hebt aber die Differenz im Gegenstand nicht auf. Die Betrachtung des alltäglichen Handlungsprozesses als eines Erkenntnisprozesses hat deutlich gemacht, daß das menschliche Handeln von der Erkenntnis nicht zu trennen ist, daß also jede Handlungsanalyse sich auch auf die Wirklichkeitssicht der Handelnden beziehen, zugleich aber auch einen eigenständigen soziologischen Erkenntnisprozeß begründen kann und muß – und daß dies eine Differenz zur Vorgehensweise des Naturwissenschaftlers zur Folge hat. Interessanterweise ist in der neueren Literatur, obwohl sie sich vom hypothesentestenden Modell absetzt, dennoch eine Tendenz zur Leugnung dieser Differenz festzustellen – hier aber nicht mit dem Ziel, den Sonderstatus der Sozialwissenschaften (als einer verstehenden Wissenschaft) in Frage zu stellen, sondern man versucht umgekehrt nachzuweisen, daß die Naturwissenschaften die ihnen zugeschriebene Sonderrolle einer „objektiven“, von Interpretation und Verstehen freien Wissenschaft nicht erfüllen können.

Aufgrund ihrer Beobachtung, daß auch in den Naturwissenschaften Interpretationen des Forschers erforderlich sind, daß 'Sinn' erst durch das Handeln des Forschers hergestellt und in einem Interaktionsprozeß akzeptiert

2 Nicht: „erkannt werden kann“ – s. Abschnitt III/3.2.1.

werden müsse, daß also „die naturwissenschaftliche Forschung dieselbe Art von Situationslogik verwendet und von derselben Art indexikalischen Denkens gekennzeichnet ist, die wir bisher nur in dem symbolischen und interaktiven Medium der sozialen Welt vorzufinden glaubten“, sieht Knorr-Cetina „die eingefahrene und oft rituell zitierte Unterscheidung zwischen den Naturwissenschaften und den Sozialwissenschaften“ in Frage gestellt und fordert, sie „neu zu überdenken“.³

In dieselbe Richtung zielt eine neuere Diskussion in der Wissenschaftstheorie, die die Notwendigkeit von Interpretationsleistungen auch des Naturwissenschaftlers herausarbeitet.⁴ Aber auch hier treffen wir auf das Mißverständnis des Konzeptes ‚Verstehen‘, das uns bereits bei der Besprechung von Essers Schütz-Rezeption begegnete: der Nachweis, daß der Naturwissenschaftler (wie jeder Erkennende) ein Objekt, eine Messung oder ähnliches interpretieren muß (und dies wird hier als Verstehen bezeichnet), ist nicht gleichbedeutend mit dem Verstehen, wie es im Bereich sozialer Beziehungen erforderlich ist.⁵ Um es zu wiederholen: im ersten Fall wird ein Element der Realität im Sinnkontext *des Erkennenden* mit einer bestimmten Bedeutung belegt – im zweiten Fall wird die Bedeutung, die *ein anderer* mit einer bestimmten Handlung verbunden hat, rekonstruiert. Einzuräumen ist (und daran darf nach dem bisher Gesagten kein Zweifel bestehen), daß auch diese Rekonstruktion nur innerhalb des Sinnkontextes des Erkennenden erfolgen kann, doch ändert dies nichts an der Tatsache, daß hier, im Alltagshandeln wie in der soziologischen Analyse, *ein Schritt mehr* erforderlich ist. Die Gleichsetzung der Bedeutungszuschreibung durch den Naturwissenschaftler mit der Rekonstruktion einer Bedeutung durch den Sozialwissenschaftler verwischt einen konstitutiven Aspekt der Sozialwissenschaften, so daß die Einschätzung von Gerhard Schurz, mit dem Nachweis der Interpretationsleistung des Naturwissenschaftlers sei die Kontroverse um Erklären oder Verstehen in den Sozialwissenschaften „endgültig beseitigt“, falsch ist: sie ist

- 3 Karin D. Knorr-Cetina, Soziale und wissenschaftliche Methode oder: Wie halten wir es mit der Unterscheidung zwischen Natur- und Sozialwissenschaften? (1981), in: Bonß/Hartmann, Entzauberte Wissenschaft, 1985, 275-297, hier: 276, 285, 297. Die von ihr unter Berufung auf neuere naturwissenschaftliche Erkenntnisse formulierte „Feedback-These“, die den Objekten der Natur ein „kausales Wirkungsvermögen“ zuspricht und damit die Differenz zwischen natürlichen und menschlichen ‚Handlungsträgern‘ aufgehoben sieht, da beide „Regeln“ folgen und die ersten nicht einfach „Naturgesetzen“ unterliegen, scheint mir ein wenig zu bereitwillig dem Versuch einer Neuorientierung bei einigen Naturwissenschaftlern zu folgen, ohne doch den Gedanken weiter zu prüfen, welches denn die Elemente der Natur sein können, die hier Regeln befolgen, inwieweit hier Intentionalität vorliegt und wie bei ihnen z.B. eine Rollenübernahme als Basis des Verstehens vorzustellen ist – a.a.O., 281ff.
- 4 Siehe die von Gerhard Schurz herausgegebene Aufsatzsammlung: Erklären und Verstehen in der Wissenschaft, München: Oldenbourg 1988.
- 5 Vgl. Abschnitt I/2.3.

davon gar nicht betroffen.⁶ Wenn die Naturwissenschaften sich des Konstitutionsaspektes ihres Erkenntnishandelns bewußt werden, so verringert dies die scheinbare Distanz zwischen den beiden Erkenntnisweisen und zeigt die ihnen gemeinsame Grundlage auf,⁷ ohne doch das Problem, in welcher Weise innerhalb der Sozialwissenschaften das Verhältnis von Rekonstruktion und unabhängiger Analyse zu gestalten ist, zu berühren. Bestenfalls mindert diese Einsicht die Geringschätzung, mit der Interpretationsleistungen in der wissenschaftlichen Rhetorik bisher belegt worden sind, es hebt aber nicht die Notwendigkeit des Sozialwissenschaftlers auf, eine doppelte Interpretationsleistung zu erbringen.

In Abschnitt I/3 hatte ich ein Konzept von Verstehen entwickelt, das dieses als eine Basishandlung sozialwissenschaftlichen Forschens begriff, die unabhängig von jeder thematischen Spezifizierung und methodischen Zielsetzung vom Sozialforscher zu erbringen sei: keine Beschreibung oder Erklärung sozialer Phänomene sei möglich, ohne daß nicht der Sinnzusammenhang vom Forscher verstanden sein müßte. Das dort formulierte wechselseitige Verweisungsverhältnis von subjektivem Handlungssinn und kategorialer Verortung dieser Handlung im wissenschaftlichen Bezugssystem ließ sich mit der obigen Erkenntnisanalyse noch weiter vertiefen; insbesondere auch konnten die im Zusammenhang damit angestellten Überlegungen über den Konstitutionscharakter wissenschaftlichen Handelns in der Erkenntnisanalyse bestätigt und die jeweilige Verkürzung der beiden alternativ diskutierten Methodologien herausgearbeitet werden.

Ziel dieser Arbeit war es, unter Rekurs auf den Prozeß des Erkennens Grundprobleme einer Methodologie der empirischen Sozialforschung einer kritischen Prüfung zu unterziehen. Ich hoffe, daß es im Laufe dieser Arbeit gelungen ist, die Fruchtbarkeit einer empirisch orientierten Auseinandersetzung mit einer wissenschaftstheoretisch geprägten Problemdiskussion aufzuzeigen. Es dürfte deutlich geworden sein, daß es nicht darum ging, durch eine ‚Naturalisierung‘ oder ‚Sozialisierung‘ der Erkenntnistheorie Geländegewinne auf Kosten der Wissenschaftstheorie zu erzielen, sondern (in Anwendung des Grundprinzips von Erkenntnis) durch den Wechsel zwischen Wissenschaftstheorie und empirischer Forschung die Auflösung einer als unfruchtbar erfahrenen Konfrontation und wechselseitigen Abschließung zu erreichen. Im Besonderen ging es darum, die in der wissenschaftstheoretischen Auseinandersetzung um eine eigenständige Methodologie der Sozialwissenschaften erhobenen Ansprüche und Thesen auf ihre Haltbarkeit zu prüfen.

6 Gerhard Schurz, Einleitung: 40 Jahre nach Hempel-Oppenheim, in: ders., Erklären und Verstehen in der Wissenschaft, 1988, 12.

7 Aus diesem Grunde habe ich in der Erkenntnisanalyse völlig darauf verzichten können, zwischen alltagsweltlichem, naturwissenschaftlichem und sozialwissenschaftlichem Erkennen zu differenzieren – in bezug auf diesen Aspekt sind alle Erkenntnisweisen gleich.

Wenn es gelungen ist, die dort jeweils mit universalem Anspruch vorgetragenen Postulate in ihrer Begrenztheit aufzuzeigen und eine Alternative zu entwerfen, in der sie in ihrem jeweiligen Stellenwert verortet werden können, so daß die unversöhnliche Entgegensetzung der beiden Positionen aufgehoben ist, dann scheint mir dies ein Ansatzpunkt zu sein, von dem aus fruchtbare empirische Forschung wie auch weitere methodologische Reflexion über die Bedingungen dieser Forschung betrieben werden können. Auch mag dies den Blick dafür öffnen, daß die Praxis empirischer Forschung durchaus über Möglichkeiten verfügt, die aufgestellten Desiderata zu bearbeiten, und daß die Methodologien – wie jede gesellschaftliche Weltdeutung – auch selbst-legitimatorische Elemente aufweisen, die den Weg zu einer umfassenderen Perspektive bisher verstellten.

Literaturverzeichnis

- Abel, Theodore*, 1964, The Operation Called Verstehen (1948), in: Hans Albert (Hrsg.), Theorie und Realität. Ausgewählte Aufsätze zur Wissenschaftstheorie, Tübingen: Mohr (Siebeck), 1. Auflage, 177-188 (In die Neuauflage von 1972 wurde dieser Aufsatz nicht aufgenommen.)
- Abel, Theodore*, 1966/67, A Reply to Professor Wax, in: *Sociology and Social Research*, 51, 334-336
- Acham, Karl* (Hrsg.), 1978, Methodologische Probleme der Sozialwissenschaften, Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft
- Adorno, Theodor W.*, 1967, Einleitung, in: Emile Durkheim, Soziologie und Philosophie, Frankfurt: Suhrkamp, 7-44
- Aebli, Hans*, 1975, Zur Einführung, in: Piaget, Der Aufbau der Wirklichkeit beim Kinde, 7-10
- Aebli, Hans*, 1978, Von Piagets Entwicklungspsychologie zur Theorie der kognitiven Sozialisation, in: Gerhard Steiner (Hrsg.), Piaget und die Folgen, Zürich (Die Psychologie des 20. Jahrhunderts, Bd. VII), 604-627
- Aebli, Hans*, 1978, Zur Einführung, in: Piaget, Das Weltbild des Kindes, 8-12
- Albert, Hans*, 1970, Theorie, Verstehen und Geschichte. Zur Kritik des methodologischen Autonomieanspruchs in den sogenannten Geisteswissenschaften, in: Zeitschrift für allgemeine Wissenschaftstheorie, 1, 3-23
- Albert, Hans*, 1971, Hermeneutik und Realwissenschaft. Die Sinnproblematik und die Frage der theoretischen Erkenntnis, in: ders. (Hrsg.), Sozialtheorie und soziale Praxis. Eduard Baumgarten zum 70. Geburtstag, Meisenheim am Glan: Hain, 42-77
- Albert, Hans*, 1975, Traktat über kritische Vernunft, Tübingen: Mohr (Siebeck), 3., erweiterte Auflage (1968)
- Albert, Hans*, 1982, Die Wissenschaft und die Fehlbarkeit der Vernunft, Tübingen: Mohr (Siebeck)
- Albert, Hans*, 1987, Kritik der reinen Erkenntnislehre. Das Erkenntnisproblem in realistischer Perspektive, Tübingen: Mohr (Siebeck)
- Albert, Hans*, 1989, Die Möglichkeit der Erkenntnis. Zur Kritik der reinen Erkenntnislehre im Licht des kritischen Rationalismus, in: Salamun, Karl R. Popper und die Philosophie des Kritischen Rationalismus, 3-18
- Albert, Hans* (Hrsg.), 1972, Theorie und Realität. Ausgewählte Aufsätze zur Wissenschaftslehre der Sozialwissenschaften, Tübingen: Mohr (Siebeck), 2., veränderte Auflage (1964)
- von Alemann, Heine*, 1977, Der Forschungsprozeß. Eine Einführung in die Praxis der empirischen Sozialforschung, Stuttgart: Teubner
- Apel, Karl-Otto*, 1979, Die Erklären : Verstehen – Kontroverse in transzendental-pragmatischer Sicht, Frankfurt: Suhrkamp
- Barnes, Barry S.*, 1981, Über den konventionellen Charakter von Wissen und Erkenntnis, in: Stehr/Meja, Wissenssoziologie, 163-190

- Barton, Allen H./ Paul F. Lazarsfeld, 1979, Einige Funktionen von qualitativer Analyse in der Sozialforschung (1955), in: Hopf/Weingarten, Qualitative Sozialforschung, 41-89
- Becker, Howard S./Blanche Geer, 1969, Participant Observation and Interviewing: A Comparison (1957), in: George J. McCall/J.L.Simmons (Hrsg.), Issues in Participant Observation: A Text and Reader, Reading MA. u.a.: Addison-Wesley, 322-331
- Becker, Howard S./Blanche Geer, 1969, „Participant Observation and Interviewing“: A Rejoinder (1958), in: George J. McCall/J.L.Simmons (Hrsg.), Issues in Participant Observation: A Text and Reader, Reading MA. u.a.: Addison-Wesley, 338-340
- Berger, Peter L./Stanley Pullberg, 1965, Verdinglichung und die soziologische Kritik des Bewußtseins, in: Soziale Welt, 16, 97-112
- Bieri, Peter, 1987, Evolution, Erkenntnis und Kognition. Zweifel an der evolutionären Erkenntnistheorie, in: Lüttersfelds, Transzendente oder evolutionäre Erkenntnistheorie?, 117-147
- Bloor, David, 1981, The Strength of the Strong Programme, in: Philosophy of the Social Sciences, 11, 199-213
- Bloor, David, 1981, Klassifikation und Wissenssoziologie: Durkheim und Mauss neu betrachtet, in: Stehr/Meja, Wissenssoziologie, 20-51
- Bloor, David, 1991, Knowledge and Social Imagery, Chicago/London: University of Chicago Press (1976)
- Bloor, David, 1991, Afterword. Attacks on the Strong Programme, in: ders., Knowledge and Social Imagery, Second Edition, 163-185
- Blumer, Herbert, 1973, Der methodologische Standort des Symbolischen Interaktionismus (1969), in: Arbeitsgruppe Bielefelder Soziologen (Hrsg.), Alltagswissen, Interaktion und gesellschaftliche Wirklichkeit, Band 1: Symbolischer Interaktionismus und Ethnomethodologie, Reinbek: Rowohlt, 80-146
- Blumer, Herbert, 1978, Die soziologische Analyse und die „Variable“ (1956), in: Acham, Methodologische Probleme der Sozialwissenschaften, 386-402
- Bollnow, Otto Friedrich, 1955, Dilthey. Eine Einführung in seine Philosophie, Stuttgart: Kohlhammer
- Bonß, Wolfgang/Heinz Hartmann, 1985, Konstruierte Gesellschaft, rationale Deutung. Zum Wirklichkeitscharakter soziologischer Diskurse, in: dies., Entzauberte Wissenschaft, 9-46
- Bonß, Wolfgang/Heinz Hartmann (Hrsg.), 1985, Entzauberte Wissenschaft. Zur Relativität und Geltung soziologischer Forschung, Göttingen: Schwarz & Co. (Soziale Welt, Sonderband 3)
- Bovet, Magali C./Jaques J. Vonèche, 1978, Der Aufbau der kognitiven Strukturen aus der Sicht der Genfer Psychologen, in: Gerhard Steiner (Hrsg.), Piaget und die Folgen, Zürich (Die Psychologie des 20. Jahrhunderts, Bd. VII), 242-259
- Brown, James Robert, 1984, Introduction: The Sociological Turn, in: ders. (Hrsg.), Scientific Rationality: The Sociological Turn, Dordrecht u.a.: Reidel, 3-40
- Buchmann, Marlis/Ruth Gurny, 1984, Wenn Subjektivität zu Subjektivismus wird ... Methodische Probleme der neueren soziologischen Biographieforschung, in: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, 36, 773-782
- Bunge, Mario, 1991/92, A Critical Examination of the New Sociology of Science: Part 1/Part 2, in: Philosophy of the Social Sciences, 21/22, 524-560/46-76
- Cicourel, Aaron V., 1970, Methode und Messung in der Soziologie, Frankfurt: Suhrkamp (1964)
- Clark, Terry N., 1981, Die Durkheim-Schule und die Universität, in: Lepenies, Geschichte der Soziologie, Bd. 2, 157-205

- Cohen, Albert K., 1961, Kriminelle Jugend. Zur Soziologie jugendlichen Bandenwesens, Reinbeck: Rowohlt (1955)
- Collins, H.M., 1975, The Seven Sexes: A Study of the Sociology of a Phenomenon, or the Replication of Experiments in Physics, in: *Sociology*, 9, 205-225
- Cunningham, Frank, 1972, Bemerkungen über das Verstehen in den Sozialwissenschaften, in: Albert, Theorie und Realität, 227-233
- Daston, Lorraine, 1992, Objectivity and the Escape from Perspective, in: *Social Studies of Science*, 22, 597-618
- Davis, Murray S., 1986, „That's Classic!“ The Phenomenology and Rhetoric of Successful Social Theories, in: *Philosophy of the Social Sciences*, 16, 285-301
- Dear, Peter, 1992, From Truth to Disinterestedness in the Seventeenth Century, in: *Social Studies of Science*, 22, 619-631
- Deutscher, Irwin, 1973, What We Say/What We Do. Sentiments & Acts, Glenview/Brighton: Scott, Foresman and Company
- Diederichs, Werner, 1974, Einleitung, in: ders. (Hrsg.), Theorien der Wissenschaftsgeschichte. Beiträge zur diachronen Wissenschaftstheorie, Frankfurt: Suhrkamp, 7-51
- Diemer, Alwin, 1971, Die Trias Beschreiben, Erklären, Verstehen in historischem und systematischem Zusammenhang (Ein orientierender Überblick), in: ders. (Hrsg.), Der Methoden- und Theorienpluralismus in den Wissenschaften, Meisenheim am Glan: Hain, 5-24
- Dilthey, Wilhelm, 1924, Die Entstehung der Hermeneutik (1900), in: Wilhelm Diltheys Gesammelte Schriften, V. Band: Die geistige Welt. Einleitung in die Philosophie des Lebens. Erste Hälfte: Abhandlungen zur Grundlegung der Geisteswissenschaften, Leipzig/Berlin: Teubner, 317-331 (incl. der „Zusätze aus den Handschriften“, 332-338)
- Dilthey, Wilhelm, 1924, Ideen über eine beschreibende und zergliedernde Psychologie (1894), in: Wilhelm Diltheys Gesammelte Schriften, V. Band: Die geistige Welt. Einleitung in die Philosophie des Lebens. Erste Hälfte: Abhandlungen zur Grundlegung der Geisteswissenschaften Leipzig/Berlin: Teubner, 139-240
- Dilthey, Wilhelm, 1942, Plan der Fortsetzung zum Aufbau der geschichtlichen Welt in den Geisteswissenschaften, in: Wilhelm Diltheys Gesammelte Schriften, VII. Band: Der Aufbau der geschichtlichen Welt in den Geisteswissenschaften, Leipzig/Berlin: Teubner (1927), 191-291
- Douglas, Jack D., 1971, The Rhetoric of Science and the Origins of Statistical Social Thought: the Case of Durkheim's Suicide, in: Edward A. Tiryakin (Hrsg.), The Phenomenon of Sociology. A Reader in the Sociology of Sociology, New York, 44-57
- Douglas, Jack D., 1971, The Sociological Analysis of Social Meanings of Suicide (1966), in: Anthony Giddens (Hrsg.), The Sociology of Suicide. A Selection of Readings, London/Tonbridge: Frank Cass & Co., 121-151
- Droysen, Johann Gustav, 1858/68, Grundriß der Historik
- Druwe, Ulrich, 1988, „Selbstorganisation“ in den Sozialwissenschaften. Wissenschaftstheoretische Anmerkungen zur Übertragung der naturwissenschaftlichen Selbstorganisationsmodelle auf sozialwissenschaftliche Fragestellungen, in: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, 40, 761-775
- Durkheim, Emile, 1965, Regeln der soziologischen Methode, Neuwied und Berlin: Luchterhand (1895)
- Durkheim, Emile, 1973, Der Selbstmord, Neuwied/Berlin: Luchterhand (1897)
- Durkheim, Emile, 1981, Die elementaren Formen des religiösen Lebens (1912), Frankfurt: Suhrkamp

- Durkheim, Emile/Marcel Mauss*, 1987, Über einige primitive Formen von Klassifikation. Ein Beitrag zur Erforschung der kollektiven Vorstellungen (1901/02), in: Emile Durkheim, Schriften zur Soziologie der Erkenntnis, Frankfurt: Suhrkamp, 169-256
- Dux, Günter*, 1981, Zur Strategie einer Soziologie der Erkenntnis, in: Stehr/Meja, Wissenssoziologie, 73-101
- Dux, Günter*, 1982, Die Logik der Weltbilder. Sinnstrukturen im Wandel der Geschichte, Frankfurt: Suhrkamp
- Dux, Günter*, 1989, Die Zeit in der Geschichte. Ihre Entwicklungslogik vom Mythos zur Weltzeit, Frankfurt: Suhrkamp
- Dux, Günter*, 1991, Der Konstruktivismus in der historisch-genetischen Theorie der Erkenntnis, Diskussionspapier für die Zweiten Freiburger Arbeitstage für Soziologie vom 3.-5. Oktober 1991
- Engels, Eve-Marie*, 1987, Kritische Überlegungen zur „kaputten“ Erkenntnis- und Realismuskonzeption der evolutionären Erkenntnistheorie und ein „Reparaturvorschlag“, in: Lütterfelds, Transzendente oder evolutionäre Erkenntnistheorie?, 229-260
- Engels, Eve-Marie*, 1989, Erkenntnis als Anpassung? Eine Studie zur Evolutionären Erkenntnistheorie, Frankfurt: Suhrkamp
- Engels, Eve-Marie*, 1990, Erkenntnistheoretischer Konstruktivismus, Minimalrealismus, empirischer Realismus. Ein Plädoyer für einige Unterscheidungen. Replik auf Hans Jürgen Wendels Aufsatz „Evolutionäre Erkenntnistheorie und erkenntnistheoretischer Realismus“, in: Zeitschrift für philosophische Forschung, 44, 28-54
- Esser, Hartmut*, 1987, Zum Verhältnis von qualitativen und quantitativen Methoden in der Sozialforschung, oder: Über den Nutzen methodologischer Regeln bei der Diskussion von Scheinkontroversen, in: Wolfgang Voges (Hrsg.), Methoden der Biographie- und Lebenslaufforschung, Opladen: Leske + Budrich, 87-101
- Esser, Hartmut*, 1990, „Habits“ und „Rational Choice“ – Die Reichweite von Theorien der rationalen Wahl (am Beispiel der Erklärung des Befragtenverhaltens), in: Zeitschrift für Soziologie, 19, 231-247
- Esser, Hartmut*, 1991, Die Rationalität des Alltagshandelns. Eine Rekonstruktion der Handlungstheorie von Alfred Schütz, in: Zeitschrift für Soziologie, 20, 430-445
- Esser, Hartmut*, 1991, Alltagshandeln und Verstehen. Zum Verhältnis von erklärender und verstehender Soziologie am Beispiel von Alfred Schütz und „Rational Choice“, Tübingen: Mohr (Siebeck)
- Esser, Hartmut/Klaus Klenovits/Helmut Zehnpfennig*, 1977, Wissenschaftstheorie, Bd. 2: Funktionalanalyse und hermeneutisch-dialektische Ansätze, Stuttgart: Teubner
- Fatke, Reinhard (Hrsg.)*, 1981, Jean Piaget über Jean Piaget. Sein Werk aus seiner Sicht, München: Kindler (1970)
- Filstead, William J.*, 1970, Introduction, in: ders. (Hrsg.), Qualitative Methodology. Firsthand Involvement with the Social World, Chicago: Rand McNally, 1-11
- Fischer, Klaus*, 1982, Das Erklärungspotential der Wissenschaftssoziologie, in: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, 34, 54-68
- Fischer, Klaus*, 1989, Die kognitive Konstitution sozialer Strukturen, in: Zeitschrift für Soziologie, 18, 16-34
- Fleming, Donald*, 1967, Attitudes: The History of a Concept, in: Perspectives in American History, 1, 287-365
- Foerster, Heinz von*, 1986, Das Konstruieren einer Wirklichkeit (1973), in: Watzlawick, Die erfundene Wirklichkeit, 39-60
- Forman, Paul*, 1981, Kausalität, Anschaulichkeit und Individualität oder Wie Wesen und Thesen, die der Quantenmechanik zugeschrieben, durch kulturelle Werte vorgeschrieben wurden, in: Stehr/Meja, Wissenssoziologie, 393-406

- Franzen, Winfried*, 1989, Zum Verhältnis zwischen sprachlichen und kognitiven Schemata, mit Bezug auf neuere Diskussionen zum linguistischen Relativismus (Sapir-Whorf-Hypothese), in: Gerhard Pasternack (Hrsg.), Philosophie und Wissenschaften. Zum Verhältnis von ontologischen, epistemologischen und methodologischen Voraussetzungen der Einzelwissenschaften, Frankfurt u.a.: Lang, 157-164
- Freudenthal, Gad*, 1981, Wissenssoziologie der Naturwissenschaften: Bedingungen und Grenzen ihrer Möglichkeit, in: Stehr/Meja, Wissenssoziologie, 153-162
- Freudenthal, Gad*, 1984, The Role of Shared Knowledge in Science: The Failure of the Constructivist Programme in the Sociology in Science, in: Social Studies of Science, 14, 285-295
- Friedrichs, Jürgen*, 1973, Methoden empirischer Sozialforschung, Reinbek: Rowohlt
- Fuchs, Stephan*, 1992, Relativism and Reflexivity in the Sociology of Scientific Knowledge, in: George Ritzer (Hrsg.), Metatheorizing, Newbury Park u.a.: Sage, 151-167
- Furth, Hans G.*, 1972, Denkprozesse ohne Sprache, Düsseldorf: Schwann
- Furth, Hans G.*, 1981, Intelligenz und Erkennen. Die Grundlagen der genetischen Erkenntnistheorie Piagets, Frankfurt: Suhrkamp (1969)
- Furth, Hans G.*, 1981, Piaget über Weisheit und Illusionen der Philosophie, in: ders., Intelligenz und Erkennen (1969), 341-355
- Galtung, Johan/Fumiko Nishimura*, 1984, Struktur, Kultur und Sprachen: Indoeuropäische, chinesische und japanische Sprachen im Vergleich, in: Leviathan, 12, 478-505
- Gauger, Hans-Martin*, 1979, Sprache und Sprechen im Werk Sigmund Freuds, in: Der Mensch und seine Sprache, o.O.: Propyläen, 48-80
- Geldsetzer, Lutz*, 1989, Hermeneutik, in: Seiffert/Radnitzky, Handlexikon zur Wissenschaftstheorie, 127-139
- Gilbert, G. Nigel*, 1967, The Transformation of Research Findings into Scientific Knowledge, in: Social Studies of Science, 6, 281-306
- Gilbert, G. Nigel/Michael Mulkay*, 1985, Die Rechtfertigung wissenschaftlicher Überzeugungen (1982), in: BonB/Hartmann, Entzauberte Wissenschaft, 207-228
- Gipper, Helmut*, 1971, Denken ohne Sprache?, in: ders., Denken ohne Sprache?, Düsseldorf: Schwann, 18-35
- Gipper, Helmut*, 1972, Gibt es ein sprachliches Relativitätsprinzip? Untersuchungen zur Sapir-Whorf-These, Frankfurt: Fischer
- Gipper, Helmut*, 1987, Das Sprachapriori. Sprache als Voraussetzung menschlichen Denkens und Erkennens, Stuttgart-Bad Canstatt: Frommann-Holzboog
- Gipper, Helmut (Hrsg.)*, 1984, Schriftenverzeichnis Leo Weisgerber. Leo Weisgerber zum 85. Geburtstag, Münster: Institut für Allgemeine Sprachwissenschaft der Westfälischen Wilhelms-Universität
- Girtler, Roland*, 1984, Methoden der qualitativen Sozialforschung. Anleitung zur Feldarbeit, Wien u.a.: Hermann Böhlau Nachf.
- Glaser, Barney G./Anselm L. Strauss*, 1967, The Discovery of Grounded Theory: Strategies for Qualitative Research, Chicago: Aldine
- Glaser, Barney G./Anselm L. Strauss*, 1974, Interaktion mit Sterbenden. Beobachtungen für Ärzte, Schwestern, Seelsorger und Angehörige, Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht (1965)
- Glaser, Barney G./Anselm L. Strauss*, 1979, Die Entdeckung gegenstandsbezogener Theorie: Eine Grundstrategie qualitativer Sozialforschung (1965), in: Hopf/Weingarten, Qualitative Sozialforschung, 91-111
- Glaserfeld, Ernst von*, 1986, Einführung in den radikalen Konstruktivismus, in: Watzlawick, Die erfundene Wirklichkeit (1981), 16-38

- Glaserfeld, Ernst von, 1987, Wissen, Sprache und Wirklichkeit: Arbeiten zum radikalen Konstruktivismus, Braunschweig: Vieweg
- Glaserfeld, Ernst von, 1988, Siegener Gespräche über Radikalen Konstruktivismus, in: Schmidt, Der Diskurs des Radikalen Konstruktivismus (1987), 401-440
- Glaserfeld, Ernst von, 1990, Die Unterscheidung des Beobachters: Versuch einer Auslegung, in: Riegas/ Vetter, Zur Biologie der Kognition, 281-295
- Goldstein, Martin/Inge F. Goldstein, 1978, How We Know. An Exploration of the Scientific Process, New York/London: Plenum Press
- Gräfrath, Bernd/Renate Huber/Brigitte Uhlemann, 1991, Einheit, Interdisziplinarität, Komplementarität: Orientierungsprobleme der Wissenschaft heute, Berlin/New York: de Gruyter
- Haferkamp, Hans, 1985, Mead und das Problem des gemeinsamen Wissens, in: Zeitschrift für Soziologie, 14, 175-187
- Hanson, Norwood Russell, 1962, The Irrelevance of History of Science to Philosophy of Science, in: Journal of Philosophy, 59, 574-586
- Hanson, Norwood Russell, 1978, Neue Überlegungen zum genetischen Fehlschluß (1967), in: Acham, Methodologische Probleme der Sozialwissenschaft, 68-101
- Hartmann, Heinz, 1970, Empirische Sozialforschung. Probleme und Entwicklungen, München: Juventa
- Hartmann, Heinz, 1988, Sozialreportagen und Gesellschaftsbild, in: Hans-Georg Soeffner (Hrsg.), Kultur und Alltag, Göttingen: Schwarz (Soziale Welt, Sonderband 6), 341-352
- Hasse, Rainer/Georg Krücken/Peter Weingart, 1994, Laborkonstruktivismus. Eine wissenschaftssoziologische Reflexion, in: Gebhard Rusch/Siegfried J. Schmidt (Hrsg.), Konstruktivismus und Sozialtheorie. Defin 1993, Frankfurt: Suhrkamp, 220-262
- Hayakawa, S.I., o.J., Semantik. Sprache im Denken und Handeln, Darmstadt: Schwarz & Co
- Heintz, Bettina, 1993, Wissenschaft im Kontext. Neuere Entwicklungstendenzen der Wissenschaftssoziologie, in: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, 45, 528-552
- Helmer, Olaf/Nicholas Rescher, 1969, Exact vs. Inexact Sciences: A More Instructive Dichotomy? (1959), in: Leonard I. Krimerman (Hrsg.), Nature and Scope of Social Science: A Critical Anthology, New York: Appleton-Century-Crofts, 181-203
- Hempel, Carl G., 1972, Wissenschaftliche und historische Erklärungen (1966), in: Albert, Theorie und Realität, 237-261
- Henle, Paul, 1975, Sprache, Denken und Kultur, in: ders. (Hrsg.), Sprache, Denken, Kultur, Frankfurt: Suhrkamp (1958)
- Hoffmann-Riem, Christa, 1980, Die Sozialforschung einer interpretativen Soziologie. Der Datengewinn, in: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, 32, 339-372
- Honneth, Axel/Hans Joas, 1980, Soziales Handeln und menschliche Natur. Anthropologische Grundlagen der Sozialwissenschaften, Frankfurt: Campus
- Hopf, Christel, 1979, Soziologie und qualitative Sozialforschung, in: dies./Weingarten, Qualitative Sozialforschung, 11-37
- Hopf, Christel, 1983, Die Hypothesenprüfung als Aufgabe qualitativer Sozialforschung, in: ASI-News, Nr. 6, 33-55
- Hopf, Christel, 1985, Fragen der Quantifizierung in qualitativen Untersuchungen, Vortrag auf der Herbstsitzung der Methoden-Sektion der DGS in Mannheim, 11./12. 10. 1985

- Hopf, Christel/Elmar Weingarten (Hrsg.), 1979, Qualitative Sozialforschung, Stuttgart: Klett-Cotta
- Hoyningen-Huene, Paul, 1989, Die Wissenschaftsphilosophie Thomas S. Kuhns. Rekonstruktion und Grundlagenprobleme, Braunschweig: Vieweg
- Hübner, Kurt, 1978, Kritik der wissenschaftlichen Vernunft, Freiburg/München: Alber
- Hyman, Herbert H. u.a., 1954, Interviewing in Social Research, Chicago: University of Chicago
- Inhelder, Bärbel, 1981, Einige Aspekte von Piagets genetischer Theorie des Erkennens (1965), in: Furth, Intelligenz und Erkennen, 44-71
- Irrgang, Bernhard, 1990, Die Evolutionäre Erkenntnistheorie aus philosophischer Perspektive, in: August Fenk (Hrsg.), Evolution und Selbstbezug des Erkennens, Wien/Köln: Böhlau, 83-106
- Jakobson, Roman, 1980, Einstein und die Wissenschaft der Sprache (1979), in: Elmar Holenstein, Von der Hintergebarkeit der Sprache. Kognitive Unterlagen der Sprache. Anhang: Zwei Vorträge von Roman Jakobson, Frankfurt: Suhrkamp, 159-170
- Jakowlewitsch, Dragan, 1989, Die Frage nach dem methodologischen Dualismus der Natur- und Sozialwissenschaften und der Standpunkt Kritischer Rationalisten, in: Salamun, Karl R. Popper und die Philosophie des Kritischen Rationalismus, 109-124
- Janich, Peter, 1987, Evolution der Erkenntnis oder Erkenntnis der Evolution?, in: Lüttersfelds, Transzendente oder evolutionäre Erkenntnistheorie?, 210-226
- Joas, Hans, 1978, George Herbert Mead, in: Dirk Käsler (Hrsg.), Klassiker des soziologischen Denkens, Band II: Von Weber bis Mannheim, München: Beck, 7-39
- Joas, Hans, 1989, Praktische intersubjektivität. Die Entwicklung des Werkes von G.H.-Mead, Frankfurt: Suhrkamp (1980)
- Kaspar, Robert, 1987, Lorenz' Lehre vom Aposteriorischen im Lichte gegenwärtiger Naturwissenschaft, in: Lüttersfelds, Transzendente oder evolutionäre Erkenntnistheorie?, 64-80
- Kern, Horst, 1982, Empirische Sozialforschung. Ursprünge, Ansätze, Entwicklungslinien, München: Beck
- Ketler, David/Volker Meja/Nico Stehr, 1980, Karl Mannheims frühe kultursoziologische Arbeiten, in: Karl Mannheim, Strukturen des Denkens, Frankfurt: Suhrkamp, 9-31
- Klein, Wolfgang, 1986, Der Wahn vom Sprachverfall und andere Mythen, in: Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik, 16, 11-28
- Kleining, Gerhard, 1982, Umriß zu einer Methodologie qualitativer Sozialforschung, in: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, 34, 224-253
- Klüver, Jürgen, 1988, Die Konstruktion der sozialen Realität Wissenschaft: Alltag und System, Braunschweig/Wiesbaden: Vieweg
- Klüver, Jürgen, 1990, Auf der Suche nach den Kaninchen von Fibonacci oder: Wie geschlossen ist das Wissenschaftssystem?, in: Krohn/Küppers, Selbstorganisation, 201-229
- Kneer, Georg/Armin Nassehi, 1991, Verstehen des Verstehens. Eine systemtheoretische Revision der Hermeneutik, in: Zeitschrift für Soziologie, 20, 341-356
- Knorr, Karin D., 1981, Die Fabrikation von Wissen. Versuch zu einem gesellschaftlich relativierten Wissensbegriff, in: Stehr/Meja, Wissenssoziologie, 226-245
- Knorr-Cetina, Karin, 1984, Die Fabrikation von Erkenntnis. Zur Anthropologie der Naturwissenschaft, Frankfurt: Suhrkamp (1981)
- Knorr, Karin D., 1985, Zur Produktion und Reproduktion von Wissen: ein deskriptiver oder ein konstruktiver Vorgang? Überlegungen zu einem Modell wissenschaftlicher Ergebniserzeugung (1977), in: Bonß/Hartmann, Entzauberte Wissenschaft, 151-178

- Knorr-Cetina, Karin D.*, 1985, Soziale und wissenschaftliche Methode, oder: Wie halten wir es mit der Unterscheidung zwischen Natur- und Sozialwissenschaften? (1981), in: Bonß/Hartmann, Entzauberte Wissenschaft, 275-297
- Knorr-Cetina, Karin* (Unter Mitwirkung von K. Amann, S. Hirschauer, K.-H. Schmidt), 1988, Das naturwissenschaftliche Labor als Ort der „Verdichtung“ von Gesellschaft, in: Zeitschrift für Soziologie, 17, 85-101
- Knorr-Cetina, Karin*, 1989, Spielarten des Konstruktivismus. Einige Notizen und Anmerkungen, in: Soziale Welt, 40, 86-96
- Knorr-Cetina, Karin*, 1990, Zur Doppelproduktion sozialer Realität: Der konstruktivistische Ansatz und seine Konsequenzen, in: Österreichische Zeitschrift für Soziologie, 15, 6-20
- König, René*, 1965, Einleitung, in: Durkheim, Regeln der soziologischen Methode, 21-82
- Kreissl, Reinhard/Christian von Wolffersdorf-Ehlert*, 1985, Selbstbetroffenheit mit summa cum laude? Mythos und Alltag der qualitativen Methoden in der Sozialforschung, in: Bonß/Hartmann, Entzauberte Wissenschaft, 91-110
- Krohn, Wolfgang/Günther Küppers/Rainer Paslack*, 1988, Selbstorganisation – Zur Genese und Entwicklung einer wissenschaftlichen Revolution, in: Schmidt, Der Diskurs des Radikalen Konstruktivismus (1987), 441-465
- Krohn, Wolfgang/Günther Küppers* (Hrsg.), 1990, Selbstorganisation. Aspekte einer wissenschaftlichen Revolution, Braunschweig/Wiesbaden: Vieweg & Sohn
- Kromrey, Helmut*, 1980, Empirische Sozialforschung, Opladen: Leske + Budrich
- Kuhn, Thomas S.*, 1967, Die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen, Frankfurt: Suhrkamp (1962)
- Kuhn, Thomas*, 1972, Postscript – 1969 zur Analyse der Struktur wissenschaftlicher Revolutionen (1970), in: Weingart, Wissenschaftssoziologie 1, 287-319
- Lamnek, Siegfried*, 1988, Qualitative Sozialforschung. Band I: Methodologie, München-/Weinheim: Psychologie Verlags Union
- Latour, Bruno/Steve Woolgar*, 1986, Laboratory Life. The Construction of Scientific Facts, Princeton: University Press, (1979)
- Latour, Bruno/Steve Woolgar*, 1986, Postscript to Second Edition (1986), in: dies., Laboratory Life, 273-286
- Laudan, Larry*, 1981, The Pseudo-Science of Science?, in: Philosophy of the Social Sciences, 11, 173-198
- Lazarsfeld, Paul F.*, 1944, The Controversy over Detailed Interviews – An Offer for Negotiation, in: Public Opinion Quarterly, 8, 38-60
- Leat, Diana*, 1978, Das missverstandene „Verstehen“ (1972), in: Acham, Methodologische Probleme der Sozialwissenschaften, 102-114
- Lenk, Hans*, 1993, Philosophie und Interpretation. Vorlesungen zur Entwicklung konstruktivistischer Interpretationsansätze, Frankfurt: Suhrkamp
- Lepenes, Wolf*, 1985, Die drei Kulturen. Soziologie zwischen Kultur und Wissenschaft, München u.a.: Hanser
- Lepenes, Wolf* (Hrsg.), 1981, Geschichte der Soziologie. Studien zur kognitiven, sozialen und historischen Identität einer Disziplin, Frankfurt: Suhrkamp (4 Bände)
- Lucy, John A./Richard A. Shweder*, 1979, Whorf and his Critics: Linguistic and Non-linguistic Influences and Color Memory, in: American Anthropologist, 81, 581-615
- Lütterfelds, Wilhelm* (Hrsg.), 1987, Transzendente oder evolutionäre Erkenntnistheorie?, Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft
- Luhmann, Niklas*, 1985, Die Autopoiesis des Bewußtseins, in: Soziale Welt, 36, 402-446

- Luhmann, Niklas*, 1988, Wie ist Bewußtsein an Kommunikation beteiligt? in: Hans Ulrich Gumprecht/K. Ludwig Pfeiffer (Hrsg.), *Materialität der Kommunikation*, Frankfurt: Suhrkamp, 884-905
- Luhmann, Niklas*, 1990, *Soziologische Aufklärung 5. Konstruktivistische Perspektiven*, Opladen: Westdeutscher Verlag
- Lundberg, George A.*, 1936, Quantitative Methods in Social Psychology, in: *American Sociological Review*, 1, 38-54
- Mannheim, Karl*, 1931, Wissenssoziologie, in: Alfred Vierkandt (Hrsg.), *Handwörterbuch der Soziologie*, Stuttgart: Enke, 659-680
- Mannheim, Karl*, 1970, Wissenssoziologie. Auswahl aus dem Werk, Neuwied/Berlin: Luchterhand
- Mannheim, Karl*, 1970, Beiträge zur Theorie der Weltanschauungs-Interpretation (1921/22), in: ders., Wissenssoziologie. Auswahl aus dem Werk, 91-154
- Mannheim, Karl*, 1970, Die Strukturanalyse der Erkenntnistheorie (1922), in: ders., Wissenssoziologie. Auswahl aus dem Werk, 166-245
- Mannheim, Karl*, 1970, Das Problem einer Soziologie des Wissens (1925), in: ders., Wissenssoziologie. Auswahl aus dem Werk, 308-387
- Mannheim, Karl*, 1970, Ideologische und soziologische Interpretation der geistigen Gebilde (1926), in: ders., Wissenssoziologie. Auswahl aus dem Werk, 388-407
- Mannheim, Karl*, 1970, Die Bedeutung der Konkurrenz im Gebiete des Geistigen (1928), in: ders., Wissenssoziologie. Auswahl aus dem Werk, 566-613
- Mannheim, Karl*, 1980, Eine soziologische Theorie der Kultur und ihrer Erkennbarkeit (Konjunktives und kommunikatives Denken) (1924/25), in: ders., *Strukturen des Denkens*, Frankfurt: Suhrkamp, 155-322
- Mannheim, Karl*, 1985, *Ideologie und Utopie*, Frankfurt: Klostermann (1929/1936)
- Markovic, Mihailo*, 1972, The Problem of Reification and the Verstehen-Erklären Controversy, in: *Acta Sociologica*, 15, 27-38
- Matthes, Joachim*, 1967, Hat die Wissenssoziologie eine Zukunft? Antrittsvorlesung Universität Münster
- Matthes, Joachim*, 1985, Die Soziologen und ihre Wirklichkeit. Anmerkungen zum Wirklichkeitsverhältnis der Soziologie, in: Bonß/Hartmann, *Entzauberte Wissenschaft*, 49-64
- Matthes, Joachim*, 1985, Zur transkulturellen Relativität erzählanalytischer Verfahren in der empirischen Sozialforschung, in: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, 37, 310-326
- Matthes, Joachim*, 1987, Erfahrung durch Konstrukte. Empirische Sozialforschung als Kommunikationsproblem, in: Manfred Rühl (Hrsg.), *Kommunikation und Erfahrung. Wege anwendungsbezogener Kommunikationsforschung*, Nürnberg: Verlag der Kommunikationswissenschaftlichen Forschungsvereinigung, 115-131
- Matthes, Joachim*, 1992, The Operation Called „Vergleichen“, in: ders., *Zwischen den Kulturen?*, 75-99
- Matthes, Joachim* (Hrsg.), 1992, *Zwischen den Kulturen? Die Sozialwissenschaften vor dem Problem des Kulturvergleichs*, Göttingen: Schwartz (Soziale Welt, Sonderband 8)
- Matthes, Joachim*, 1993, Über das Erfahren von Erfahrung (oder: Von den Schwierigkeiten des erfahrungswissenschaftlich orientierten Soziologen, mit gesellschaftlicher Erfahrung umzugehen), in: Hans Julius Schneider/Rüdiger Inhetveen (Hrsg.), *Enteignen uns die Wissenschaften? Zum Verhältnis zwischen Erfahrung und Empirie*, München: Fink, 101-123

- Maturana, Humberto R.*, 1988, Kognition (1978), in: Schmidt, Der Diskurs des Radikalen Konstruktivismus, 89-118
- Maturana, Humberto R.*, 1990, Wissenschaft und Alltagsleben: Die Ontologie der wissenschaftlichen Erklärung, in: Krohn/Küppers, Selbstorganisation, 107-138
- Maturana, Humberto R./Francisco J. Varela*, 1987, Der Baum der Erkenntnis. Die biologischen Wurzeln des menschlichen Erkennens, Bern u.a.: Scherz (1984)
- McCartney, James L.*, 1970, On Being Scientific: Changing Styles of Presentation of Sociological Research, in: The American Sociologist, 5, 30-35
- Mead, George H.*, 1983, Gesammelte Aufsätze, 2 Bde, Frankfurt: Suhrkamp
- Mead, George Herbert*, 1968, Geist, Identität und Gesellschaft aus der Sicht des Sozialbehaviorismus, Frankfurt: Suhrkamp (1934)
- Merton, Robert K.*, 1972, Wissenschaft und demokratische Sozialstruktur (1962), in: Weingart, Wissenschaftssoziologie 1, 45-59
- Merton, Robert K.*, 1968, Karl Mannheim and the Sociology of Knowledge, in: ders., Social Theory and Social Structure. Enlarged Edition, New York/London: Free Press/Collier Macmillan, 544-562
- Misch, Georg*, 1924, Vorbericht des Herausgebers, in: Dilthey, Gesammelte Schriften, V.Band: Die geistige Welt, VII-CXVII
- Mulkay, Michael*, 1981, Wissen und Nutzen. Implikationen für die Wissenssoziologie, in: Stehr/Meja, Wissenssoziologie, 52-72
- Musgrave, Alan*, 1989, Wissen, in: Seiffert/Radnitzky, Handlexikon zur Wissenschaftstheorie, 387-391
- Nagel, Ernest*, 1972, Probleme der Begriffs- und Theoriebildung in den Sozialwissenschaften (1952), in: Albert, Theorie und Realität, 67-85
- Neisser, Ulric*, 1979, Kognition und Wirklichkeit. Prinzipien und Implikationen der kognitiven Psychologie, Stuttgart: Klett-Cotta
- Neurath, Otto*, 1931, Empirische Soziologie – Der wissenschaftliche Gehalt der Geschichte und Nationalökonomie, Wien (zitiert nach: ders., Wissenschaftliche Weltanschauung, Sozialismus und Logischer Empirismus, Frankfurt: Suhrkamp 1979, 145-234)
- Oeser, Erhard*, 1987, Evolutionäre Wissenschaftstheorie, in: Lüttersfelds, Transzendente oder evolutionäre Erkenntnistheorie?, 51-63
- Oksaar, Els*, 1979, Spracherwerb und Kindersprache in evolutiver Sicht, in: Der Mensch und seine Sprache, o.O.: Propyläen, 145-166
- Oppenheim, Paul/Hillary Putnam*, 1970, Einheit der Wissenschaft als Arbeitshypothese (1958), in: Lorenz Krüger (Hrsg.), Erkenntnisprobleme der Naturwissenschaften. Texte zur Einführung in die Philosophie der Wissenschaft, Köln: Kiepenheuer & Witsch, 339-371
- Patzelt, Werner J.*, 1986, Sozialwissenschaftliche Forschungslogik. Einführung, München/Wien: Oldenbourg
- Patzelt, Werner J.*, 1987, Grundlagen der Ethnomethodologie. Theorie, Empirie und politikwissenschaftlicher Nutzen einer Soziologie des Alltags, München: Fink
- Phillips, Derek L.*, 1974, Epistemology and the Sociology of Knowledge: The Contributions of Mannheim, Mills, and Merton, in: Theory and Society, 1, 59-88
- Piaget, Jean*, 1972, Die Entwicklung des Erkennens I: Das mathematische Denken, Stuttgart: Klett (1950)
- Piaget, Jean*, 1974, Abriß der genetischen Epistemologie, Olten/Freiburg: Walter (1970)
- Piaget, Jean*, 1974, Weisheit und Illusionen der Philosophie, Frankfurt: Suhrkamp (1965)
- Piaget, Jean*, 1975, Der Aufbau der Wirklichkeit beim Kinde, Stuttgart: Klett (1937)
- Piaget, Jean*, 1978, Das Weltbild des Kindes, Stuttgart: Klett-Cotta (1926)

- Piaget, Jean*, 1981, Sprache und intellektuelle Operationen (1963), in: Furth, Intelligenz und Erkennen, 176-190
- Piaget, Jean*, 1988, Einführung in die genetische Erkenntnistheorie, Frankfurt: Suhrkamp (1970)
- Pinch, Trevor*, 1990, The Role of Scientific Communities in the Development of Science, in: Impact of Science on Society, 159, 219-225
- Popper, Karl R.*, 1965, Das Elend des Historizismus, Tübingen: Mohr (Siebeck)
- Popper, Karl*, 1969, Die Logik der Sozialwissenschaften, in: Theodor W. Adorno u.a. (Hrsg.), Der Positivismusstreit in der deutschen Soziologie, Neuwied/Berlin: Luchterhand, 103-123
- Popper, Karl*, 1973, Logik der Forschung, Tübingen: Mohr (Siebeck), 5. Auflage (1934)
- Popper, Karl R.*, 1984, Objektive Erkenntnis. Ein evolutionärer Entwurf, Hamburg: Hoffmann und Campe, 4. verbesserte und ergänzte Auflage (1972)
- Radnitzky, Gerard*, 1976, Bedeutung des Objektivitätsbegriffs in Wissenschaftstheorie und Forschungspolitik, in: Werner Becker/Kurt Hübner (Hrsg.), Objektivität in der Natur- und Geisteswissenschaften, Hamburg: Hoffmann und Campe, 189-223
- Radnitzky, Gerard*, 1989, Wissenschaftstheorie, Methodologie, in: Seiffert/Radnitzky, Handlexikon zur Wissenschaftstheorie, 463-472
- Ravetz, J.R.*, 1973, Die Krise der Wissenschaft. Probleme der industrialisierten Forschung, Neuwied/Berlin: Luchterhand (1971)
- Reichenbach, Hans*, 1983, Erfahrung und Prognose. Eine Analyse der Grundlagen und der Struktur der Erkenntnis, Braunschweig/Wiesbaden: Vieweg (Gesammelte Werke in 9 Bänden, Band 4) (1938)
- Richards, John/Ernst von Glasersfeld*, 1988, Die Kontrolle von Wahrnehmung und die Konstruktion von Realität. Erkenntnistheoretische Aspekte des Rückkoppelungs-Kontroll-Systems (1984), in: Schmidt, Der Diskurs des Radikalen Konstruktivismus, 192-228
- Richter, Inge*, 1990, Leben ohne Sprache – Bericht aus einer lautlosen Welt, in: Henning Kössler (Hrsg.), Sprache. Fünf Vorgänge, Erlangen: Universitätsbund Erlangen-Nürnberg, 27-39
- Riegas, Volker*, 1990, Das Nervensystem – offenes oder geschlossenes System?, in: Riegas/Vetter, Zur Biologie der Kognition, 99-115
- Riegas, Volker/Christian Vetter*, 1990, Gespräch mit Humberto R. Maturana, in: dies., Zur Biologie der Kognition, 11-90
- Riegas, Volker/Christian Vetter (Hrsg.)*, 1990, Zur Biologie der Kognition. Ein Gespräch mit Humberto R. Maturana und Beiträge zur Diskussion seines Werkes, Frankfurt: Suhrkamp
- Ros, Arno*, 1989, Begründung und Begriff. Wandlungen des Verständnisses begrifflicher Argumentationen, Band I: Antike, Spätantike und Mittelalter, Hamburg: Meiner
- Rosch, Eleanor*, 1987, Linguistic Relativity, in: ETC. et cetera, 44, 254-279
- Rosenmayr, Leopold*, 1966, Max Scheler, Karl Mannheim und die Zukunft der Wissenssoziologie, in: Alphons Silbermann (Hrsg.), Militanter Humanismus. Von den Aufgaben der modernen Soziologie, Frankfurt: Fischer, 200-231
- Roth, Gerhard*, 1978, Die Bedeutung der biologischen Wahrnehmungsforschung für die philosophische Erkenntnistheorie, in: Peter M. Hejl u.a. (Hrsg.), Wahrnehmung und Kommunikation, Frankfurt u.a.: Lang, 65-78
- Roth, Gerhard*, 1984, Stellungnahme zum Aufsatz „Evolution der Erkenntnisfähigkeit – Ansätze zu einer evolutionären Erkenntnistheorie“ von Gerhard Vollmer, in: Realismus und Dialektik oder Was können wir wissen?, Köln: Pahl-Rugenstein (Dialektik 8), 224-229

- Roth, Gerhard, 1986, Selbstorganisation – Selbsterhaltung – Selbstreferentialität: Prinzipien der Organisation der Lebewesen und ihre Folgen für die Beziehung zwischen Organismus und Umwelt, in: Andreas Dress u.a. (Hrsg.), Selbstorganisation. Die Entstehung von Ordnung in Natur und Gesellschaft, München: Piper, 149-180
- Roth, Gerhard, 1988, Autopoiese und Kognition: Die Theorie H.R.Maturanas und die Notwendigkeit ihrer Weiterentwicklung, in: Schmidt, Der Diskurs des Radikalen Konstruktivismus (1987), 256-286
- Roth, Gerhard, 1988, Erkenntnis und Realität: Das reale Gehirn und seine Wirklichkeit (1984), in: Schmidt, Der Diskurs des radikalen Konstruktivismus, 229-255
- Roth, Gerhard, 1988, Wissenschaftlicher Rationalismus und holistische Weltdeutung, in: Gerhard Pasternack (Hrsg.), Rationalität und Wissenschaft, Bremen: Universität Bremen, 81-95
- Roth, Gerhard, 1990, Gehirn und Selbstorganisation, in: Krohn/Küppers, Selbstorganisation, 167-180
- Roth, Gerhard, 1991, Die Konstitution von Bedeutung im Gehirn, in: Schmidt, Gedächtnis, 360-370
- Roth, Gerhard, 1991, Neuronale Grundlagen des Lernens und des Gedächtnisses, in: Schmidt, Gedächtnis, 127-158
- Sahner, Heinz, 1979, Veröffentlichte empirische Sozialforschung: Eine Kumulation von Artefakten? Eine Analyse von Periodika, in: Zeitschrift für Soziologie, 8, 267-278
- Sahner, Heinz, 1982, Theorie und Forschung. Zur paradigmatischen Struktur der westdeutschen Soziologie und zu ihrem Einfluß auf die Forschung, Opladen: Westdeutscher Verlag
- Salamun, Kurt, 1989, Karl R. Popper und die Philosophie des Kritischen Rationalismus. Zum 85. Geburtstag von Karl R. Popper, Amsterdam/Atlanta GA.: Rodopi
- Sawin, Gregory, 1987, Investigating the Whorf Hypothesis, in: ETC. et cetera, 44, 293f
- Scheuch, Erwin K./Dietrich Rüschmeyer, 1956, Soziologie und Statistik. Über den Einfluß der modernen Wissenschaftslehre auf ihr gegenseitiges Verhältnis (1956), in: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, 8, 272-291
- Schlesinger, I. M., 1991, The Wax and Wane of Whorfian Views, in: Robert L. Cooper/Bernard Spolsky (Hrsg.), The Influence of Language on Culture and Thought. Essays in Honor of Joshua A. Fishman's Sixty-Fifth Birthday, Berlin/ New York: Mouton de Gruyter, 7-44
- Schmidt, Siegfried J., 1968, Sprache und Denken als sprachphilosophisches Problem von Locke bis Wittgenstein, Den Haag: Nijhoff
- Schmidt, Siegfried J., 1988, Der Radikale Konstruktivismus. Ein neues Paradigma im interdisziplinären Diskurs, in: ders., Der Diskurs des Radikalen Konstruktivismus (1987), 11-88
- Schmidt, Siegfried J. (Hrsg.), 1988, Der Diskurs des Radikalen Konstruktivismus, Frankfurt: Suhrkamp (1987)
- Schmidt, Siegfried J. (Hrsg.), 1991, Gedächtnis. Probleme und Perspektiven der interdisziplinären Gedächtnisforschung, Frankfurt: Suhrkamp
- Schneider, Hans Julius, 1993, Die Situiertheit des Denkens, Wissens und Sprechens im Handeln. Perspektiven der Spätphilosophie Wittgensteins, in: Deutsche Zeitschrift für Philosophie, 41, 727-739
- Schurz, Gerhard, 1988, 40 Jahre nach Hempel-Oppenheim, in: ders., Erklären und Verstehen in der Wissenschaft, 11-30
- Schurz, Gerhard (Hrsg.), 1988, Erklären und Verstehen in der Wissenschaft, München: Oldenbourg

- Schütz, Alfred*, 1971, *Gesammelte Aufsätze. I: Das Problem der sozialen Wirklichkeit*, Den Haag: Nijhoff
- Schütz, Alfred*, 1974, *Der sinnhafte Aufbau der sozialen Welt. Eine Einleitung in die verstehende Soziologie*, Frankfurt: Suhrkamp (1932)
- Schütze, Fritz*, 1975, *Sprache soziologisch gesehen. Band I: Strategien sprachbezogenen Denkens innerhalb und im Umkreis der Soziologie*, München: Fink
- Seiffert, Helmut/Gerard Radnitzky (Hrsg.)*, 1989, *Handlexikon zur Wissenschaftstheorie*, München: Ehrenwirth
- Seiler, Thomas Bernhard*, 1991, *Handeln und Erkennen in der strukturgenetischen Theorie Jean Piagets*, Diskussionspapier für die Zweiten Freiburger Arbeitstage für Soziologie vom 3.-5. Oktober 1991
- Selvin, Hanan S.*, 1970, Durkheims „Suicide“ und Probleme empirischer Forschung (1958), in: Topitsch, *Logik der Sozialwissenschaften*, 386-405
- Shimada, Shingo*, 1992, Überlegungen zur gesellschaftlichen Zeitlichkeitsregelung in Japan, in: Matthes, *Zwischen den Kulturen?*, 375-392
- Singer, Wolf*, 1991, Die Entwicklung kognitiver Strukturen – ein selbstreferentieller Lernprozeß, in: Schmidt, *Gedächtnis*, 96-126
- Smelser, Neil J.*, 1986, Die Beharrlichkeit des Positivismus in der amerikanischen Soziologie, in: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, 38, 133-150
- Spaemann, Robert/Peter Koslowski/Reinhard Löw (Hrsg.)*, 1984, *Evolutionstheorie und menschliches Selbstverständnis. Zur philosophischen Kritik eines Paradigmas moderner Wissenschaft*, Weinheim: Acta humaniora
- Srubar, Ilja*, 1992, Grenzen des „Rational Choice“-Ansatzes, in: *Zeitschrift für Soziologie*, 21, 157-165
- Srubar, Ilja*, 1994, Die (neo-)utilitaristische Konstruktion der Wirklichkeit in: *Soziologische Revue*, 17, 115-121
- Stadler, Michael/Peter Kruse*, 1991, Visuelles Gedächtnis für Formen und das Problem der Bedeutungszuweisung in kognitiven Systemen, in: Schmidt, *Gedächtnis*, 250-266
- Stegmüller, Wolfgang*, 1984, Evolutionäre Erkenntnistheorie, Realismus und Wissenschaftstheorie, in: Spaemann u.a., *Evolutionstheorie und menschliches Selbstverständnis*, 5-34
- Stehr, Nico/Volker Meja*, 1981, Wissen und Gesellschaft, in: dies., *Wissenssoziologie*, 7-19
- Stehr, Nico/Volker Meja*, 1982, Zum Streit um die Wissenssoziologie, in: dies., *Der Streit um die Wissenssoziologie. Erster Band: Die Entwicklung der deutschen Wissenssoziologie*, 11-23
- Stehr, Nico/Volker Meja*, 1982, Zur gegenwärtigen Lage wissenssoziologischer Konzeptionen, in: dies., *Der Streit um die Wissenssoziologie. Zweiter Band: Rezeption und Kritik der Wissenssoziologie*, 893-946
- Stehr, Nico/Volker Meja*, 1985, Sozialwissenschaftlicher und erkenntnistheoretischer Diskurs: Das Problem des Relativismus, in: *Soziale Welt*, 36, 261-270
- Stehr, Nico/Volker Meja (Hrsg.)*, 1981, *Wissenssoziologie*, Opladen: Westdeutscher Verlag (Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, Sonderheft 22)
- Susser, Bernhard*, 1989, The Sociology of Knowledge and its Enemies, in: *Inquiry*, 32, 245-260
- Tenbruck, Friedrich H.*, 1981, Emile Durkheim oder die Geburt der Gesellschaft aus dem Geist der Soziologie, in: *Zeitschrift für Soziologie*, 10, 333-350
- Tenbruck, Friedrich H.*, 1984, *Die unbewältigten Sozialwissenschaften oder Die Abschaffung des Menschen*, Graz u.a.: Styria

- Thomas, R. Murray/Birgitt Feldmann, 1986, Die Entwicklung des Kindes, Weinheim/Basel: Beltz
- Tibbetts, Paul, 1986, The Sociology of Scientific Knowledge: The Constructivist Thesis and Relativism, in: Philosophy of the Social Sciences, 16, 39-57
- Topitsch, Ernst, 1970, Das Verhältnis zwischen Sozial- und Naturwissenschaften. Eine methodologisch-ideologiekritische Untersuchung (1963), in: ders. Logik der Sozialwissenschaften, 57-71
- Topitsch, Ernst (Hrsg.), 1970, Logik der Sozialwissenschaften, Köln/Berlin: Kiepenheuer & Witsch (1965)
- Topitsch, Ernst, 1972, Zum Gesetzesbegriff in den Sozialwissenschaften (1966), in: Albert, Theorie und Realität, 317-330
- Trow, Martin, 1969, Comment on „Participant Observation and Interviewing: A Comparison“ (1957), in: George J. MacCall/J.L. Simmons (Hrsg.), Issues in Participant Observation: A Text and Reader, Reading MA. u.a.: Addison-Wesley, 332-338
- Twenhöfel, Ralf, 1991, Wissenschaftliches Handeln. Aspekte und Bestimmungsgründe der Forschung, Berlin/New York: de Gruyter
- Verhandlungen des Sechsten Deutschen Soziologentages, 1929, vom 17. bis 19. September 1928 in Zürich. Vorträge und Diskussionen in der Hauptversammlung und in den Sitzungen der Untergruppen, Tübingen: Mohr (Siebeck)
- Vollmer, Gerhard, 1980, Evolutionäre Erkenntnistheorie und Leib-Seele-Problem, in: Wolfgang Böhme (Hrsg.), Wie entsteht der Geist?, Karlsruhe, 11-40
- Vollmer, Gerhard, 1984, Zu den Voraussetzungen der Evolutionären Erkenntnistheorie. Eine Antwort an Gerhard Roth, in: Realismus und Dialektik oder Was können wir wissen?, Köln: Pahl-Rugenstein (Dialektik 8), 230-236
- Vollmer, Gerhard, 1987, Evolutionäre Erkenntnistheorie. Angeborene Erkenntnisstrukturen im Kontext von Biologie, Psychologie, Linguistik, Philosophie und Wissenschaftstheorie, Stuttgart: Hirzel (1975)
- Vollmer, Gerhard, 1988, Was können wir wissen? Band 1: Die Natur der Erkenntnis. Beiträge zur Evolutionären Erkenntnistheorie, Stuttgart: Hirzel (1985)
- Vollmer, Gerhard, 1988, Kann unser Wissen zugleich vorläufig und objektiv sein? Zur Erkenntnistheorie des Kritischen Rationalismus, in: Ulrich O. Sievering (Hrsg.), Kritischer Rationalismus heute, Frankfurt a.M.: Haag + Herchen, 39-62
- Wandruszka, Mario, 1979, Sprache und Sprachen, in: Der Mensch und seine Sprache, o.O.: Propyläen, 7-47
- Warren, Carol A. B., 1980, Data Presentation and the Audience. Responses, Ethics, and Effects, in: Urban Life, 9, 282-308
- Watzlawick, Paul (Hrsg.), 1986, Die erfundene Wirklichkeit. Wie wissen wir, was wir zu wissen glauben? Beiträge zum Konstruktivismus, München/Zürich: Piper (1981)
- Wax, Murray L., 1966/67, On Misunderstanding Verstehen: A Reply to Abel, in: Sociology and Social Research, 51, 323-333
- Weber, Max, 1968, Die „Objektivität“ sozialwissenschaftlicher und sozialpolitischer Erkenntnis (1904), in: ders., Gesammelte Aufsätze zur Wissenschaftslehre, Tübingen: Mohr (Siebeck), 146-214
- Weigert, Andrew J., 1970, The Immoral Rhetoric of Scientific Sociology, in: American Sociologist, 5, 111 - 119
- Weingart, Peter, 1972, Wissenschaftsforschung und wissenschaftsoziologische Analyse, in: ders. (Hrsg.), Wissenschaftssoziologie 1. Wissenschaftliche Entwicklung als sozialer Prozeß, Frankfurt: Suhrkamp, 11-42
- Wendel, Hans Jürgen, 1990, Moderner Relativismus. Zur Kritik antirealistischer Sichtweisen des Erkenntnisproblems, Tübingen: Mohr (Siebeck)

- Werlen, Iwar, 1989, Sprache, Mensch und Welt. Geschichte und Bedeutung des Prinzips der sprachlichen Relativität, Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft
- Whorf, Benjamin Lee, 1963, Sprache, Denken, Wirklichkeit. Beiträge zur Metalinguistik und Sprachphilosophie, Reinbek: Rowohlt
- Wilson, Thomas P., 1973, Theorien der Interaktion und Modelle soziologischer Erklärung (1970), in: Arbeitsgruppe Bielefelder Soziologen (Hrsg.), Alltagswissen, Interaktion und gesellschaftliche Wirklichkeit, Reinbek: Rowohlt, 54-79
- Wilson, Thomas P., 1982, Qualitative „oder“ quantitative Methoden in der Sozialforschung, in: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, 34, 487-508
- Wirth, Louis, 1985, Vorwort zur englischen Ausgabe (1936), in: Mannheim, Ideologie und Utopie, IX-XXVII
- Wörterbuch der philosophischen Begriffe, 1929, Berlin: Mittler & Sohn, 4. völlig neu bearbeitete Auflage
- Wolff, Kurt H., 1978, Karl Mannheim, in: Dirk Käsler (Hrsg.), Klassiker des soziologischen Denkens, Band II: Von Weber bis Mannheim, München: Beck, 286-387
- Woolgar, Steve/Dorothy Pawluch, 1985, How Shall We Move Beyond Constructivism?, in: Social Problems, 33, 159-162
- Wright, Georg Henrik von, 1974, Erklären und Verstehen, Frankfurt: Athenäum Fischer (1971)
- Zimmer, Dieter, 1986, So kommt der Mensch zur Sprache. Über Spracherwerb, Sprachentstehung, Sprache & Denken, Zürich: Haffmann
- Zimmerli, Walther Chr., 1989, Wissenschaftsgeschichte: Geisteswissenschaften, in: Seifert/Radnitzky, Handlexikon zur Wissenschaftstheorie, 413-424

Personenverzeichnis

A

Abel 38; 39; 40; 287
Adorno 263
Aebli 133; 135; 142; 143
Albert 24; 37; 38; 39; 40; 41; 42; 45;
155; 173; 287; 292
Alemann 278
Amann 219
Apel 23; 31; 173

B

Barnes 205; 210; 215; 216; 232; 238
Barton 23
Becker 264
Berlin 31; 32; 37; 45; 162; 168; 188;
205; 222; 263
Bieri 115; 118
Bloom 171
Bloor 205; 206; 207; 208; 209; 210;
211; 212; 213; 214; 215; 216; 217;
218; 219; 220; 223; 224; 227; 230;
231; 232; 236
Bloor 253
Blumer 156; 226; 288; 289
Boas 162; 178
Bollnow 33; 34
Bonß 43; 219; 261; 291; 306
Bovet 131
Boyle 211; 212
Brouwer 164
Brown 168; 207; 210; 211; 232
Buchmann 291
Bunge 201; 207; 208; 211; 214; 216;
228; 231; 232

C

Carroll 163
Cicourel 44; 224; 288
Cohen 155
Collins 205; 211
Comte 197
Condillac 162

D

Daston 262; 263
Davis 44; 234

Dear 262; 263
Descartes 148
Deutscher 43
Diederichs 210
Diemer 46
Dilthey 24; 26; 31; 32; 33; 34; 35; 36;
40; 275; 285
Douglas 43; 44; 210
Dray 39
Droysen 31; 34
Druwe 99
Durkheim 23; 26; 43; 44; 148; 181;
195; 209; 210; 272
Dux 130; 136; 146; 147; 148; 149; 150;
151; 152; 157; 159; 160; 190

E

Eigen 99; 246; 262; 263; 264; 269;
271; 287; 296
Engels 111; 115; 117; 118; 119; 120;
121; 122; 259
Esser 292; 306

F

Fatke 131; 132; 134; 135; 143; 175
Feldmann 131; 141
Fischer 154; 163; 200; 214
Fleming 43
Foerster 99; 100; 109; 139
Forman 214
Franzen 168; 171; 180; 184
Freudenthal 214; 228
Friedrichs 278
Fuchs 218; 232; 233; 234; 235; 237;
272
Furth 131; 132; 134; 137; 174; 175;
176; 177; 179; 183

G

Gadamer 40
Galtung 171; 172; 178
Garfinkel 205; 298
Gauger 178
Gehlen 147
Gilbert 42; 204; 205; 216; 222; 234
Gipper 163; 164; 166; 167; 170; 172;
173; 174; 175; 179; 181; 183

Girtler 289; 290; 292
Glaser 290; 292; 293; 294
Glaserfeld 100; 101; 103; 104; 105;
106; 107; 124; 126; 129; 131; 135;
138; 141; 151; 159
Goldstein, Inge F. 139
Goldstein, Martin 139
Gräfrath 37; 258
Gurny 291

H

Habermas 41; 302
Haferkamp 154; 155; 156
Haken 99
Hanson 230
Hartmann 43; 219; 261; 291; 306
Hasse 206
Hayakawa 288
Hayek 37
Hegel 34
Heidegger 40
Heintz 206
Helmer 37
Hempel 39; 40; 45; 46; 277; 287; 307
Henle 163; 166; 167; 168
Hesse 210
Hirschauer 219
Hockett 184
Hoffmann-Riem 37; 264; 289; 290; 292
Hoijer 166; 183
Homans 266
Honneth 156
Hopf 23; 288; 292
Hoyningen-Huene 259
Huber 37
Hübner 25; 264
Humboldt 162; 166; 183; 184

I

Inhelder 136; 137; 142
Inhetveen 26
Irrgang 111; 116

J

Jakobson 173
Jakowljewitsch 37
Janich 111
Joas 156; 157; 159; 160

K

Kant 105; 113; 115; 148; 164; 173
Kaspar 111; 116; 120
Kay 168
Kelle 277
Kern 121; 135; 140; 170; 173; 213;
224; 238; 292
Kettler 189; 195; 197
Klein 159; 174; 179; 251; 290; 303
Kluckhohn 166
Klüver 99; 222
Knorr 230
Knorr-Cetina 205; 218; 219; 220; 221;
222; 223; 224; 225; 226; 227; 228;
229; 232; 236; 237; 306
Kreissl 291
Krohn 99; 101; 105; 123
Kromrey 278
Krücken 206
Kruse 102; 104
Kuhn 21; 22; 201; 202; 203; 204; 205;
208; 231; 259; 268
Küppers 99; 101; 123

L

Lakatos 210
Lamnek 289; 290; 292; 293
Latour 205; 218; 220; 224; 232; 233;
234; 237
Laudan 206; 207; 212; 213; 215; 218;
231
Lazarsfeld 23
Lee 121; 162; 163; 164; 166; 216; 225
Leighton 166
Lenneberg 168
Locke 162; 173
Lorenz 37; 111; 116; 120; 148
Luhmann 99; 179
Lundberg 23; 44
Lütterfelds 111; 115; 116
Lynch 205

M

Machiavelli 266
Malotki 170
Mannheim 24; 27; 156; 186; 187; 188;
189; 190; 191; 192; 193; 194; 195;
196; 197; 198; 199; 200; 201; 204;
206; 209; 216; 219; 232; 238; 260;
261; 288
Marx 187

Matthes 25; 28; 172; 186; 200; 280;
291

Maturana 99; 101; 122; 124; 125; 127;
128; 129; 140

Mauss 209; 210

McCartney 44

Mead 26; 129; 152; 153; 154; 155; 156;
157; 158; 159; 160; 161; 179; 190;
288; 292

Meja 130; 189; 191; 192; 193; 195;
196; 197; 198; 199; 209; 210; 214;
219; 231; 232

Merton 189; 195; 198; 201; 202

Misch 33; 125

Mulkay 42; 199; 204; 205; 210; 216;
232; 234; 236

Münchhausen 302

Musgrave 98

N

Nagel 41; 45

Neisser 145; 146; 151

Neurath 36; 37; 45

Newton 166; 211

Newton-Smith 207

Nishimura 171; 172; 178

O

Oeser 116

Oksaar 181

Oppenheim 37; 46; 277; 307

P

Paslack 99

Patzelt 278

Pawluch 234

Phillips 195

Piaget 24; 26; 108; 121; 130; 131; 132;
133; 134; 135; 136; 137; 138; 139;
140; 141; 142; 143; 145; 148; 150;
151; 157; 159; 161; 174; 175; 176;
177; 179; 183; 190

Pickering 205

Pinch 208; 218; 224; 232

Platon 265

Popper 24; 37; 38; 43; 46; 47; 105;
114; 164; 170; 187; 203; 204; 205;
208; 216; 217; 264; 265; 266; 267;
268; 269; 270; 277; 287; 291; 304

Prigogine 99

Putnam 37

R

Radnitzky 23; 31; 98; 264

Ravetz 222; 223

Reichenbach 277; 278; 279

Rescher 37

Richards 105; 107; 124; 126; 138; 159

Richter 177

Riedl 111

Riegas 99; 101; 122; 124; 125; 129;
139; 168; 169; 183; 199

Ros 98

Rosch 168; 169; 183

Rosenmayr 199

Roth 99; 100; 101; 102; 103; 105; 107;
109; 110; 111; 113; 126; 127; 128;
130; 139; 141

Rousseau 143

Rühl 25

Rüschemeyer 23

S

Sahner 45; 279

Salamun 24

Sapir 162; 163; 164; 168; 178

Sawin 172

Scheler 188; 189; 193; 199

Scheuch 23

Schlesinger 162; 164; 169; 172

Schmidt, Siegfried J. 99; 100; 101; 102;
104; 105; 107; 124; 126; 128; 162;
173; 206

Schmidt, K.-H. 219

Schmidt, Jörn 222

Schneider 25; 26

Schurz 306; 307

Schütz 26; 167; 257; 263; 288; 306

Schüttze 167

Seiffert 23

Seiler 134; 135; 143; 150

Shapin 213

Shimada 172

Shweder 169

Singer 101; 102; 103; 107; 126; 135;
139

Smelser 44

Sombart 196

Spaemann 23; 115

Stadler 102; 104

Stahlschmidt 170

Stegmüller 23; 115; 116; 118

Stehr 130; 189; 191; 192; 193; 195;
196; 197; 198; 199; 209; 210; 214;
219; 231; 232

Strauss 187; 290; 292; 293; 294

Susser 187

T

Tenbruck 214

Thomas 131; 134; 141; 201; 202; 259

Tibbetts 218; 220; 233; 235

Tolstoj 225

Topitsch 44; 45

Twenhöfel 205; 211; 215

U

Uexküll 121

Uhlemann 37

V

Varela 101; 125; 127; 128; 129; 140

Vetter 99; 101; 122; 124; 125; 129

Vierkandt 24

Vollmer 111; 112; 113; 114; 115; 116;
117; 118; 119; 120; 121; 123; 127;
129; 130; 135; 151; 160

W

Wandruszka 180; 183

Warren 222

Watzlawick 100; 106

Wax 39; 162; 164; 169; 172

Weber 156; 190; 194; 195; 302

Weigert 44

Weingart 200; 202; 206; 292

Weingarten 23

Weisgerber 166; 172; 182; 183

Wendel 115; 124

Werlen 162; 163; 166; 167; 168; 169;
170; 171; 172; 178; 183; 184

Whorf 162; 163; 164; 165; 166; 167;
168; 169; 170; 171; 172; 173; 178;
182; 183; 185; 213

Whyte 227

Wilson 298

Wirth 191

Wittgenstein 25; 40; 162; 173

Wolff 188; 195; 197; 291

Wolffersdorf-Ehlert 291

Woolgar 205; 220; 224; 232; 233; 234;
237

Wright 23

Wundt 153

Z

Zimmer 31; 34

Sachverzeichnis

- affirmative Negation 222, 236
- Akkommodation/Assimilation 132-134, 138ff, 174, 176, 247f, 297
- Alltagswissen und wissenschaftliches Wissen 53f, 55, 90-92, 214, 295
- Assimilation (s. Akkommodation)
- Begründungszusammenhang/ Trennung von Genese und Geltung 56f, 92, 217, 230, 232f, 268f, 277-280
- deduktiv-nomologisches Wissenschaftsmodell 38, 39, 55-58, 75, 297
- Einheit der wissenschaftlichen Methodologie 36-42, 73, 74, 80f, 208, 275f
- Empirismus, logischer 36f
- Entdeckungszusammenhang (s. Begründungszusammenhang)
- Erkenntnis
 - Unmittelbarkeit von E. (s.a. Theorieleitung der Forschung) 32, 40, 60, 237f, 285, 290
 - genetische Grundlagen von E. 107, 114, 132, 145, 146, 245, 246f, 248f
 - anthropologische Grundlagen der E. 146-151
 - soziale Basis von E. und Wissen 52, 55, 108, 109, 146-151, 152-158, 184, 221f, 249-252, 299
 - Determination von E. durch soziale Faktoren 190, 212-215, 229
 - E. und Handeln/E. und handelndes Subjekt 99, 127-136, 146-151, 174-177, 184, 244, 246f, 256f, 266, 303
 - E. und Interaktion 152-158, 250
 - E. und Sprache 52, 162-185, 250f
 - E. und soziale Interessen 209-212, 215
 - E. und Beobachtung 129
 - E. als Konstruktion (s.a. Konstruktivismus; Radikaler Konstruktivismus) 122-126, 230, 259-261, 273, 296f
- E. als realistische Konstruktion 135-142, 244-254
- Erklären-Verstehen-Kontroverse
 - Rekonstruktion 31-46, 57, 301
 - Lösungsvorschläge 67-82, 83-94, 281-287, 294-299
- Evolutionäre Erkenntnistheorie (s.a. Realismus) 111-130
- Gegenstand soziologischer Analyse
 - seine Konstitution 66f, 87-93, 257-259, 303-305
 - Reflexionen auf seine Beschaffenheit 31, 42, 46-54, 84, 275f, 296f
- Gehirnforschung (s. neurophysiologische Prozesse)
- Geltung von Aussagen (s. Begründungszusammenhang)
 - genetische Epistemologie 130-136
 - genetische Grundlagen von Wissen und Erkenntnis (s. Erkenntnis)
 - „gute Gründe“ für wissenschaftliche Entscheidungen 203f, 206f, 209, 216, 228
- handwerklicher Charakter wissenschaftlicher Forschung 222f
- Hermeneutik 33-35, 40, 57, 59
- hermeneutischer Positivismus 40, 60, 81, 292
- hypothetisch-deduktive Methodologie (s. deduktiv-nomologisches Wissenschaftsmodell)
- Intersubjektivität (s.a. Objektivität) 262-264
- Introspektion (s. Verstehen)
- Komplexität der Realität, unbegrenzte (s. Unstrukturiertheit)
- Konstitution der Wirklichkeit (s.a. Erkenntnis als Konstruktion; Konstruktivismus; Sinnhaftigkeit sozialer Phänomene)

- K. d. W. durch Handelnde 52-54, 55f, 106, 108f, 128, 140f, 149f, 152-158, 281-287
- K. d. W. durch Sozialforscher 55f, 61, 64f, 72, 76-78, 87f, 90f, 258, 269, 277-294, 295, 303-305
- Eigenständigkeit der Perspektive des Sozialforschers 295f, 297
- konstruktiver Realismus (s. Erkenntnis als realistische Konstruktion)
- Konstruktivismus (s.a. Radikaler Konstruktivismus) 130f, 136, 218-228, 229, 259-261, 273
- Korrespondenzthese (s.a. Realismus) 122-130, 230
- Laborstudien (s. Soziologie wissenschaftlichen Wissens)
- linguistisches Relativitätsprinzip 172-173, 177-185
- Naturalisierung der Erkenntnistheorie 24, 58, 98, 248f, 307
- neurophysiologische Prozesse 100-103, 139, 246f
- Objektivität/objektive Erkenntnis 34, 49-52, 59, 62, 80, 83f, 92, 104f, 114, 119, 120-122, 142, 196, 197, 202, 259, 261-274
- O. als Intersubjektivität 262-264
- O. als „Welt objektiver Ideen“ 264-270
- O. als Ziel wissenschaftlichen Handelns 270-274
- „Offenheit“ qualitativer Forschung (s.a. Konstitution der Wirklichkeit durch Sozialforscher) 290-293
- qualitative/quantitative Methodologie 69-71, 79, 287-293, 297f
- Radikaler Konstruktivismus (s.a. Konstruktivismus) 99-111, 122-131, 136f, 155, 159f, 256f, 260
- Realismus (s.a. Evolutionäre Erkenntnistheorie) 98, 104, 110, 114, 123, 125f, 133, 136, 195-198, 219, 232f, 234-239, 256f, 259-261
- Realität (s. Welt)
- Reflexivität von Erkenntnis 56, 192f, 231f
- Relationismus 194, 196
- Relativismus (s. a. Wissenssoziologie und Geltungsfrage) 193f, 195-198, 200, 216f, 231, 264
- Seinsgebundenheit des Denkens 187-192, 260
- S. d. D. und die Naturwissenschaften 192-194, 199, 200f, 204f, 207f
- Selbstorganisation/Selbstreferentialität 99-103, 108, 126, 136f, 141, 245
- Sinnhaftigkeit sozialer Phänomene 52-54, 55f, 64, 74, 76-78, 88, 266-268, 276, 281-287, 295, 298, 305-307
- soziale Basis von Erkenntnis und Wissen (s. Erkenntnis)
- Soziologie wissenschaftlichen Wissens 200f, 205-228, 253
- „strong programme“ 206-218, 229
- Laborstudien 205, 218-228, 229
- „rhetorische Wende“ der S. 233-236, 260, 271-274
- Sprache, Denken und Erkennen (s. Erkenntnis und Sprache)
- „strong programme“ (s. Soziologie wissenschaftlichen Wissens)
- Szientismus 21, 32, 36, 37, 49, 51, 208
- Theorie rationalen Handelns 73-82
- Theorieleitung der Forschung (s.a. Erkenntnis: Unmittelbarkeit der E.; Konstitution der Wirklichkeit durch Sozialforscher) 280f, 291f
- Unstrukturiertheit/unbegrenzte Komplexität der Realität 124f, 210f, 217, 238f
- Unterdeterminiertheit der Theorie durch empirische Daten 210, 229
- Verdinglichung 71f
- Verstehen 31-35, 36, 38f, 54-67, 84-87, 266, 281-287
- V. als Introspektion 32, 38, 43, 54f, 285
- V. als Operationalisierung und Datenerhebung 75f
- V. als Rekonstruktion fremden Sinns 53, 77f, 281-287 (v.a. 256f), 306f
- Welt/Realität versus Wirklichkeit 237f, 244
- Trennung von „Existenz“ und „Erkennbarkeit“ der Realität 237f, 260f

Widerständigkeit der Realität 108, 133,
137-139, 148f, 157, 161, 238, 270
Wissenschaftssoziologie (s.a. Soziologie
wissenschaftlichen Wissens) 42-46,
169, 200-206, 230f, 236, 251, 297
Wissenssoziologie 61, 187-200, 231
– realistische Komponente bei
Mannheim 195-198

– W. an Stelle von Erkenntnistheorie und
Wissenschaftstheorie 207, 217, 229-
239
– W. und Geltungsfrage 193-198, 217f,
229-239, 271-274